

Der

Kastner-Bericht

über Eichmanns
Menschenhandel
in Ungarn. Mit
einem Vorwort
von Professor
Carlo Schmid.

Kindler

Der Kastner-Bericht

über Eichmanns Menschenhandel in Ungarn

Mit einem Vorwort von Professor Dr. Carlo Schmid

VERLEGT BEI KINDLER

Plagen die günstigsten Voraussetzungen zu schaffen? Konnte man es auf sich nehmen, dafür einzutreten, daß Lager für »Sonderfälle« eingerichtet wurden, etwa nach dem Gesichtspunkt, in welchem Maß sich Menschen um die jüdische Sache verdient gemacht hatten? Durfte man seinen eigenen Angehörigen bessere Chancen verschaffen? Und wie steht es mit dem »Kampf um den Platz«?

Vor solchem Zwang standen viele ehrbare Männer in den Ghettos und den Konzentrationslagern. Wer will hier richten? Wir können uns nur vor ihrem Martyrium beugen.

Dr. Kastner war sich über alle diese Dinge im klaren. Er wußte, daß der Erfolg auf dem Weg, den er ging, Funktion des Zeitablaufs war und daß angesichts des Tempos der apokalyptischen Reiter die Wahrscheinlichkeit unendlich groß war, daß dieser Weg schließlich doch ins Nichts führen mußte, jener Weg, auf dem Rettung der Einzelnen und der Vielen nicht mehr sein konnte als die Chance eines Almosens des Schicksals. Hier Dr. Kastners eigene Worte: »Die Grenze zwischen Selbstaufopferung und Verrat ist hier mit menschlichem Vermögen unmöglich zu ziehen . . .«

Man hat sich gewundert, daß mit Ausnahme des Warschauer Ghettos die Juden sich nicht kollektiv gegen ihre Henker zur Wehr gesetzt hätten. Wir Deutsche wissen, wie unmöglich es ist, sich innerhalb eines totalitären Polizeiregimes anders denn mit dem Willen ruhmvollen Untergangs zu empören. In Ungarn hat immerhin ein Mann mit einigen Freunden den Versuch gemacht, mit gezielten Aktionen den Strom des Unheils abzulenken. Das war Gegenwehr des jüdischen Volkes, eine Gegenwehr, die weithin sichtbar machte, daß in Ungarn dieses Volk entschlossen war, den Henkern nicht einfach die Kehle darzubieten. Was dort geschah, wurde in der Welt außerhalb des nationalsozialistischen Machtbereichs be-

EINLEITUNG

4. 2. 1944

Bis zum 19. März 1944 galt unsere Arbeit hauptsächlich der Rettung von jüdischen Flüchtlingen aus Polen, der Slowakei und Jugoslawien. Mit der deutschen Besetzung Ungarns erweiterten sich unsere Anstrengungen auf die Juden Ungarns; und schließlich arbeiteten wir für die Rettung des Restes der jüdischen Gemeinschaft in dem übrigen von den Deutschen besetzten Teil Europas.

Der besondere Krieg, den Hitler gegen das jüdische Volk mit einer dafür besonders ausgebildeten Armee, einem besonderen Stab, einer eigenen Strategie und dem Einsatz von Gas führte, hatte schon mehr als fünf Millionen Opfer gefordert, als Anfang März 1944 die vordringenden russischen Armeen an den Karpaten erschienen. Die ungarischen Juden atmeten auf. Sie hatten glücklich vier-einhalb Jahre des Krieges überlebt, und jetzt durften sie einige Tage lang die fast körperliche Nähe der baldigen Befreiung spüren. Am 19. März 1944 erfolgte dann die deutsche Besetzung. Sie war die zwangsläufige Konsequenz der durch den russischen Vormarsch entstandenen strategischen Situation, in der Ungarn den militärischen Eckpfeiler der deutschen südöstlichen Front bildete.

Politisch wurde die Besetzung des ungarischen Verbündeten durch die schwächlichen und allzu durchsichtigen Versuche der ungarischen Regierung notwendig, von der Achse abzuspriegen. Aus diesen beiden Erwägungen erfolgte die Besetzung. Sie brachte das Todesurteil für die nahezu 800 000 Seelen zählende ungarische Judenheit.

2

Die relative Freiheit, überhaupt die Existenz dieser Massen, war den Deutschen seit Jahren ein Dorn im Auge gewesen. Sie waren nun entschlossen, diese fast noch unberührte Insel inmitten des vernichteten europäischen Judentums restlos zu liquidieren.

Trotzdem gelang es in Budapest, die Wucht des Schlages aufzufangen. Mehr als ein Drittel des ungarischen Judentums blieb am Leben. Im Ringen um die Existenz erwies sich Budapest als das aktivste und erfolgreichste Widerstandszentrum Europas.

Der vorliegende Bericht faßt die wichtigsten Kapitel dieser Arbeit zusammen. Manches wird dem Außenstehenden paradox, unverständlich oder gar unglaublich erscheinen. Es waren verrückte Zeiten. Die Geschehnisse kamen oft auch uns, den sie Miterlebenden, unfaßbar, gespenstisch vor. Mit normalen Maßstäben des menschlichen Denkens waren sie nicht erfassbar.

Der Kampf mußte auch mit außerordentlichen Mitteln und Methoden geführt werden.

Die Öffentlichkeit weiß noch relativ wenig von unserer Aktion. Der vorliegende Bericht versucht die historische Wahrheit auf dem für uns übersehbaren Sektor der Geschehnisse festzuhalten. Er enthält in den wichtigsten Punkten ausschließlich Tatsachen, die wir selbst erlebten oder zu kontrollieren vermochten.

Eine kurze Zusammenfassung und Deutung der Ereignisse wird hier vorausgeschickt, hauptsächlich um die vielfach komplizierten Zusammenhänge verständlicher zu machen.

Zur Rettung der in Ungarn übriggebliebenen Juden trugen am meisten die Verhandlungen bei, die unser Komitee in Budapest mit den für die Judenfrage zuständigen deutschen Stellen aufnehmen und führen konnte.

Wie war es überhaupt möglich, jüdisches Leben aus der

Hand der SS zu retten? Wir berühren damit ein heikles Kapitel des jüdischen Untergangs, das noch wenig bekannt ist. Tatsache ist, daß beginnend im Sommer 1944 die Judenvernichtung allmählich aufhörte, eine totale zu sein. Dieser Riß im politischen System des Nazismus, in dem der Antisemitismus das einzig dauernd Gültige und Unwandelbare war, erfolgte gleichzeitig mit der Besetzung Ungarns, und vielleicht gerade aus diesem Anlaß.

Hitler hatte seinen Standpunkt nicht revidiert. Er blieb in der Judenfrage immer der unzugänglich Besessene und hielt bis zum letzten Augenblick daran fest, daß jeder Jude ausgerottet werden mußte. Aber von Mitte 1944 an folgte ihm der Vollstrecker dieses totalen Todesurteils, der allmächtige Chef der SS, Heinrich Himmler, nur noch zögernd auf diesem Weg. Der »Reichsführer-SS«, bis dahin unerbittlicher Leiter der Vernichtungskampagne, begann daran zu zweifeln, ob der von ihm beschrittene Weg richtig sei. Dies hatten wir allmählich in Erfahrung gebracht. Die Fäden unserer Verhandlungen führten zu ihm. Von ihm hatten wir die verschiedenen Konzessionen zu erkämpfen, denn er – und er allein – hatte im Reich die Autorität, Juden am Leben zu lassen. Die inneren Gründe dieser Wandlung blieben uns unbekannt. Auf die äußeren könnte man aus der Kriegslage schließen: Das unheilvolle Gefühl, daß der Krieg verloren war, gab ihm offenbar den Anstoß dazu.

Als festes greifbares Ergebnis dieser Wandlung durften am 21. August 1944 dreihundertachtzehn ungarische Juden das Konzentrationslager Bergen-Belsen verlassen und in Richtung Schweiz ausreisen. Es war das erstmal seit dem Ausbruch des Krieges, daß das Dritte Reich eine organisierte Gruppe von Juden in das neutrale Ausland freigab. In der Umgebung Himmlers war es kein Geheimnis, daß der »Reichsführer-SS« mit großem Interesse die Kommentare erwartete, die seine Geste in der neutralen und alliierten Presse würdigen sollten. Mit besonderer Genug-

tuung ließ er sich melden, daß die Ankunft der 318 Juden in Basel hauptsächlich in amerikanischen Kreisen tiefen und anhaltenden Eindruck gemacht habe.

In Wirklichkeit blieb das Ereignis fast unbemerkt. Himmler glaubte aber den optimistischen Berichten. Sie entsprachen seiner Vorstellungswelt und derjenigen seiner Mitarbeiter. Denn vom Standpunkt der Ideologie und der Praxis des Dritten Reichs bedeutete die Befreiung von 318 Juden eine Revolution. In der innerdeutschen Konstellation markierte diese Geste den Anfang eines Prozesses, der im April 1945 zum offenen Bruch zwischen Hitler und Himmler führte. In diesem Augenblick hielt sich der »Reichsführer-SS« für geeignet, selbst gegen das Verbot Hitlers, mit einem Angebot zum Abschluß eines Sonderfriedens an die Westmächte herantreten zu dürfen. Er irrte sich. Dieser Irrtum aber, und er allein, mag die Frage beantworten, wieso Juden im untergehenden Reich überhaupt am Leben bleiben konnten.

In der Hoffnung auf diesen innerdeutschen Prozeß, der, vom Gesichtspunkt der militärischen Lage des Reichs gesehen, im Jahr 1944 längst fällig war, knüpften wir unsere Verhandlungen mit den Deutschen in Budapest an.

Seit Chaim Arlosoroffs Transfer-Abkommen zwischen Palästina und dem Dritten Reich im Jahr 1933 bis zum Zusammenbruch Hitlers war von jüdischer Seite mehr als ein Versuch unternommen worden, um die Schärfe der judenfeindlichen Maßnahmen auf dem Weg direkter Verhandlungen mit den Naziführern zu mildern. Lokale Versuche jüdischer Führer in den verschiedenen Ländern des besetzten Europa, die Juden durch solche Verhandlungen vor der Deportation zu schützen, hatten aber zu keinem dauerhaften Ergebnis geführt und waren für den deutschen Vernichtungsapparat schließlich zu einem Mittel für die Erpressung der letzten jüdischen Vermögensreste geworden.

Der erste erfolgreiche Versuch auf diesem Weg wurde vom jüdischen Rettungskomitee in Preßburg unternommen. Die Leiter des Komitees, Rabbi Weissmandel, Ingenieur Steiner und Gisi Fleischmann, versuchten im März 1942 die deutschen Stellen durch ein Lösegeld dazu zu bewegen, die Deportation der slowakischen Juden einzustellen. Der deutsche Beauftragte in der Slowakei, SS-Hauptsturmführer Dieter Wisliczeny, erklärte sich nach der Abtransportierung von 55 000 Juden bereit, gegen 50 000 Dollar auf die Deportation der restlichen 25 000 zu verzichten. Er verlangte also zwei Dollar für ein Menschenleben. Dieses Geld hätte aus dem Ausland kommen sollen. Es kam aber nicht, oder es kam zu langsam.

Wisliczeny wartete wochenlang auf die vereinbarte Summe, dann schickte er eine Zahlungsforderung in seiner eigenen Sprache: Er schickte wieder 3000 Juden nach Polen. Daraufhin wurde bezahlt, und um die Deportationen wurde es still.

Die Hintergründe dieser Konzessionsbereitschaft waren seinerzeit gänzlich unbekannt. Man wußte nicht, wie weit es sich um ein »offizielles«, von höchster Stelle genehmigtes Geschäft handelte oder um die episodentartige Aktion einiger untergeordneter Organe der SS von ephemerer Dauer. Man stellte sich die Frage, woher die plötzliche Bereitschaft der SS kam, jüdisches Leben überhaupt, und wenn, dann so billig zu verkaufen. Erst nachträglich wurden die innere Konstruktion und der Charakter von Wisliczenys Nachgiebigkeit in der Slowakei bekannt. Während der Deportation von slowakischen Juden hatte der päpstliche Nuntius bei den katholisch-exponierten slowakischen Quislingen Tiso und Tuka interveniert. Der Nuntius machte sie darauf aufmerksam, daß die deportierten Juden in Polen vergast würden. Tuka bat die Deutschen um Aufklärung. Wisliczeny stellte die Version von den Gaskammern energisch in Abrede, berichtete aber gleichzeitig nach Berlin, daß es

im Interesse der deutsch-slowakischen Beziehungen läge, die Deportationen abzubremsen. Die Mehrzahl der Juden — 55 000 — war schon weg. Eichmann, der unmittelbare Chef Wisliczenys, nahm den Vorschlag an, um so mehr, als dieser noch hinzugefügt hatte, er werde die Einstellung der Deportationen bei den Juden auch wirtschaftlich zu verwerten wissen.

Heute würden wir annehmen, die Konzession in Preßburg sei eher dazu angetan gewesen, den deutschen Beschluß der totalen Judenausrottung — die in Polen im Gang war — vor der Welt zu tarnen. Sie hatte weder geschäftlich noch politisch die prinzipielle Bedeutung der späteren deutschen Zugeständnisse. Damals aber wußten wir dies noch nicht.

Außerdem wurde der Kontakt zwischen Wisliczeny und dem Rettungskomitee in Preßburg nicht unterbrochen. Es ist aber ziemlich unklar, was der Hintergrund des Vorschlags war, den derselbe Wisliczeny Anfang 1943 dem Komitee in Preßburg unterbreitete. Nach diesem Vorschlag, genannt der »europäische Plan«, wären die Deutschen bereit gewesen, in allen von ihnen besetzten oder mit ihnen verbündeten Ländern — Polen ausgenommen — die Deportationen einzustellen und von weiteren Vergasungen abzusehen. Als Gegenleistung forderte Wisliczeny die Zahlung von zwei Millionen Dollar. Monatlang wurde über diesen Plan korrespondiert und verhandelt. Doch die Transaktion kam nicht zustande.

Der Plan, den wir unmittelbar nach der Besetzung in Budapest ausgearbeitet hatten, stützte sich teilweise auf den Präzedenzfall in Preßburg, und mit allen Möglichkeiten rechnend, umfaßte er folgende Punkte:

1. Organisation des aktiven und passiven Widerstands der ungarischen Judenheit;
2. Verhandlungen mit den Deutschen über den Verzicht

auf Vernichtungsmaßnahmen, wenigstens deren Hinausschiebung oder Verminderung;

3. Zusammenarbeit mit ungarischen Kräften im Widerstand gegen den deutschen Druck;
4. Verbergung von Juden durch Anlage von Bunkern und Fälschung von Dokumenten;
5. Organisation und Leitung der Flucht nach Rumänien und zu den Partisanen Titos, hauptsächlich der Flüchtlinge aus Polen und der Slowakei, die solchen Unternehmungen eher gewachsen waren;
6. Appell an das Internationale Rote Kreuz und die neutralen diplomatischen Vertretungen um Schutz und Hilfe.

Die Verhandlungen mit den Deutschen erfolgten, wie erwähnt, auf wirtschaftlicher Grundlage. Nach der Besetzung machten wir ihnen gleichzeitig den Vorschlag, auf die Ghettoisierung und Deportation der ungarischen Juden gegen einen bestimmten, in Raten abzuzahlenden Betrag zu verzichten. Wir hofften, auf diese Art zumindest Zeit zu gewinnen.

Adolf Eichmann, der deutsche Beauftragte und Leiter des Judenkommandos, wies unseren Vorschlag nach einigem Zögern ab. Zunächst hielt er den von uns angebotenen Betrag von zwei Millionen Dollar für zu niedrig. In Befolgung der gesetzlichen Vorschriften hatten die ungarischen Juden den ungarischen Behörden ohne jede Gegenleistung Geld und Werte in der Höhe von fast 300 Millionen Dollar abgeliefert. Schließlich erklärte Eichmann, daß er kein Geld brauche und auf die Deportation der Juden aus Ungarn nicht verzichte.

Er erklärte sich aber bereit, alle ungarischen Juden am Leben zu lassen und sie gegen Lieferung von kriegswichtigen Waren aus Deutschland freizugeben. Eine Million Juden für 10 000 Lastkraftwagen, das heißt hundert Menschenleben für einen Lastkraftwagen.

Das war der Vorschlag, mit dem Joel Brand, Mitglied unseres Komitees, in einem deutschen Kurierflugzeug nach Istanbul flog. An diesen Vorschlag knüpften sich die letzten Hoffnungen einer dem Tod geweihten Gemeinschaft, die nur noch durch ein Wunder gerettet werden konnte.

Das Wunder geschah nicht.

Nicht nur, daß die Erfüllung der (an und für sich kannibalischen) deutschen Forderungen abgelehnt wurde: Auf westlicher Seite wurde nicht einmal der Versuch unternommen, die unerfüllbare Forderung durch andere Gedanken zu ersetzen oder aus diesem Vorschlag propagandistisches Kapital zu schlagen.

In Budapest aber war es unsere Aufgabe, das Desinteressement der westlichen Welt für einen großzügigen Rettungsplan zu tarnen und eine Grundlage für unsere Rettungsaktion aus eigenen Mitteln zu schaffen. Für die 1684 von Ungarn über Bergen-Belsen in die Schweiz Geretteten haben wir pro Kopf die Zahlung von 1000 Dollar in Budapest verrechnet. Damit 15 000 ungarische Juden nach Österreich gebracht würden (ohne erst den »Selektionsprozeß« in Auschwitz zu passieren), verpflichteten wir uns, hundert Dollar pro Kopf zu zahlen. Dieser Posten kam niemals zur Verrechnung, aber über 90 Prozent der nach Österreich gebrachten ungarischen Juden blieben am Leben und kehrten nach Ungarn zurück. Als die Lage der Budapester Juden kritisch geworden war, boten wir neue wirtschaftliche Leistungen an, um weitere Deportationen zu verhüten und das Budapester Ghetto zu retten.

Das war der Weg, der damals gegangen werden mußte! Seine Richtigkeit und Notwendigkeit standen für keinen der jüdischen Führer in Ungarn zur Diskussion. In der Geschichte der mehr als 2000jährigen Judenverfolgungen ist es mehr als einmal vorgekommen, daß jüdisches Leben für Geld erkaufte werden mußte. Schuld daran war

nicht der Jude, und schuld war auch nicht einmal immer das Geld.

Andere Nationen mußten in kritischen Zeitpunkten dieses Krieges ihre territoriale Integrität ebenfalls mit wirtschaftlichen Konzessionen erkaufen. Um nur die Neutralen zu nennen: Die Schweden lieferten dem Dritten Reich Stahl; die Türken Chrom; die Schweiz gewährte einen Clearing-Kredit von mindestens einer Milliarde Franken!

Wir haben weniger gezahlt.

Dagegen haben wir versucht, Zweifel am Sinn des Weitermordens zu erwecken und den Hoffnungsstrahl aufleuchten zu lassen, daß einmal die Zeit kommen würde, in der das Verschonen von Menschenleben in die Waagschale fallen könnte, auf welcher individuelle und kollektive Verantwortung abgewogen werden. Wir jonglierten mit unseren weitverzweigten Verbindungen zu den Alliierten und ließen durchblicken, daß Präsident F. D. Roosevelt die Rettungsversuche mit besonderem Interesse verfolgen würde.

Dieser Versuch blieb nicht ergebnislos. Er begegnete deutschen Wunschträumen, die lange Zeit nicht zugegeben wurden. Dergestalt gelang es, eine schmale Bresche in das Gefüge des Grundsatzes zu schlagen, demzufolge die Juden Europas total vernichtet werden sollten. Es war indessen nur eine schmale Bresche, nur ein Anfang. Der jüdische Krieg ging unaufhörlich weiter. In Auschwitz und den übrigen Vernichtungslagern wurde weiter gemordet, fast automatisch, geradezu einem unheimlichen Trägheitsgesetz folgend, und zum Schluß sogar gegen die Befehle Himmlers. Die kleinste bei der höchsten deutschen Instanz erwirkte Konzession mußte beim Exekutivapparat besonders und wiederholt erkämpft werden. Gebremst konnte der jüdische Krieg Hitlers von Budapest aus – und von den Juden der übrigen Welt – zwar werden, aber ohne das elastische Verständnis aller Alliierten

für dieses besondere Problem des Zweiten Weltkriegs konnte die Rettungsaktion nicht zu einer allgemeinen werden.

Die Welt stand diesem Phänomen jedoch wie hypnotisiert gegenüber. Jahrelang wollte sie an das Ausmaß der Judenvernichtung nicht glauben. In den alliierten Ländern sahen die jüdischen Massen selbst der Vernichtung fast ebenso erstaunt zu, ebenso ohnmächtig und gelähmt, wie ihre Brüder das Schicksal über sich ergehen ließen, das sie erwartete.

Uns blieb nichts übrig, als in unseren Bemühungen fortzufahren und Anhaltspunkte für unsere Anstrengungen im Westen zu schaffen. Drei Monate nach dem Fiasko von Istanbul stand der Beauftragte Himmlers, Kurt Becher, bereit, nach Lissabon zu fliegen. Die Jewish Agency übertrug das Mandat, jüdischerseits zu verhandeln, an Dr. Joseph Schwartz, doch der Europa-Direktor des Joint sagte das Treffen im letzten Augenblick ab: als amerikanischer Staatsbürger durfte er einen Deutschen nicht treffen.

Wieder war eine Chance verpaßt worden. Den Alliierten hätten sich auch weniger anrühige Formen der Intervention geboten. Zwischen dem 15. Mai und Anfang Juli 1944 wurde nahezu eine halbe Million ungarischer Juden auf der Linie Kaschau-Oderberg nach Auschwitz deportiert. Die systematische Bombardierung von zwei bis drei Bahnknotenpunkten hätte den ganzen Deportationsplan umgeworfen und vielleicht Hunderttausenden das Leben retten können. Auf unsere Veranlassung erbat das Komitee in Preßburg — über die Schweiz — telegraphisch die Bombardierung dieser Knotenpunkte, was für die Alliierten auch rein militärisch nicht unwichtig gewesen wäre.

Die Bombardierung unterblieb. Manche politischen Führer der Alliierten behaupten noch heute, daß sie von dem apokalyptischen Ausmaß

der antijüdischen Maßnahmen Hitlers keine Kenntnis gehabt hätten. Dazu möchte ich kategorisch erklären, daß es an Informationen und Berichten nicht fehlte: Allein aus Budapest sandten wir von Mitte 1942 an durch unsere unterirdischen Kanäle unzählige Berichte, Aussagen von Augenzeugen, Protokolle von Flüchtlingen über das, was in Polen geschah und vorging. Die Weltöffentlichkeit wollte nicht informiert werden und lehnte es ab, den Berichten Glauben zu schenken. In diesem Nicht-informiertsein-Wollen fand Hitler die Bestätigung seiner Hoffnung, daß das Judenmassaker bei Überdimensionierung an Rückwirkungen geschwächt und an Bedeutung verlieren würde.

Im direkten Gegensatz zu diesem Desinteressement stand der Optimismus, mit dem man im Ausland allzuoft unser Schicksal betrachtete. Man nahm z. B. an, daß die ungarischen Juden wegen Mangel an Transportmitteln nicht deportiert werden könnten. Es war eine Sage, eine Fehlspekulation, gleich der auf die Aushungerung der Deutschen. Für die Deportation der ungarischen Juden standen mehr Lokomotiven und Waggons zur Verfügung als notwendig waren. Die Transporte nach Auschwitz hatten Vorrang vor militärischen.

Im Westen rechnete man auch damit, daß das Bewußtsein der bevorstehenden Niederlage die Judenpolitik des Dritten Reichs automatisch und mit einem Schlag ändern würde. Man vergaß dabei, daß

1. die Ausrottung der europäischen Juden zu Hitlers erstrangigem Kriegsziel zählte;
2. der Verzicht auf diese Politik nach innen das Eingeständnis der Niederlage bedeutet hätte und
3. daß mit der Parole des Widerstands bis zum Äußersten, bis zum letzten Soldaten, organisch die Ausrottung der Juden bis zum letzten verbunden war. Hitler schonte die deutschen Städte, Frauen und Kinder nicht, nicht

af. 12
2
Russ-
march!

das untergehende deutsche Volk. Wie hätte er da Erbarmen mit den Juden haben sollen?

Die Wandlung erfolgte nicht automatisch. Sie mußte erkämpft werden.

Hat es eine Möglichkeit gegeben, die Vernichtung der europäischen Judenheit zu verhindern oder deren Ausmaß zumindest zu verringern?

Das ist heute nur eine rein akademische Frage.

Es besteht für uns kein Zweifel, daß nicht alles geschehen ist, was zur Vermeidung der Katastrophe hätte geschehen sollen und können. Es geschah weder von seiten der Alliierten noch geschah es von seiten der in den freien Ländern lebenden Juden. Nicht daß der Wille und die Bereitschaft, genauer gesagt der Mut zur Hilfe bis zuletzt und überall gefehlt hätte. Die angewandten Mittel und Methoden waren aber spärlich und den Realitäten unter dem Nazismus nicht angepaßt. Ein einziges Mal kam es zu einem energischen Auftreten des Westens, und dies genügte, um den ungarischen Regenten von Horthy dazu zu bringen, in einem Moment, wo sein Wort gegenüber den Deutschen vorübergehend etwas mehr Gewicht hatte, energisch für die Einstellung der Deportationen einzutreten. Es war eine kollektive Anstrengung König Gustavs von Schweden, des Papstes, des Internationalen Roten Kreuzes und der christlichen Kirchen Ungarns. Den Ausschlag für den Erfolg gab aber vor allem das würdevolle und energische Auftreten von Präsident Franklin D. Roosevelt.

Sonst ist nichts geschehen!

Das ist ein bedrückendes Bewußtsein für die Überlebenden, die nicht vergessen können, mit welchem Gefühl der Trostlosigkeit — vergessen, verlassen und verraten von aller Welt — so viele Millionen in den Tod gehen mußten.

Mehr als eine Viertelmillion Juden konnte beim Zusammenbruch der Achsenmächte im Mai 1945 aus den verschiedenen deutschen Konzentrationslagern befreit werden. Diese Befreiung aber erfolgte nicht automatisch mit den Waffenerfolgen der Alliierten. Die Juden in den Konzentrationslagern mußten für die Befreiung vorher erst am Leben erhalten werden.

In höheren SS-Kreisen war diese Frage in den letzten Monaten des Krieges ohne Unterlaß Mittelpunkt heftiger Auseinandersetzungen. Sollte man die wenigen am Leben lassen oder nicht? Die Radikalen — Kaltenbrunner, Müller und Eichmann — vertraten den Standpunkt, daß mit der Erhaltung der restlichen Juden nichts mehr gutgemacht werden könnte. Für ein Alibi reichten sie ohnedies nicht aus. Dagegen würde man ebenso viele Träger persönlicher Rachegefühle auf das deutsche Volk loslassen.

Andere höhere Offiziere, darunter unser Verhandlungspartner in Budapest, Kurt Becher, sowie der Chef des Amtes VI im Reichssicherheitshauptamt, Walter Schellenberg, suggerierten Himmler, daß das Am-Leben-Lassen dieser Juden eine Geste darstellen würde, auf die man das Angebot eines Sonderfriedens mit den Anglo-Amerikanern eventuell stützen könnte.

Himmler ordnete bereits Ende November 1944 — im Anschluß an unsere Verhandlungen — die Abstellung der Vergasungen in Auschwitz an. Von diesem Zeitpunkt an hätte das jüdische Leben gemäß seiner Weisung respektiert werden sollen. Diesem Befehl wurde aber nur teilweise Gehorsam geleistet. Zwar hörten die Vergasungen in Auschwitz auf; dagegen griff man in nahezu allen Lagern zu anderen Methoden der Vernichtung.

Eichmann, gestützt auf Kaltenbrunner und die Tradition seines Apparats, versuchte mit aller Kraft, den neuen Kurs Himmler zu sabotieren. Der Kampf zwischen den Radikalen und den Gemäßigten endete erst mit dem deut-

schen Zusammenbruch. Er war einer, aber nicht der einzige Grund der fürchterlichen Zustände, die man in Bergen-Belsen und anderen Lagern vorfand. Außer der Sabotage Kaltenbrunners und Eichmanns tat hier auch der Krieg das Seinige. Durch ihre Bombardements hatten die Alliierten das deutsche Transportsystem, das übrigens ein Kunstwerk der Organisation war, Ende Februar 1945 so weit zerschlagen, daß im Dritten Reich nichts mehr klappte. Es war nicht denkbar, daß die Deutschen ihre Transportschwierigkeiten überwinden würden, um die Lager mit Lebensmitteln zu versorgen.

Internationale Moral und internationale Verträge sorgen sogar in einem solchen Krieg dafür, daß das Menschenleben nicht zu herrenlosem Gut wird. Neutrale Gesandtschaften sorgten überall für die Bürger feindlicher Länder. Delegierte des Internationalen Roten Kreuzes befaßten sich mit den Kriegsgefangenen. Nur die Juden Europas waren von keiner Institution und von keinem Recht geschützt. Sie standen allein und verlassen da. Sie gehörten zu keiner Kategorie, auf deren Leben irgend jemand aus was für Gründen auch immer hätte Rücksicht nehmen müssen.

So war der ungarische Jude z. B. gleichzeitig ein feindlicher Untertan für die Alliierten, ein ungarischer Staatsbürger für die Neutrale («Innere Angelegenheit») und »Zivilbevölkerung« für das Internationale Rote Kreuz, dessen Genfer Konvention keine diesbezüglichen Weisungen enthielt. Es gab aber auch Phasen der Judenverfolgungen in Ungarn, wo das Internationale Rote Kreuz wirksam eingreifen durfte und wo palästinensische Zertifikate genühten, um ihren Besitzern einen rechtlichen Status zu gewähren.

Auch mit finanziellen Mitteln konnte oft geholfen und manches Leben gerettet werden. Es war immerhin riskant und heikel, denn das Geld kam in die Hände des

Feindes. Kam das Geld aber nicht, gingen Menschenleben zugrunde. Diese Alternative ließ keinen Kompromiß zu. Man mußte sich für das eine oder das andere entscheiden.

Es ist das Verdienst der in Palästina vorhanden gewesenen Hilfsorganisationen, den Mut zu einer Initiative gehabt zu haben. Die uns durch unterirdische Kanäle aus Istanbul und der Schweiz gesandten Mittel ermöglichten erst eine großzügigere Arbeit. Sie waren zwar bedeutend, aber oft ungenügend; manchmal kamen sie auch zu spät. Auch in dieser Hinsicht fehlte eine engere Zusammenarbeit zwischen den verschiedenen ausländischen jüdischen Hilfsstellen. Warum?

Unter solchen Mängeln hatte die Arbeit zu leiden.

Vielfach wurde die Ansicht laut, das ungarische Judentum habe sich »wie Vieh zur Schlachtbank treiben lassen«, statt zur Verteidigung von Ehre und Leben zu den Waffen zu greifen. Ein angesehener zionistischer Führer meinte, eine solche Massendemonstration hätte die moralische und politische Position des Judentums in der Nachkriegswelt beträchtlich gestärkt. »Der heldenmütige Widerstand des Warschauer Ghettos hätte nicht der einzige bleiben dürfen.«

Abgesehen davon, wie weit man mit dem erwähnten Herrn in der Bewertung von moralischen Faktoren für eine aktuelle politische Position einig geht: Tatsache ist, daß der Warschauer Aufstand keineswegs vereinzelt da steht. In die Hunderttausende geht die Zahl der Juden, die in allen Ländern des besetzten Europa kämpften, sabotierten, Widerstand leisteten. Es gab keinen Aufstand, keine Partisanengruppe, in deren Reihen nicht Juden gekämpft hätten. Der größte Teil von ihnen ist namenlos umgekommen wie ihre Brüder in Auschwitz. Keine Chronik konnte ihre Aufopferung, ihre Todesverachtung aufzeichnen.

Auch von Budapest aus wurde versucht, Widerstand zu organisieren. Leider war der Vollzug des Plans teils aus innerjüdischen, teils aus politischen, technischen und psychologischen Gründen, die in der Beschaffenheit des ungarischen Milieus liegen, unmöglich. Wie hätten die Juden zu den Waffen greifen sollen inmitten eines Landes, das das Zertreten seiner Freiheit, seiner Selbständigkeit fast ohne Widerstand geduldet hatte? Auf wen hätte sich ein massiver jüdischer bewaffneter Widerstand in Ungarn inmitten einer feindlich gesinnten oder passiven Zivilbevölkerung stützen können? Wer hätte Waffen gegeben? Und wenn man schon die Waffen gehabt hätte: Wer hätte kämpfen sollen — in einer jüdischen Gemeinschaft, von deren Männer dreißig Jahrgänge seit Jahren fern von ihrem Heim und ihren Angehörigen, in den sogenannten »Arbeitskompagnien« schufteten und umkamen?

Unser Widerstands- und Lebenswille mußte sich zwangsläufig andere Ausdrucksformen suchen. Die chaluizisch gesinnte und organisierte Jugend griff erst dann zu den Waffen, als ihre Initiative nicht mehr isoliert blieb, als sie in der aufkommenden ungarischen Partisanenbewegung einen Partner gefunden hatte. Übrigens stand die Arbeit unseres Komitees von 1942 an im Zeichen der Illegalität, der Auflehnung, des Widerstands. Einige Kapitel sollen hier angedeutet werden: Rettung polnischer Juden über die Grenze; Unterstützung Tausender Flüchtlinge, die sich illegal im Land aufhielten; Unterstützung der nach Ungarn geflüchteten französischen und englischen Kriegsgefangenen; Abfassung und Weiterleitung ins Ausland von Berichten über den Massenmord im Osten.

Es ist keineswegs ein Zufall, daß die ungarische Résistance-Bewegung den unter tragischen Umständen ums Leben gekommenen Ingenieur Otto Komoly, den Vorstand unseres Komitees und des ungarischen Zionistenverbands, als ihren Märtyrer betrachtet. In seinen Händen liefen

die Fäden zusammen, die uns noch vor der deutschen Besetzung mit dem anderen, dem demokratischen, Ungarn verbanden. Das Archiv des ungarischen Außenministeriums beweist, wie wir schon im Jahr 1943 bestrebt waren, für die Regierung Kallay den Weg zum Absprung von der Achse zu ebnen.

Mit der Besetzung rissen diese Fäden ab.

Nun sandten wir Berichte und Hilferufe nach Istanbul und in die Schweiz. In Budapest alarmierten wir die Diplomatie der neutralen Länder, die Führer der christlichen Kirchen. An der rumänischen, jugoslawischen und slowakischen Grenze suchten — unter unserer Leitung — Tausende den Ausweg aus der Falle. Wir retteten, was bei diesem beispiellosen Ausverkauf von Menschenleben zu retten war. Manchmal mußten wir alle unsere Kräfte mobilisieren, um auch nur einen einzigen Menschen aus einem Todeszug herauszuholen.

Denn unsere jüdischen Helden fielen nicht nur auf dem Feld der Ehre. Auch der Kampf der Lebensrettung hatte seine Märtyrer. Nicht viele von uns, die wir in Preßburg und Budapest diesen eigenartigen Kampf ausfochten, blieben am Leben. Unsere jungen Budapest- und Preßburger Kameraden, Chaluzim und Chaluzot, die die Verpflegung der in Kellern und Bunkern versteckten oder in Ghettos eingeschlossenen Juden besorgten, die Kinder den Händen der Mörder entrissen und dergleichen, lieferten ein Beispiel von mindestens ebensolcher Tapferkeit und solchem Heldentum wie diejenigen, die, sich den Partisanen anschließend, mit der Waffe in der Hand den Heldentod erlitten.

Ich kann diese Zeilen nicht schließen, ohne der zwei unvergeßlichen Gestalten des Untergangs zu gedenken, die die jüdische Welt zu vergessen scheint, noch bevor sie ihre Taten würdigen konnte.

An der Spitze des Rettungskomitees in Preßburg stand

schen Sektor unserer Widerstandsbewegung bearbeitete. Sich somit auf zwei verschiedenen Ebenen bewegend, war unsere Arbeit dennoch vollkommen koordiniert. Sie öffnete uns den Weg zu manchen politischen Aktionen, die die vom Ausland her geleiteten Manöver harmonisch ergänzten und vielfach zum Erfolg unserer Anstrengungen beitrugen.

Hier ist nicht der richtige Anlaß, Otto Komoly zu würdigen. Es möge der jüdischen Publizistik und der Geschichtsschreibung, dem Geistesleben unserer Zukunft als Aufgabe überlassen werden, die hohen Werte, die das Leben, das mit seinem Blut besiegelte *Kiddusch Haschem*, uns allen bietet, der Nachwelt zu überliefern.

Mehr als Mut zum Tod hieß es Mut zur Verantwortung zu haben. Es konnte für uns keine höhere Belohnung geben als die Genugtuung, einen wenn auch kleinen Teil der dem Tod geweihten Judenheit Europas dem Leben erhalten zu haben.

DIE JUDEN IN UNGARN

Das ungarische Judentum vor der Besetzung

Mit dem Jahr 1938 begannen die Leiden des ungarischen Judentums. Denn von nun an wurden die Lebensmöglichkeiten der breiten jüdischen Massen auf gesetzlichem Weg eingeengt (1938: 1. Judengesetz, 1939: 2. Judengesetz, 1941: Rassengesetzgebung). In diesen Jahren verzeichnete Ungarn wichtige Gebiets Erweiterungen: die Rückgliederung der nördlichen Gebiete und Karpato-Rußlands von der Tschechoslowakei (1938/39), Nord-siebenbürgens von Rumänien (1940) und der Batschka von Jugoslawien (1941). Jedem mit Hitlers Hilfe vollzogenen Gebietszuwachs folgte ein Judengesetz. Zuerst paßte sich Ungarn, wenn auch nicht ohne innere Opposition, auf dem Gebiet der »legalen« Maßnahmen dem Reich an. Der Krieg, die deutschen Waffenerfolge, das blutige Beispiel im Osten entfesselten die bösen Instinkte, die Gewalt.

Im August 1941 wurden etwa 22 000 ungarische Juden zumeist aus Karpato-Rußland unter dem Vorwand »ungeklärter Staatsangehörigkeit« nach Polen deportiert. Ende Januar 1942 ermordeten ungarische militärische Formationen und Gendarmen während einer »militärischen Razzia« in Novisad (Ujvidék) und Umgebung mehr als 2000 Juden und einige tausend Serben. Als kaltblütig geplanter, von Militär im eigenen Land gegen eigene Bürger vollzogener Massenmord war Novisad mit Jassy zu vergleichen (1941: 7000 Tote). Die Blüte

der jüdischen Jugend Ungarns wurde von 1940 an zum »militärischen Arbeitsdienst« eingezogen. Etwa 30 vollständige Jahrgänge gelangten in diese »Arbeitskompagnien« genannten mobilen Konzentrationslager; mehr als 40 000 von ihnen gingen darin zugrunde, meist in der Ukraine, infolge von Hunger, Kälte, körperlichen Mißhandlungen, Typhus und Mangel an jeglicher ärztlicher Pflege.

Die judenfeindlichen Maßnahmen trafen in erster Linie, im Einklang mit der sozialpolitischen Struktur des Landes, den kleinen Mann. Weite Schichten des jüdischen Bürgertums lebten gleichzeitig, wenn auch weniger behelligt, so doch tief beunruhigt, paradoxerweise zum Teil sogar unter sehr günstigen materiellen Bedingungen. Manche konnten ihre Positionen und ihren persönlichen Einfluß unverändert aufrechterhalten; andere verstanden es, aus der Kriegskonjunktur sogar materiellen Nutzen zu ziehen. Das ungarische Oberhaus zählte bis zur deutschen Besetzung zwei jüdische Mitglieder, und im Abgeordnetenhaus saß ebenfalls ein Deputierter jüdischer Abstammung.

Zwischen 1942 und 1944 wurde Ungarn zur Zufluchtsstätte für viele Tausende jüdische Flüchtlinge aus dem Osten. Gleichzeitig wurden Zehntausende ungarische Juden als »Arbeitsdienstler« nach dem Osten geschickt. In ähnlichen Paradoxen kam die Doppelspurigkeit der ungarischen Politik zum Ausdruck. Den Nazi-Anbetern in der Regierung und Verwaltung standen einflußreiche Kreise gegenüber, die die Folgen eines verlorenen Krieges fürchteten, und in breiten Massen war der Krieg gegen die Alliierten niemals populär.

Die Volkszählung im Jahr 1930 hatte im ungarischen Mutterland 444 000 Juden ergeben. Das bürgerliche, zur Assimilation neigende, ungarisch-liberal erzogene Judentum bildete die dominierende Mehrheit. Das Kräfteverhältnis zwischen ihm und der Orthodoxie erfuhr

jedoch eine wesentliche Verschiebung durch den vorerwähnten Gebietszuwachs. Unter den etwa 330 000 der ungarischen Herrschaft zugeführten Juden dominierte das orthodoxe Element, das seine Zentren im nordöstlichen Landesteil wie in Karpato-Rußland und Siebenbürgen hatte. Die wirtschaftliche Gliederung der Juden in diesen Gebieten war von der des Mutterlandes verschieden: Hier gab es mehr »Luftexistenzen«, aber auch eine größere Zahl in produktiven Wirtschaftszweigen wie in der Landwirtschaft tätiger Juden. Am entschiedensten manifestierte sich der Unterschied zwischen den Juden des Mutterlandes und der zurückgegliederten Gebiete jedoch auf politischer und geistiger Ebene: Die Juden, die zwanzig Jahre der Tschechoslowakei, Rumänien und Jugoslawien angehört hatten, brachten das Erlebnis des jüdisch-nationalen Bewußtseins und die politische Schule der Existenz als eigener nationaler Minderheit mit sich.

Dies galt besonders für die Juden Siebenbürgens, deren Führer es verstanden, gleich nach der Rückgliederung dem jüdischen Leben im Mutterland neue Impulse zu geben.

Die Massen — Juden von Karpato-Rußland und von Nord-Transsylvanien — waren auch in Geist und Tracht dem Osten zugewandt. Sie blieben der Thora treu. So wurde Rabbiner Teitelbaum aus Satmar zum Mittelpunkt einer neo-chassidischen Bewegung, die im Begriff war, die gottesgläubigen Massen in Polen zu ergreifen.

Sowohl das bürgerlich-assimilierte Element als auch die Orthodoxie hatten ihre jeweiligen Zentralverwaltungen in Budapest. Von dort wurden ihre Angelegenheiten geleitet und ihre Interessen nach außen hin vertreten.

Das bürgerlich-assimilierte Element, also die liberalen Juden, spielten dabei die weitaus bedeutendere Rolle. Ihre Leiter rekrutierten sich aus der jüdischen Hochbourgeoisie mit weitverzweigten Verbindungen zur ungarischen Aristokratie und den konservativen Schichten, die an der Spitze des ungarischen Staates standen. Infolge

ihrer sozialen Stellung und ihrem Hang zur Assimilation waren die Führer dieser Gruppe jedoch außerstande, mit dem neuen Kurs der rechtlichen Einschränkungen und der Gewalt Schritt zu halten und dieser verhängnisvollen Entwicklung etwas anderes gegenüberzustellen als die stereotype Erklärung: »Wir sind und bleiben gute Patrioten«. Es waren ehrlich gemeinte Worte, doch tragisch in ihren Auswirkungen: Denn sie trugen dazu bei, in den jüdischen Massen ein falsches Sicherheitsgefühl zu erwecken. Die bürgerlichen Führer des ungarischen Judentums glaubten »durchhalten« zu können und übten daher Vorsicht bei ihren Protesten gegen die »Schmälerung der konfessionellen Gleichberechtigung«. Sie hielten es für taktisch gefährlich, die Stimme zu erheben, aus ihrer Passivität herauszutreten und damit den Zorn des Dritten Reichs oder der ungarischen Extremisten auf sich zu laden. Sie erlaubten sich eher zu vergessen, wie exponiert die bisher fast unberührt gebliebene ungarisch-jüdische Insel in dem Meer der Vernichtung geworden war.

Ein entschlossener Selbstverteidigungswille war mit solcher Vogel-Strauß-Politik nicht vereinbar. Zwischen der offiziellen Führung und den Massen, die außerdem noch in Klassen, Parteien und Cliques zersplittert waren, fehlte jede organische Verbindung. Die Juden der einzelnen Landesteile waren sowohl politisch wie auch praktisch voneinander abgeschnitten.

Die ungarische Presse und das Radio verschwiegen die Geschehnisse im Osten vollständig: Ihre antisemitischen Kampagnen, das Gespenst des »Arbeitsdienstes«, die Tragödie in Novisad rieben allmählich die seelische Widerstandskraft der jüdischen Massen auf, die über das Schicksal ihrer Leidensgenossen übrigens kaum informiert waren. Vielfach mangelte es auch an nationalem Bewußtsein, das die jüdischen Massen über die Verschiedenheiten von Klassen und Gemeinden hinweg in nationaler Disziplin hätte zusammenfassen können.

Dieser wirklich »atomisierten« Gemeinschaft der ungarischen Juden blieb in den fürchterlichen Jahren 1942-44 kaum etwas anderes übrig, als an ein Wunder zu glauben. In Erwartung eines solchen Wunders haben die reichen jüdischen Bürger deswegen nur zögernd ihre Taschen geöffnet, als es galt, den durch die Gesetze brotlos gewordenen kleinen Existenzen zu helfen oder die Flüchtlinge aus dem Osten zu unterstützen.

Hofrat Samuel Stern galt als der Führer des ungarischen Judentums. Er war der Präsident der Budapester liberalen Kultusgemeinde, des reichsten und größten Judentums im Land; er war Vorsitzender ihres Landesbüros und Präses des Landesfürsorgeamts. Ein erfolgreicher Businessman aus der Zeit Kaiser Franz Josephs, klug und hart, assimilatorisch, aber noch mit tiefer jüdischer Wurzel; allzutief in seiner Klasse verankert und allzu konservativ, um sich der Lage rasch anpassen zu können. Seine und des ungarischen Judentums Tragödie bestand darin, daß die deutsche Besetzung aus der führenden ungarischen Klasse gerade die aristokratisch-konservativen Elemente ausschaltete, zu denen er und seine Freunde Zutritt hatten. In der Stunde der Gefahr war die ungarische Judenschaft deshalb isoliert und allen Unbilden ausgeliefert; ihr Führer, Hofrat Stern, stand den ungeheuren Aufgaben machtlos gegenüber. Vom Augenblick der Besetzung an, tat er allerdings alles, was er als Führer der ihm anvertrauten Massen tun konnte: Persönlich gab er das Beispiel außerordentlichen Muts und großer Unerschrockenheit.

Die Leiter der Orthodoxen bezeugten den durch die Judengesetze entstandenen sozialen Problemen und hauptsächlich den Flüchtlingen mehr Interesse als die Liberalen; neben ihrem Präses, Samuel Kahan-Frankl, der eher eine repräsentative Figur war und einige Wochen nach der Besetzung zurücktrat, um sich zu verstecken, war Philipp von Freudiger der eigentliche Führer der Orthodoxie. Nach einem beträchtlichen Arbeitspensum

auf dem Gebiet der Hilfe und Rettung folgte er im August dem Beispiel Kahan-Frankls und überließ die ihm anvertraute Gemeinschaft gleichfalls ihrem Schicksal.

Als der amerikanische Vertreter des Joint im Dezember 1941 Ungarn verließ, hörten die Beziehungen zwischen dem ungarischen Judentum und den ausländischen jüdischen Organisationen eigentlich auf. Es waren ausschließlich die Zionisten, die diese Verbindungen durch die von ihnen geschaffenen illegalen Kanäle wieder herstellten.

Die zionistische Aktivität war in den Jahren 1940 bis 1945 in der ungarischen Provinz gesetzlich verboten, die Zionisten wurden von den Behörden verfolgt.

Die Existenz der zionistischen Organisation wurde formell auf die Budapester Hochburg der Assimilation beschränkt. So unternahmen die zionistischen Führer unter schweren inneren und äußeren Bedingungen den Versuch, die desorientierten jüdischen Massen in ihrer Solidarität und inneren Widerstandskraft zu stärken und den Führern der Liberalen und Orthodoxen einen Aktivismus aufzuzwingen, der die jüdischen Institutionen befähigen sollte, sich den zeitgemäßen Aufgaben zu widmen und sich für die heranrollende Gefahr zu rüsten. Die Zionisten befaßten sich mit der Hilfeleistung für die Flüchtlinge aus dem Osten und deren Rettung. Sie wußten Bescheid, glaubten an keine Wunder; und es war gewiß nicht ihre Schuld, wenn die schwere Prüfung im Jahr 1944 das ungarische Judentum politisch und psychologisch genauso unvorbereitet vorfand wie Jahre vorher die übrigen jüdischen Gemeinschaften Europas.

Plan zur Bildung einer politischen Repräsentanz

Der erste Versuch zur Bildung einer sämtliche Richtungen des Judentums umfassenden Vertretung wurde bereits im Dezember 1941 unternommen. Auf Initiative

siebenbürgischer Zionisten traten am zweiten Weihnachtstag im Gebäude der Israelitischen Kultusgemeinde in Budapest die früheren und jetzigen jüdischen Parlamentsmitglieder zu einer Konferenz zusammen. Anwesend waren die Oberhausmitglieder Dr. Ludwig Lang und Eugen Vida, Reichstags-Abgeordneter Dr. Ernest Brody (liberal), die früheren sozialdemokratischen Abgeordneten Josef Büchler, Nikolaus Kertesz, Dr. Imre Györki, die früheren jüdischen Abgeordneten aus Siebenbürgen Dr. Josef Fischer und Dr. Ernest Marton sowie der frühere liberale Abgeordnete Dr. Béla Fabian.

Meine Aufgabe war es, ausführlich über die schon damals bekannten Tatsachen der jüdischen Tragödie im Osten zu referieren, konnte doch die verhängnisvolle Entwicklung und systematische Judenausrottung im deutschen Herrschaftsbereich von Budapest aus klar verfolgt werden. Im Spätsommer 1941 erreichten Ungarn Nachrichten von Massenhinrichtungen in der Ukraine, in den baltischen Staaten, in Bessarabien und in der Bukowina. Ungarische Boten brachten die ersten Berichte über die Vergasungsautos. Die Vernichtung von 22 000 nach Polen deportierten ungarischen Juden war in allen ihren schauerlichen Einzelheiten bekannt. Ich berichtete sehr ausführlich über all dieses Furchtbare und schloß mit der Feststellung, daß bereits mit dem gewaltsamen Tod von mehr als einer Million Juden gerechnet werden mußte.

Die Konferenzteilnehmer nahmen den Bericht skeptisch auf.

Von zionistischer Seite wurde vorgeschlagen, eine inoffizielle, aber ständige jüdische Repräsentanz mit der Aufgabe zu schaffen, den politischen Kampf gegen die Vernichtung des ungarischen Judentums einzuleiten. Die Sozialdemokraten unterstützten diesen Vorschlag trotz ideologischer Vorbehalte und obwohl sie um die Existenz ihrer eigenen Partei zu ringen hatten. Die Bürgerlichen lehnten die zionistischen Vorschläge jedoch entschieden

ab. Ob das aus Unverständnis, psychischer Bequemlichkeit oder schlechtverstandendem Klassenbewußtsein geschah, kann hier nicht beantwortet werden; wahrscheinlich aber waren alle diese Momente für die Ablehnung maßgebend. Die Industrie- und Bankkapitäne Eugen Vida und Ludwig Lang sowie Béla Fabian waren höchstens dazu bereit, durch Vermittlung des Ungarischen Roten Kreuzes zugunsten der nach Polen deportierten ungarischen Juden zu intervenieren. Damit schloß die Konferenz, der eine zweite nicht mehr folgen sollte.

Slowakische und polnische Juden flüchten nach Ungarn

Im Februar 1942 kamen die ersten Wellen polnischer Flüchtlinge nach Ungarn. Sie hatten zweieinhalb Jahre deutscher Besetzung überlebt; sie kamen, als die Gaskammern ihre Arbeit aufgenommen hatten.

Im März 1942 folgte ihnen die Schar der Juden aus der Slowakei, wo die allgemeine Deportation soeben im Gang war. Sie hatten es leichter als ihre Leidensgenossen aus Polen: Die Grenze zwischen der Slowakei und Ungarn war nicht allzu scharf bewacht. Die Organisation, die ihnen half, arbeitete auf beiden Seiten tadellos. In Kürze wuchs ihre Zahl auf 7000 bis 8000 an.

Beim Überschreiten der polnisch-ungarischen Grenze wurden die Schwierigkeiten aber immer größer. Die ungarischen Grenzposten erhielten Befehl, die beim Grenzübertritt gefangenen jüdischen Flüchtlinge den Deutschen auszuliefern. In vielen Fällen zogen sie es vor, die Gefangenen selbst zu erschießen... Die wenigen Juden in Polen, denen es gelang, aus den Ghettos zu entkommen oder aus Deportationszügen zu springen, erfuhren von diesen Schwierigkeiten. Viele gaben ihren Fluchtplan aus diesem Grund auf, andere versuchten ihr Glück an der polnisch-slowakischen Grenze. Die slowaki-

schen Wachtposten drückten eher ein Auge zu; die slowakischen Behörden ließen polnische Flüchtlinge in Richtung der ungarischen Grenze laufen. Gisi Fleischmann hatte bei den zuständigen slowakischen Behörden die nötigen Schritte unternommen.

Die Ankunft Tausender polnischer und slowakischer Juden in Ungarn schuf ein Reihe von Problemen, die ohne Verzögerung in Angriff genommen werden mußten. Die Flüchtlinge mußten untergebracht und, da sie meist mittellos waren, finanziell unterstützt werden. Sie brauchten Dokumente, um sich auf der Straße bewegen zu können und um zu arbeiten. Da legale Papiere schwer zu besorgen waren, verschaffte man ihnen falsche. Etwa 3500 von ihnen wurden von den ungarischen Behörden festgenommen und interniert.

Dadurch wurden sie sozusagen »legalisiert« und konnten vom gemeinsamen Landesfürsorgeamt der beiden jüdischen Zentralverwaltungen unterstützt werden.

Was aber sollte mit den übrigen, der großen Mehrheit geschehen? Hofrat Stern lehnte es ab, das nötige Geld zur Verfügung zu stellen. Er meinte, er dürfe die Existenz des gesamten ungarischen Judentums zugunsten einiger tausend illegaler Flüchtlinge nicht gefährden. Aus Angst vor Repressalien weigerten sich auch die Leiter des Keren Kajemet und Keren Hajessod, die für Palästina gesammelten Summen, die nicht überwiesen werden konnten, für diesen Zweck zur Verfügung zu stellen.

Einige führende Zionisten sowie einige wohlhabende Orthodoxe übernahmen daher die Aufgabe der Unterstützung und Verteidigung der Flüchtlinge. Illegal wurde Geld gesammelt und den in Zellen organisierten Flüchtlingen durch Vertrauensmänner zugeführt. Papiere wurden gleichfalls bereitgestellt, Bunker geschaffen und Wohnungen organisiert, in denen ein ankommender Flüchtling die ersten Nächte verbringen und die erste Unterstützung übernehmen konnte.

Karlsruhe - Jahn

überbracht und war von Ruth Klüger unterschrieben. Die zionistischen Freunde in Istanbul ließen uns auf diesem Weg eine erste bescheidene Geldsumme zukommen und sandten auch eine Botschaft des palästinensischen Judentums mit der Parole »Helft den Flüchtlingen, helft den polnischen Juden!«

Die Leitung der Zionistischen Organisation in Budapest folgte diesem Ruf. Im Januar 1943 wurde in der Corso-Pension eine grundlegende Beratung abgehalten, an der Zwi Szilagyi (Haschomer Hazair), Eugen Fränkel (Misrachi), Samuel Springmann und ich für den Ichud teilnahmen und bei der Ingenieur Otto Komoly (Klal) den Vorsitz führte.

Ohne zu verkennen, daß unterirdische Arbeit – Judenrettung in einem Land, das seine eigenen Juden loswerden will – nicht nur die persönliche Sicherheit der Teilnehmer, sondern auch die Zionistische Organisation selbst gefährden könnte, wurde nach einer leidenschaftlichen Debatte die Gründung des Hilfs- und Rettungs-Komitees beschlossen. Die Ressorts wurden verteilt, das Arbeitsprogramm festgelegt und der organisatorische Rahmen geschaffen. Der Zweck war: Rettung jüdischen Lebens, Hilfe für die Flüchtlinge und die Vorbereitung einer Selbstwehr der Juden Ungarns.

Otto Komoly übernahm das Präsidium; ich wurde als geschäftsführender Vizepräsident mit der Exekutive betraut. Springmann, der kühne Bahnbrecher unserer ausländischen Beziehungen, erhielt das Finanzressort. Bis zu seiner Alija – Anfang 1944 – bestand seine Aufgabe darin, die Fühlungnahme mit den Kurieren aufrechtzuerhalten. Die Organisierung der Rettung von Juden aus Polen nach Ungarn – dieses Ressort hieß in unserem Code »Tijul« (Ausflug) – übernahm Joel Brand.

Die Vertreter der polnischen und slowakischen Flüchtlinge sowie der chaluzischen Organisationen schlossen sich später unserem Komitee an.

Das neugeschaffene Komitee war eigentlich nur die formelle Bekräftigung einer Arbeit, die bereits lange bestand. Weder der Schmuggel von Juden über die Grenzen noch die Fürsorge für die Flüchtlinge mußten erst auf eine Anordnung von Palästina warten. Und doch war unser Komitee als Verbindungsmittel mit der Außenwelt, besonders mit den zionistischen Freunden in Istanbul und Palästina, von ungeheurer moralischer, psychologischer und praktischer Bedeutung. Es half die Einsamkeit, Isoliertheit und dumpfe Stille zu überwinden, die alle bedrückten. Inniger Kontakt und ermunternde Briefe steigerten den Arbeitswillen und gaben Zuversicht für weitere Arbeit. Die finanzielle Hilfe der palästinensischen Juden hatte die Hilfs- und Rettungsmöglichkeiten praktisch verzehnfacht.

Ein besonderes Subkomitee, aus erfahrenen Flüchtlingen bestehend, leitete die komplizierte Operation des Schmuggels von Juden aus Polen über die Berge nach Ungarn. Mithelfer waren vorwiegend ruthenische und polnische Bauern, Fuhrmänner, Gastwirte, Subalternbeamte, ja manchmal sogar Soldaten. Die meisten der zu rettenden Juden waren aus Ghettos oder Konzentrationslagern entflohen oder hatten es verstanden, sich zu verstecken. Viele von ihnen irrten in den Wäldern in der Nähe der Grenzen umher. Die Schmuggler drangen manchmal auch ins Innere Polens ein und brachten die auf Grund angegebener Adressen gesuchten Personen über die Grenze. Bis zum März 1944 ermöglichte unsere Tijul-Organisation etwa fünfhundert Juden die Rettung aus Polen. Rund zweitausend weitere polnische Juden gelangten über die Slowakei nach Ungarn.

Diese Zahlen sind gewiß nicht groß.

Bei Überprüfung der sich bietenden Möglichkeiten einer Rettung war es jedoch unmöglich, von einem Zahlenwahn verführt, auf die einzig noch durchführbare Kleinarbeit zu verzichten. Jede Zahl war ein lebender Mensch;

Von Jahn
1943

zurückgestellt; später aber konnte beim »Polnisch-Ungarischen Hilfskomitee« durchgesetzt werden, daß man sie als christliche Polen »legalisierte« oder »arisierete«. Denn das mit Deutschland verbündete Ungarn hatte den diplomatischen Kontakt mit Polen nicht abgebrochen. In Budapest war ein Komitee der Londoner polnischen Regierung tätig; Tausende internierter polnischer Soldaten und Flüchtlinge erhielten von der ungarischen Regierung Asylrecht und finanzielle Unterstützung. Als solche »christliche« Polen durften auch die polnisch-jüdischen Flüchtlinge in Budapest oder einer ihnen zugewiesenen Provinzstadt arbeiten. Die Zahl der in Budapest befindlichen polnisch-jüdischen Flüchtlinge betrug etwa 1200, während sich weitere 800 bis 1200 in der Provinz befanden. Es gab drei Kinderlager, eines in Vac mit 76, eines in Kaschau mit 21 und eines in Budapest mit 17 polnisch-jüdischen Kindern. 90 Prozent dieser Kinder waren Waisen. In den Militärlagern befanden sich ferner internierte jüdische Soldaten der polnischen Armee. Ein Teil der polnisch-jüdischen Flüchtlinge hatte sich selbst »arische« Papiere verschafft oder war untergetaucht.

Nur eine kleine Anzahl war in ungarischen Lagern interniert. Diese Flüchtlinge rekrutierten sich aus solchen, die noch vor ihrer »Arisierung« festgenommen worden waren, oder aus solchen »Ariern«, bei denen die Polizei, als sie sie in jüdischen Restaurants oder in der Nähe einer Synagoge anhielt, feststellte, daß sie keine »Echten« waren. Bei solchen Untersuchungen hat man sich nicht immer für die »Brith Mila« interessiert; oft genügte es schon, daß der Betreffende das Vaterunser nicht aufsagen konnte.

Die gesellschaftliche Schichtung der Geretteten sowie ihr geistiges und moralisches Niveau waren sehr verschieden. Die leitenden Persönlichkeiten des polnischen Judentums waren zusammen mit der ihnen anvertrauten Gemeinschaft in die Gaskammern gebracht worden. Die zioni-

stische Jugend hatte ihren Tod beim Widerstand gefunden. Viele Jugendliche waren bei ihren Angehörigen geblieben und zusammen mit ihren Familien vernichtet worden. Meistens hatten sich nur diejenigen gerettet, deren Lebenswille stärker und robuster gewesen war als ihre Bindung an Familie oder Gemeinschaft.

Bei unserer Hilfs- und Rettungsarbeit war eine Diskriminierung jedoch nicht am Platz. Denn das Leben von Zionisten und Nicht-Zionisten, Juden und Getauften, war gleichermaßen gefährdet.

Vom Sommer 1943 an entstand ein lebhafterer Kontakt zwischen uns und einigen Führern der Budapester Orthodoxie (Philipp Freudiger, Leopold Blau, Leo Stern, Max Brick usw.), die ebenfalls illegal Hilfs- und Rettungsarbeit leisteten. Am 16. November 1943 wurde ein Über-
einkommen getroffen über

- a) die Koordinierung der Tätigkeit der beiden Komitees,
- b) die gemeinsame Verwendung der zur Verfügung stehenden Mittel und
- c) die gemeinsame Aufbringung weiterer Mittel.

Auch die polnischen und slowakischen Flüchtlinge bauten mit der Zeit ihre eigenen Vertretungen aus. Besonders ernste Arbeit leistete das polnische Komitee, das unter Leitung von Siegfried Moses und Boris Teichholz stand. Die gerechte und systematische Aufteilung und Verteilung der Unterstützungen (200 Pengö monatlich pro Person) war eine komplizierte und häufig gefährliche Aufgabe. Im Winter 1943/44 wurden die Flüchtlinge mit warmen Kleidern bedacht, und im Februar 1944 wurden Vorbereitungen zur Organisierung des Pessach-Festes für 1200 Flüchtlinge getroffen.

Durch Vermittlung des Delegierten des Internationalen Roten Kreuzes, Jean de Bavier, wurden ferner Verhandlungen eingeleitet, um den noch in der Slowakei verbliebenen 25 000 Juden Mazzot aus Ungarn zu senden.

Die innenpolitische Aktivität der zionistischen Leitung

In teilweisem Zusammenhang mit der Hilfs- und Rettungsarbeit stand die politische Tätigkeit, die in dieser Zeit von den führenden Zionisten Ungarns geleistet wurde. Gefördert wurde diese dadurch, daß die formell mit den Deutschen marschierende ungarische Regierung bereits 1943 immer intensiver Verbindungen zu den Affiierten suchte. Die Armee sondierte teils durch die Organe der Spionageabwehr, teils durch ihre in den neutralen Ländern wirkenden Militärattachés die Möglichkeiten eines Sonderfriedens, wobei Oberst Otto Hatz, Militärattaché in Istanbul, eine besondere Rolle spielte. Die Regierung ihrerseits versuchte durch einige ihrer diplomatischen Vertretungen im neutralen Ausland einen Weg zu den westlichen Mächten zu finden.

Die führenden Zionisten waren demgemäß bestrebt, diese Bemühungen, die noch keine offizielle Form angenommen hatten, durch ihre Verbindungen im Ausland zu unterstützen. Als Aladar Szegedy-Masszak an die Spitze der politischen Abteilung des Außenministeriums trat, nahmen wir Verbindung mit dieser Stelle auf. Szegedy-Masszak wie auch sein Vertreter Dyonis v. Nemestothy nahmen mit Interesse die Vorschläge entgegen, die ihnen von Otto Komoly, Dr. Ernest Marton, Ernst Szilagyí, Hillel Danzig und mir unterbreitet wurden und die sich auf folgende Punkte bezogen:

- a) Milderung des Schicksals der »Arbeitsdienstler«;
- b) Verbesserung des Statuts der Flüchtlinge. (Hier handelte es sich u. a. um Legalisierung der Flüchtlinge und Instruktionen an die ungarischen Grenzwachposten, die Flüchtlinge an den Grenzen nicht zu erschießen);
- c) Wiedergutmachung nach dem Krieg;
- d) Vorbereitung einer neuen, realistischen Politik hinsichtlich der Juden;

1. den amtlichen Kurierdienst des ungarischen Außenministeriums,
2. die Kuriere eines neutralen europäischen Staates und schließlich
3. die Agenten der Spionageabwehr des ungarischen und deutschen Generalstabs.

Die Mitarbeit der letzteren — in diesem Bericht als »Kuriere« bezeichnet — erfolgte auf Grund eines schriftlichen Abkommens, das sowohl von einem deutschen als auch von einem ungarischen Generalmajor des Generalstabs unterzeichnet war. Daß dies geschehen konnte, erklärt sich daraus, daß an der Spitze des Spionageabwehrdienstes sowohl der deutschen Wehrmacht als auch des ungarischen Heeres Offiziere standen, die (infolge ihrer genauen Kenntnis der militärischen Lage) kaum mehr an einen deutschen Sieg glaubten und daher jede Möglichkeit benutzten, von der anzunehmen war, daß sie einer Annäherung an die Alliierten dienen könnte. Der deutsche Admiral Canaris und Generalmajor Ujszászy fielen gleichermaßen der Säuberungsaktion zum Opfer, durch welche die SS dieser »ketzerischen« Politik der Wehrmacht und der Honvéd im Jahr 1944 ein Ende bereitete.

Die Kuriere, die die Vermittlung besorgten, waren mit wenigen Ausnahmen zweifelhafte Elemente. Für Geld zu allem bereit, waren sie verwegene Bravados, die es verstanden, ihren Auftraggebern und deren Feinden — also den Alliierten — gleichzeitig zu dienen. Der Budapester Außenstelle der deutschen Spionageabwehr, mit der wir meistens zu tun hatten, gehörten unter anderen an: der getaufte Jude Josef Winninger, der frühere Kellner Rudolf Stolz, der Wiener Zahnarzt Dr. Sedlaczek und Erich Popescu, der einen rumänischen Namen trug, aber jüdischer Abstammung war. Das zweifelhafteste Element unter ihnen war der ungarische Jude György alias

»Bandi« Grosz, der später sowohl seine ungarischen Vorgesetzten als auch unsere Rettungsarbeit der Gestapo verriet, um dadurch sein eigenes Leben retten zu können. Dennoch leisteten uns die Kuriere beträchtliche Dienste. Hingegen war der persönliche Verkehr mit ihnen alles andere als angenehm.

Briefe und Geld für die Ghettos in Polen

Im Hinblick auf die feindseligen Beziehungen zwischen SS und Wehrmacht vermieden die Wehrmachtsangehörigen Winniger und Genossen nach Möglichkeit jeden Verkehr mit der Gestapo. Sie wagten es auch nur selten, und auch dann nur gegen horrende Honorare, Botschaften und Geld in die Ghettos nach Polen zu bringen, da die Herrschaft über die Konzentrationslager ausschließlich von der SS ausgeübt wurde. Denkwürdig bleibt das Eindringen dieser Agenten in das unmittelbar vor der Liquidierung stehende Ghetto in Bendzin (Bendsburg), aus dem sie einen Brief mitbrachten, der in erschütternden Worten über die Vorbereitungen der chalizischen Jugend zum letzten Kampf berichtete und der einen einzigen Verzweiflungsschrei um Hilfe darstellte.

Sedlaczek war dreimal in Krakau. Er überbrachte den etwa 7000 bis 8000 in den Schindlerschen Werken beschäftigten jüdischen Arbeitern einige hunderttausend Reichsmark. Die Kontrolle der getreulichen Erledigung der übernommenen Aufträge verursachte naturgemäß in jedem Fall schwere Sorgen. Von Budapest oder Istanbul aus war es nicht leicht kontrollierbar, ob der als vertrauenswürdige bekannte jüdische Führer, an den die Briefe und Geldsendungen adressiert waren, diese freiwillig oder unter Zwang bestätigt hatte. Ebenso schwer feststellbar war es, ob die Sendungen tatsächlich den Hungernden zugekommen waren. Ein Sudetendeutscher, Ingenieur

Schindler, der durch »Arisierung« in den Besitz der jetzt von ihm verwalteten Krakauer Rüstungsbetriebe gelangt war und den Wunsch hatte, diese möglichst auch nach dem Krieg zu behalten, besuchte uns im Jahr 1943 in Budapest und schilderte in lebhaften Farben, wie es durch die von uns gesandten Geldbeträge gelungen war, den Schwarzhandelspreis des Brotes im Lager herunterzudrücken, die Barfüßigen mit Schuhen zu versorgen und dergleichen.

Ein sonderbares Angebot der Wehrmacht

Der Leiter der deutschen Spionageabwehrgruppe in Budapest, ein gewisser Dr. Schmidt, der seine Karriere angeblich als Zeitungsverkäufer in Wien begonnen hatte und den Dialekt der Wiener Vororte sprach, gab uns am 13. März 1944, also sechs Tage vor der Besetzung Ungarns, die überraschende Erklärung ab, daß der Kampf zwischen SS und Wehrmacht um die Oberhand bald zugunsten der Wehrmacht entschieden sein werde. Das würde es dem Oberkommando der deutschen Wehrmacht ermöglichen, die Judenpolitik des Reichs auf eine neue Basis zu stellen. Er erklärte, daß die Wehrmacht geneigt wäre, die verschiedenen deutschen Konzentrationslager der Kontrolle des Internationalen Roten Kreuzes zu unterstellen und einem unserer Beauftragten zu gestatten, die von den ausländischen Juden zur Verfügung gestellten Gelder selbst in die Lager nach Polen zu bringen. Das proponierte Überkommen hätte jedoch nur unter der Bedingung zustande kommen können, daß wir einen ständigen Reservefonds von 200 000 Dollar zur Verfügung hielten.

24 Stunden später, also am 14. März 1944, teilte uns Winniger unter strengster Diskretion mit, daß die Besetzung Ungarns durch Deutschland bevorstünde. Einen genauen Zeitpunkt wollte oder konnte er nicht angeben.

3. die Hagana, das Instrument des jüdischen Selbstschutzes, sofort zu aktivieren.

Hinsichtlich dieser beiden letzteren Punkte sind hier einige Bemerkungen am Platz. Es soll einigen späteren Geschehnissen vorgegriffen werden, um das Versagen der Hagana zumindest in den ersten drei bis vier Monaten nach der Besetzung verständlich zu machen.

- a) Die Notwendigkeit organisatorischer Maßnahmen zur Bildung einer Selbstschutztruppe und die Dringlichkeit ihrer Verwirklichung war den verantwortlichen zionistischen Führern in Budapest bereits Ende 1943 klar. Wir waren mit allen Mitteln darauf bedacht, eine verlässliche Organisation zu schaffen, doch verzögerte sich die Aufstellung aus mannigfachen Gründen immer wieder. Die Zersplitterung des zionistischen Lebens in Ungarn, der Kampf zwischen den Parteien, der nicht selten heftige Formen angenommen hatte, langwierige sterile Diskussionen waren daran schuld, daß die gefaßten Beschlüsse nicht schnell und energisch genug in die Tat umgesetzt werden konnten.
- b) Dr. Mosche Schweiger, der von Palästina zum Führer der Hagana ausersehen und für alle Parteien tragbar war, wurde einige Tage nach der Besetzung durch die SS verhaftet.
- c) Über Istanbul war die Ankunft einiger palästinensischer Offiziere der Hagana bereits für Februar 1944 angekündigt gewesen, während sie tatsächlich erst Mitte Juni in Ungarn eintrafen. Ihre rechtzeitige Ankunft hätte den Verlauf der Ereignisse zwar nicht ändern, das Verhalten der zionistischen Jugend bestimmt jedoch positiv beeinflussen können. Als die angekündigten Offiziere, und zwar Hanna Szenes, Perez Goldstein und Joel Nußbecher, Ungarn erreich-

DIE DEUTSCHE BESETZUNG

Der neunzehnte März 1944

Die Nachricht von der erfolgten Besetzung verbreitete sich in Budapest am frühen Morgen. Die am Sonntag später aufstehende Bevölkerung bemerkte kaum, daß etwas geschehen war, das über die Zukunft des Landes entschieden hatte. Denn die Besetzung war glatt, reibungs- und widerstandslos vor sich gegangen. Früher hatte man deutsche Soldaten auch schon auf den Straßen der ungarischen Hauptstadt gesehen; daß sie diesmal Maschinenpistolen trugen, machte in den Augen der meisten keinen wesentlichen Unterschied aus.

Während die kleinen Mercedes-Autos der Gestapo hin und her sausten, um die politischen Gegner der Nazis festzunehmen, hielten wir im Café Parissette eine improvisierte Besprechung ab. Komoly präsiidierte. In fieberhafter Eile wurden die ersten Maßnahmen besprochen. Joel Brand nahm an dieser Besprechung nicht teil: in den frühen Morgenstunden hatte ihn Winninger in die Privatwohnung eines der Wehrmachtagenten geführt. Zusammen mit ihm wurden auch die Valuten- und Geldbestände des Komitees sichergestellt: der Koffer, der den Briefwechsel mit Istanbul, der Schweiz und Preßburg enthielt, ferner Abschriften von Aussagen der Flüchtlinge über die deutschen Greuelthaten im Osten, Protokolle von Auschwitz, Treblinka, Lemberg etc., wurden von Winninger nachmittags abgeholt. Ich hatte die Sachen bis dahin in meiner Pension versteckt gehalten. Winninger war

sehr nervös. »Jetzt machen »sie« Ungarn kaputt und die Juden auch«, bemerkte er.

»Welches Los haben »sie« denn den ungarischen Juden zugedacht?« fragte ich.

»Ein schlechteres als den polnischen.«

Die Gestapo befaßte sich mit Einzelfällen.

Auf Grund sorgfältig vorbereiteter Listen hob sie Antifaschisten als Pro-Alliierte, konservative Politiker und Magnaten sowie jüdische Industrielle, Kaufleute und Finanzmänner, aus, auch solche, die sich längst zurückgezogen hatten und keinen Einfluß mehr ausübten.

Ein eigenes Kommando befaßte sich mit der Erfassung von Geiseln für den Fall eines ungarischen Widerstands.

Eichmanns »Judenkommando«

Die restlose Lösung der Judenfrage war dem Sondereinsatzkommando der SS überlassen worden. Es wurde das »Judenkommando« genannt. Dieses Kommando war gleich mit den Vorhutenden der Gestapo nach Budapest gekommen.

Zwei Offiziere des Kommandos, SS-Obersturmbannführer Hermann Krumej und SS-Hauptsturmführer Dieter Wisliczeny, erschienen am Nachmittag der Besetzung im Gebäude der Israelitischen Kultusgemeinde, in der Sipgasse 12. Beide waren sehr höflich und luden die Gemeindeleitung für den nächsten Nachmittag zu einer Besprechung ein. Vor der vollzählig versammelten Leitung und dem Rabbinat erklärte dann Wisliczeny, daß »die Behandlung der Judenfrage in Ungarn in die Kompetenz der SS übergegangen« sei. Es gäbe aber keinen Grund zur Unruhe. Die Gemeinde würde ihre Arbeit unbehindert fortsetzen können. Der Panikstimmung unter der jüdischen Bevölkerung solle energisch entgegengetreten wer-

den. Zu diesem Zweck sollten sich am nächsten Tag sämtliche Vertreter der jüdischen Organisationen, Institutionen und Vereine *ad audiendum verbum* einfinden.

Vor den Vertretern von fast 500 jüdischen Organisationen erklärte Wisliczeny, es sei die Pflicht eines jeden Juden, den Ausbruch einer Panik zu verhindern. Die Zurückziehung von Bankeinlagen sollte aufhören, sonst würde sich die Behörde zu besonders scharfen Maßnahmen veranlaßt sehen. Wisliczeny sagte, daß das religiöse Leben ungestört weitergehen würde und jedermann seine Arbeit fortsetzen möge. Sollte jemand verhaftet werden, so geschähe dies nicht, weil er Jude sei, sondern weil gegen seine Person schwerwiegende Bedenken vorlägen.

Wisliczenys Erklärung, daß die Behandlung der Judenfrage in Ungarn in die Kompetenz der SS übergegangen sei, schien von den Tatsachen bestätigt zu sein. Zunächst war überhaupt keine andere als die deutsche Autorität vorhanden.

In den Morgenstunden der Besetzung war die bisherige Regierung Kallay zerfallen. Der Premierminister hatte im Gebäude der türkischen Gesandtschaft Zuflucht gesucht; der Innenminister Franz Keresztes-Fischer war von der Gestapo verhaftet und nach Deutschland verschleppt worden. Horthy war von Hitlers Hauptquartier zwar zurückgekehrt, doch wußte einstweilen niemand, ob er im Amt bleiben würde. Auch sein künftiges Verhalten lag völlig im unklaren. Langsam erfuhr man Einzelheiten über seinen verhängnisvollen Besuch bei Hitler, der der Besetzung vorangegangen war.

Horthys Resignation

Der Reichsverweser hatte ernsthaft geglaubt, bei Hitler durchsetzen zu können, daß die rund 150 000 an der Ostfront eingesetzten ungarischen Soldaten zur Verteidigung

des von den Russen unmittelbar bedrohten Landes hinter die Karpaten zurückgezogen werden könnten.

Hitler, von dem er auf dem Obersalzberg empfangen worden war, hatte ihm jedoch heftige Vorwürfe wegen der »Untreue« seiner Regierung gemacht und auch deswegen, daß er »die Judenfrage nicht gelöst« hatte. Nur ganz beiläufig hatte Horthy erfahren, daß Ungarn kurzerhand besetzt werden würde. Von einer Zurückziehung ungarischer Truppen war nicht mehr die Rede gewesen.

Der Zug, der Horthy von der Besprechung ins Land zurückbringen sollte, wurde unterwegs aufgehalten. Als er Sonntag früh in Budapest eintraf, war der »Umsturz« bereits vollzogen. Horthy sah zu, wie seine Ratgeber, persönliche Freunde, Mitglieder der beiden Parlamente verhaftet und nach Deutschland deportiert wurden. Er war auch bereit, eine neue Regierung zu »ernennen«. Eine ganze Garnitur rechtsorientierter Politiker stand schon bereit, dem »bedrohten« Vaterland als Minister unter dem neuen Regime zu dienen.

Die Besetzung war von langer Hand vorbereitet gewesen. Der SS-Standartenführer Veesenmayer – nunmehr deutscher Gesandter in Budapest – hatte sich im Herbst 1943 wochenlang in der ungarischen Hauptstadt aufgehalten und die Persönlichkeiten Revue passieren lassen, die bereit waren, die ungarische Bündnistreue für Deutschland bis zum letzten zu garantieren.

Der Reichsverweser, gestern noch mit einer Annäherung an die Alliierten einverstanden, ernannte nun eine Regierung mit der Aufgabe, noch intensiver den Krieg an der Seite Deutschlands fortzusetzen. Er beugte sich nicht nur der Gewalt. Er, der Sieger über die ungarische Kommune von 1919, zitterte vor den Russen. Er übernahm die Direktiven von Veesenmayer und SS-Obergruppenführer und General der Waffen-SS, Winkelmann, dem deutschen Statthalter in Ungarn, und ernannte am vierten Tag der

Besetzung die neue Regierung unter dem Vorsitz des Generals Döme Sztojaj, des bisherigen ungarischen Gesandten in Berlin. Einige Minister Kallays blieben in ihren Positionen. Politisch wurden aber die rechtsradikalen Elemente der Partei Béla Imredys tonangebend.

Die Regierung Sztojaj hatte eine dreifache Aufgabe zu erfüllen: mehr ungarische Soldaten an die Ostfront zu schicken, das Dritte Reich wirtschaftlich intensiver zu unterstützen und die Judenfrage zu lösen. Letzteres war das wichtigste. Wilde antisemitische Hetzkampagnen sollten die Ungarn die Gründe der Niederwerfung durch den eigenen Verbündeten vergessen lassen. Die Ausplünderung der Juden sollte sie für die wirtschaftliche Auslieferung an das Reich entschädigen. Die Judenfrage stand von Anfang an im Mittelpunkt der Besprechungen zwischen Horthy und Veesenmayer. Der deutsche Gesandte drängte auf eine sofortige Lösung. Horthy gab seine Zustimmung, daß Ungarn der deutschen Kriegsindustrie »jüdische Arbeitskräfte« zur Verfügung stellen würde. Damit gab er die ungarischen Juden preis und sanktionierte die Deportationen. Er nahm zur Kenntnis, daß »deutsche Berater« (das Judenkommando) den ungarischen Behörden bei der Lösung dieser Aufgabe behilflich sein sollten. Er stimmte zu, daß eine Sonderabteilung der deutschen Gestapo in Budapest arbeitete, um die ungarische Polizei bei der Bekämpfung des Kommunismus zu unterstützen.

Von nun an beherrschte die Gestapo uneingeschränkt das politische Feld. Sie spionierte den Reichsverweser, die Regierung und die Armee aus, verhaftete jeden Ungarn, der ihr nicht paßte, wie hoch er auch gestellt sein mochte, und jagte durch ihre nackte Anwesenheit allen denjenigen Angst ein, die versucht hätten, Reste der ungarischen Souveränität zu retten oder sich gegen die von den Deutschen diktierten Maßnahmen aufzulehnen.

Das Ungeheuer Adolf Eichmann

In der Judenfrage galt von nun an der souveräne, absolute und uneingeschränkte Wille des Ungeheuers, das an der Spitze des Judenkommandos stand, des SS-Obersturmbannführers Adolf Eichmann. Er hatte zwei ergebene ungarische Mitarbeiter, Laszlo Endre und Laszlo Baký, beide Staatssekretäre im Innenministerium. Der erste, Laszlo Endre, ein erblich belasteter Trunkenbold, früher Vizegespan, wurde gleich nach der Besetzung durch die Deutschen in das Innenministerium berufen. Seine Aufgabe war die »Endlösung der Judenfrage«. Laszlo Baký, früher Gendarmerie-Major, Deputierter der Imredy-Partei, hatte den Befehl über die ungarische Polizei und Gendarmerie inne. Er sorgte, daß diese beiden Exekutivorgane, hauptsächlich aber die Gendarmerie, zur restlosen Verfügung Eichmanns standen.

Taktik und Tarnung des Judenmordes

Über die Technik und die Methoden, nach denen die Juden in Ungarn vernichtet werden sollten, verhandelte man nicht lange. Eichmann brachte lange Erfahrung und fertige Pläne mit sich. Der Ministerrat erteilte den beiden Staatssekretären in der Judenfrage Vollmacht. Diese besprachen mit Eichmann und seinem Stab die einzelnen Maßnahmen. Die übrigen Mitglieder der Regierung hatten nichts »dreinzureden« und wagten es in ihrer Angst vor der Gestapo auch nicht.

Nach dem Beispiel der deutschen Gestapo wurde eine Ungarische Geheime Staatspolizei geschaffen, die ihre Agenten aus rechtsradikalen Elementen rekrutierte. Sie wetteiferte mit der deutschen Gestapo in der Verhaftung und Ausplünderung von Juden und erhielt ihre Direktiven eher von Eichmann als von der eigenen Regierung.

Und doch führten die ersten, nach der Besetzung ergriffenen Maßnahmen eine eindeutige Sprache. Bereits am 19. März begannen auf den Bahnhöfen von Budapest die ersten Razzien nach Juden, die ahnungslos aus der Provinz ankamen oder entsetzt von dort flüchten wollten. Man fing ungefähr 1500 Menschen zusammen und brachte sie in das Internierungslager von Kistarcsa, 20 Kilometer von Budapest. Die Synagogen und die jüdischen Schulen in Budapest wurden in SS-Werkstätten und Autogaragen umgewandelt. Das moderne große jüdische Krankenhaus wurde über Nacht zum SS-Lazarett. Juden durften von nun an nicht mehr mit der Bahn fahren, ihre Post wurde ihnen nicht ausgehändigt, ihre Telephonapparate wurden ausgeschaltet. So schnitt man die Hauptstadt von der Provinz und die einzelnen Gemeinden voneinander ab; man isolierte die Juden, damit sie nicht frühzeitig erfuhren, was ihnen bevorstand.

Die Leiter der Budapester Gemeinde erhielten vom Judenkommando den Befehl, einen Judenrat an Stelle der autonomen Kultusgemeinde mit gesetzlich verankerten Rechtsgrundlagen zu konstituieren. Hofrat Samuel Stern richtete eine Rückfrage an das ungarische Innenministerium und erhielt die Antwort, er solle sich nicht darum kümmern, »daß ein Judenrat in den ungarischen Gesetzen nicht vorgesehen« sei, sondern sich den Deutschen fügen.

Die Regierung Sztojaj und die Juden

In den ersten Tagen nach der Besetzung trafen Mitglieder unseres Komitees und der zionistischen Leitung an verschiedenen Stellen zusammen. Wir versuchten, uns in der neugeschaffenen politischen Lage zu orientieren, eventuell Stützpunkte zu einer politischen Abwehr zu finden. Man stellte sich die Frage: In welchem Umfang will und kann Sztojaj dem mutmaßlichen deutschen Druck in der

Judenfrage Widerstand leisten? Man machte Pläne, verteilte die Rollen.

Otto Komoly nahm es auf sich, mit ungarischen Politikern in Kontakt zu treten und die christlichen Kirchen um Unterstützung zu bitten. Mosche Kraus erhielt den Auftrag, sich unter den Schutz der Schweizer Gesandtschaft zu stellen und die neutralen Diplomaten um Intervention zu bitten. Die Bearbeitung der »deutschen Linie« wurde Joel Brand und mir übertragen.

Komoly sprach in den nächsten Tagen Aladar Szegedy-Masszak, den früheren Chef der politischen Abteilung des Außenministeriums, der von seinem Amt bereits entfernt war. Masszak glaubte, daß die ungarischen Juden nicht vom Schlimmsten ereilt werden würden. Am Tag nach dieser Zusammenkunft wurde er selbst von den Deutschen verhaftet und nach Dachau verschleppt. Komoly versuchte ferner mit dem politischen *spiritus rector* der neuen Regierung, Béla Imredy, der selbst nicht dem Kabinett angehörte, eine Verbindung zu schaffen. Er verhandelte am 28. März mit einem der politischen Freunde Imredys, dem Grafen Franz Karolyi. Am 29. März traf er Nicolaus Meszter, der später Staatssekretär der Regierung Sztojaj wurde. Zweck beider Unterredungen war die Erwirkung einer Audienz bei Béla Imredy. Man wollte den früheren Ministerpräsidenten — einen eifrigen Katholiken — auf die Gaskammern als unausbleibliche Folge der Deportationen aufmerksam machen. Beide versprachen ihre Intervention.

Am 30. März ließ Imredy mitteilen, daß er nicht geneigt sei, irgendeine jüdische Persönlichkeit zu empfangen. Statt dessen verlangte er ein Memorandum, das von Komoly ausgearbeitet und ihm übermittelt wurde: Komoly warnte vor Deportationen und schlug vor, arbeitsfähige ungarische Juden in Industrie und Landwirtschaft innerhalb der Landesgrenzen zu beschäftigen. Das Memorandum blieb unbeantwortet.

Theoretisch wäre noch die ungarische Armee geblieben, die Armee, die an der Seite der Deutschen an der Ostfront ihre Blutopfer brachte; ein Faktor, von dem man annahm, daß er über ein gewisses Gewicht verfüge. Ich wandte mich an den Oberstleutnant Dr. Joseph Garzoly vom ungarischen Generalstab. Garzoly war der Chef der südosteuropäischen Abteilung und als solcher mit unserer Arbeit und unseren Verbindungen nach Istanbul wohlvertraut. Garzoly empfing mich ruhig und behauptete, daß die Dinge »bald in ihren normalen Lauf zurückkehren« würden. Unsere Befürchtungen bezeichnete er als Hirngespinnste.

Warum keine Revolte?

Kann sich die ungarische Judenheit mit Gewalt ihrem Schicksal entgegenstellen? Widerstand leisten? Mit Waffen in der Hand? Sich nicht, wie viele, verschleppen lassen? Kann sie zumindest ihre Ehre retten? Um nicht elend, lautlos unterzugehen?

Wir hatten uns diese Frage schon gestellt, als sie noch keine historisch-theoretische Frage war, sondern das drückendste aller Tagesprobleme.

Zu massivem Widerstand kam es nicht. Und das hat seine Gründe; teilweise solche, die außerhalb der jüdischen Gemeinschaft liegen, und andere, die im jüdischen Leben, seiner geistigen und sozialen Struktur zu suchen sind.

Was die Außenwelt, im engeren Sinn die ungarische Nation, anbelangt, so war sie vor allem kein Partner:

Die Behörden, die Armee blieben gleich bei der Besetzung völlig passiv, teilweise waren sie von ihr sogar begeistert. Es gab einige soziale Schichten in Ungarn, die Lumpenbourgeoisie, einen Teil der Gentry und eine große Zahl der städtischen Kleinbürger, die nur von einer derartigen Wendung erwarten durften, aus ihrem unbefriedigten Dasein eine wirtschaftlich-gesellschaftliche Höhe zu erklim-

men. Nach den drei Judengesetzen war die Zahl der Anwärter auf jüdischen Besitz keineswegs geringer geworden. Im Gegenteil. Der Appetit wurde größer. Alle diese Nutznießer waren durch den befürchteten Sieg der Alliierten in ihrer Existenz bedroht. Die Regierung Sztojay setzte sich entweder aus Schwächlingen oder aus den Vertretern dieses heterogenen, immerhin doch einige hunderttausend Menschen umfassenden Klassegebildes zusammen.

Die Majorität — die Millionenbevölkerung war meist abgestumpft, gleichgültig. Politisch war sie ungeschult, denn die reaktionären Regierungen hatten sie im dunkeln gelassen.

Die wenigen, die klar sahen, daß Ungarn mit der deutschen Besetzung eigentlich den Krieg verlor, wurden entweder ausgeschaltet oder eingeschüchtert. Bestimmt gab es viele, die mit dem Schicksal der Juden Mitleid hatten. Aber nur wenige wagten, sich zur helfenden Tat aufzuraffen. Je höher sie in der Hierarchie standen, desto weniger von ihnen waren es.

Die organisierte sozialdemokratische Arbeiterschaft, deren Führer gleich zu Beginn der Besetzung durch die SS verhaftet worden waren, sah sich zu monatelanger Passivität verurteilt. Die am meisten verfolgte, schon vorher illegal gewesene kommunistische Partei war nicht zahlreich genug, um aktive Widerstandszentren zu bilden. Beide hatten ihre Kader zu schonen; sie dachten an Morgen.

Die psychologische Bearbeitung der Bevölkerung blieb ebenfalls nicht ohne Wirkung. Der kleine Mann von der Straße hörte vom Augenblick der Besetzung an im Radio kaum etwas anderes als Reden über die »jüdische Gefahr«. Artikel und Reportagen der gleichgeschalteten Presse erweckten den Eindruck, daß die Judenfrage die einzige reale Sorge und das einzige Problem Ungarns wäre; der Krieg selbst — eine Nebensächlichkeit. Man las immer wieder von den »Protokollen der Weisen von Zion«. Der Blut-

wenn er nicht vorzeitig entdeckt würde — der Gestapo nur den Vorwand zur völligen Ausrottung liefern könnte.

So war es in Budapest.

So war es in der Großstadt, in der sich die Einzelperson leichter verstecken kann.

Die jüdische Bevölkerung der Provinz, insbesondere die nationaljüdischen Massen Karpato-Rußlands, Siebenbürgens und der südlichen Gebiete, war von der Hauptstadt abgeschnitten. In dem atemberaubenden Tempo der Ghettoisierung und Deportationen verstand sie den eigentlichen Sinn der Geschehnisse gar nicht.

Was taten wir vor der Besetzung, um uns von den Ereignissen nicht überraschen zu lassen? Otto Komoly, selbst dekoriertes Hauptmann des Ersten Weltkriegs, setzte sich mit dem Verein ehemaliger jüdischer Offiziere und dem jüdischen Kriegsveteranenverein in Verbindung und schilderte ihnen die Tragödie in Polen. Er schlug ihnen die Bildung einer Abwehrorganisation vor. Man wollte ihn nicht einmal anhören.

Die zahlenmäßig kleine zionistische Kerntruppe, die chaluzaische Jugend, blieb also mit ihren Widerstandsversuchen im jüdischen Lebensbereich völlig isoliert. Auf eigene Faust konnte sie nicht handeln. Sie wagte es nicht. Sie wollte auch nicht die Verantwortung auf sich nehmen, spätere antijüdische Maßnahmen der Deutschen als Repressalien gegen »unverantwortliche jüdische Aktionen« dargestellt zu sehen.

Die Rettung über die Grenzen

Hingegen machte sich die Tijul-Abteilung unseres Komitees gleich nach dem Einmarsch der Deutschen an die Arbeit. Sie wurde von Menachem Klein, einem Flüchtling aus der Slowakei, geleitet. Ihre Arbeit galt in erster Linie den polnischen und slowakischen Flüchtlingen, die hier vom

Arm der SS wieder erreicht wurden und deren Position am meisten gefährdet war. Seit der Besetzung wurden die Papiere schärfer auf ihre Legalität überprüft; auch als christliche Polen konnten polnische Flüchtlinge nicht mit der Barmherzigkeit der Gestapo rechnen. Sie wurden mit besonderem Eifer gejagt. Klein ließ in der geheimen Druckerei des Komitees Zehntausende von falschen Identitätskarten, Taufscheinen, Trauscheinen und militärischen Ausweispapieren herstellen. Menschen reisten an die Grenzorte, um zu »studieren«. Andere wieder suchten den Weg nach dem Süden, um sich Titos Partisanen anzuschließen. Dieser Weg war besonders gefährlich, nicht nur, weil er durch die deutschen Frontlinien führte, sondern auch wegen der *agents provocateurs*, die einige Chaluzin gleich am Anfang bei der Gestapo denunziert hatten.

In beide Richtungen begann der Tjgul schon in der dritten Woche der Besetzung. Er hörte erst im August, nach dem Umsturz in Rumänien, auf. Die Jugend arbeitete mit fieberhaftem Eifer. Ungefähr 2000 Menschen, meist Flüchtlinge, beschritten diesen gefährlichen Weg. Man brauchte nicht nur gute Papiere; auch die Physiognomie mußte in Ordnung sein. Viele ließen sich auf blond umfärben, denn jeder Eisenbahnzug wurde nach Juden durchsucht. Mitunter wurden Flüchtlinge bereits in den Zügen entdeckt und in das nächste Ghetto eingeliefert. Andere wurden von Grenzposten angehalten, einige auf der Flucht erschossen. Ungefähr 1500 von ihnen gelang es, rumänischen Boden oder das Partisanengebiet zu erreichen.

Die Mehrheit der slowakischen Flüchtlinge ging nicht nach Rumänien. Sie traten einen kürzeren Weg an: Sie flüchteten in die Slowakei zurück, wo momentan Ruhe herrschte. Die Zahl dieser wurde auf etwa 2500 geschätzt. Es fanden sich sogar dreißig bis vierzig polnische Juden, die wieder nach Polen zurückflüchteten. In Polen war die Judenfrage im großen und ganzen bereits »gelöst«. Sie

hofften daher, daß dort die Gefahr augenblicklich weniger akut sei.

In unserem Code wurden diese Operationen »Re-Tjgul« genannt.

Der erste Kontakt mit der SS

Das Erscheinen Wisliczenys an der Spitze des Budapester Judenkommandos erweckte Hoffnung, daß durch direkte Verhandlungen mit der SS, ähnlich wie in der Slowakei, etwas erreicht werden könnte.

Joel Brand und ich übernahmen die Aufgabe, auszukundschaften, ob man mit dem Judenkommando auf »wirtschaftlicher Grundlage« verhandeln und somit ein »diplomatisches« Manöver einleiten könnte, um dadurch die gefürchtete Ghettoisierung und Deportation zu vermeiden oder wenigstens aufzuschieben. Zwar hatte an den Fronten — gleichzeitig mit der deutschen Besetzung Ungarns — drückende Stille eingesetzt, doch gab es keinen Zweifel darüber, daß man vor allem Zeit gewinnen mußte, in der Hoffnung und Annahme, daß weder die anglo-amerikanische Invasion noch die Frühjahrsoffensive der Russen lange auf sich warten lassen würden.

Wir baten Dr. Schmidt und Winninger, Wisliczeny folgende Frage zu übermitteln:

»Ist das Judenkommando bereit, mit dem illegalen jüdischen Rettungskomitee auf wirtschaftlicher Grundlage über die Milderung der antijüdischen Maßnahmen zu verhandeln?«

Wisliczeny war zunächst nicht zu erreichen. Er fuhr am 24. März nach Preßburg, um — wie er später angab — die antijüdische Gesetzgebung in der Slowakei zu studieren und die ungarische Regierung in diesem Sinn zu inspirieren. (Die Gesetzgebung in der Slowakei gewährte 25 000 dort verbliebenen Juden teils innerhalb von Arbeitslagern, teils außerhalb solcher, jedenfalls aber

innerhalb des Landes eine Lebensmöglichkeit.) Das in Preßburg bestehende jüdische Hilfskomitee ergriff die Gelegenheit, um mit Wisliczeny zu sprechen. Dieser kehrte nach Budapest mit drei Empfehlungsschreiben des jüdischen Rettungskomitees zurück. Die Briefe waren an die Baronin Edith Weiss, an Philipp Freudiger (Orthodoxie) und Dr. Nissan Kahan (Zionist) gerichtet. In einem hebräisch geschriebenen Brief riet uns Rabbi Weißmandel, unverzüglich Kontakt mit Wisliczeny herzustellen, da es möglich wäre, auf wirtschaftlicher Grundlage eine größere Katastrophe, Deportation, zu vermeiden.

Die Baronin Edith Weiss hielt sich verborgen. Wisliczeny empfing Freudiger und Nissan Kahan, ohne mit ihnen jedoch über Einzelheiten zu verhandeln. Unterdessen erreichte ihn unsere Anfrage.

gekauft
Jude -
Wohl
Reizvoll

Daraufhin wurden Brand und ich erstmalig am 5. April von Wisliczeny in der Privatwohnung Winningers empfangen. Wisliczeny erschien in Begleitung von SS-Hauptsturmführer Klausnitzer, der als Beobachter der Gestapo fungierte. Dr. Schmidt und Winninger wohnten dem Gespräch bei. Nach einer kurzen Einleitung stellten wir Wisliczeny folgende Fragen:

»Ist das Judenkommando bereit, und wenn ja, unter welchen Bedingungen:

- a) das Leben der ungarischen Juden zu schonen?
- b) die Konzentration der ungarischen Juden in Ghettos zu unterlassen?
- c) von der Deportation der Juden aus Ungarn Abstand zu nehmen?
- d) die Auswanderung von ungarischen Juden, die über ausländische Visen und Einreisebewilligungen verfügen, zuzulassen?

Wisliczeny antwortete darauf sachlich, wie folgt:

»Es kann zwischen uns natürlich nicht davon die Rede

sein, ob die ungarischen Juden den Judenstern tragen sollen oder nicht; oder ob sie ihre wirtschaftlichen und sonstigen Positionen behalten können oder nicht. Wir bestehen selbstverständlich darauf, daß der Einfluß der Juden auf allen Gebieten radikal ausgeschaltet werde; wir bestehen aber weder auf der Ghettoisierung noch auf der Deportation. Solche Maßnahmen würden sich nur dann ergeben, wenn man dies von ungarischer Seite – noch dazu über unseren Kopf hinweg – unmittelbar in Berlin fordern sollte.

Es kann zwischen uns also über die Erhaltung der jüdischen Substanz verhandelt werden.

Was die Frage der Auswanderung betrifft, so muß ich von meiner vorgesetzten Behörde Instruktionen verlangen. Persönlich glaube ich nicht, daß unsere höchsten Stellen an einer Auswanderung kleineren Umfangs interessiert wären. Lassen Sie aber einen Plan ausarbeiten, der die Auswanderung von mindestens 100 000 Juden vorsieht. Wir werden versuchen, ihn Berlin mundgerecht zu machen.«

Als Gegenleistung forderte Wisliczeny zwei Millionen Dollar; hievon müsse er als Beweis unseres »guten Willens« und unserer Leistungsfähigkeit zehn Prozent, also 200 000 Dollar, vorschußweise innerhalb einer Woche in Pengö erhalten. Schmidt und Winninger verlangten als Provision für die Wehrmacht weitere zehn Prozent der vom Judenkommando geforderten Summe und für sich persönlich ein weiteres Prozent des Betrages. Die 200 000 Dollar müßten zum »schwarzen Kurs« umgerechnet werden. Dies machte damals sechseinhalb Millionen Pengö aus.

Wir erklärten daraufhin, daß wir die geforderte Summe im Ausland beschaffen müßten. Die Zahlung könnten wir nur dann leisten, wenn

1. die ausländischen jüdischen Organisationen die deutsche Forderung annähmen und

2. wir die Möglichkeit bekämen, die verlangte Summe nach Budapest zu bringen. Dann erst könnte die Zahlung in Monatsraten erfolgen, unter der Bedingung, daß unsere Forderungen deutscherseits erfüllt würden. Wisliczeny bemerkte, daß sich die Deutschen nicht endgültig mit zwei Millionen Dollar begnügen würden. Diese Forderung sei nur als Vorschuß gedacht.

Als erste Gegenleistung verlangten wir die Freilassung der Internierten von Kistarcsa und der im Rabbinerseminar in der Rökk-Szilard-Gasse untergebrachten Geiseln sowie die Einstellung der in der Hauptstadt seit mehr als zwei Wochen betriebenen Menschenjagd.

Wisliczeny wich dieser Forderung mit der Erklärung aus, daß »solche Details unvermeidliche Begleitmusik jeder revolutionären Änderung« wären.

Damit endete das erste Gespräch.

Das streng vertrauliche Rundschreiben, in dem Laszlo Endre die ungarischen Behörden zur Vorbereitung der Ghettos und der Deportationen anwies, war vom 4. April datiert und wurde am 7. April versandt.

Wisliczeny behauptete nachträglich, daß diese Weisungen zum Zeitpunkt unserer Besprechungen noch nicht beschlossen gewesen wären. Das Rundschreiben sei auf den Übereifer von Endre zurückzuführen. Dagegen beriefen sich die Staatssekretäre Endre und Baky sowie der ehemalige Innenminister Jaross, später vor dem Volksgerichtshof auf deutsche Instruktionen, auf deutschen Druck. Winkelmann und Veesenmeyer erklärten, die Deportation sei auf Drängen von ungarischer Seite erfolgt. So wird die volle Wahrheit wohl kaum jemals zu ermitteln sein.

Nach dem Gespräch mit Wisliczeny fand in der Wohnung von Samuel Stern eine Besprechung statt, in der die Unterhaltung mit Wisliczeny einer Analyse unterzogen wurde. Anwesend waren Ernst Szilagy, Samuel Stern und Karl Wilhelm. Das Ergebnis der Verhandlungen mit Wisliczeny schien den Anwesenden eher mager, denn

seine Versprechungen waren — abgesehen von der Auswanderung — unklar und unbestimmt. Dennoch konnte sich das Gremium nicht dazu entschließen, die Erfüllung der finanziellen Forderung Wisliczenys einfach abzulehnen. Es wurde beschlossen, das »Eintrittsgeld« zu bezahlen und diese Verbindung aufrechtzuerhalten, in der Hoffnung, auf diese Weise wenigstens etwas Zeit zu gewinnen.

Samuel Stern nahm es auf sich, die 6,5 Millionen Pengö aufzubringen, was bei der leeren Gemeindegasse keine leichte Aufgabe war. Er lud die wohlhabenden Juden einzeln zu sich und forderte sie auf, ihren Beitrag zum Rettungswerk zu leisten. Nach mühevoller Arbeit, die Wochen dauerte, gelang es ihm, etwa fünf Millionen Pengö aufzubringen. Der Rest wurde durch unser Komitee gedeckt, zum Teil durch Veräußerung der Reserven an Devisen, die wir für Tiju und Hagana zur Verfügung hielten.

Zur Entgegennahme der ersten Rate von drei Millionen Pengö erschien in der Wohnung Winnigers nicht mehr Wisliczeny, sondern SS-Obersturmbannführer Krumej und der dem engeren Stab des Judenkommandos angehörende SS-Hauptsturmführer Otto Hunsche. Das Erscheinen Krumejs war ein neues Zeichen dafür, daß die von uns übergebenen Summen nicht der persönlichen Bestechung dienten. Die Verhandlungen wurden deutscherseits also »amtlich« geführt, was auch unseren Wünschen entsprach. Auf individueller Bestechung konnte eine solche Aktion nicht basieren. Wie sehr die SS-Hierarchie von dieser Vereinbarung aber in Wirklichkeit unterrichtet war, wußten wir damals allerdings noch nicht.

Bei der Überreichung der Geldsumme faßten wir noch einmal alle Punkte zusammen. Wir wiederholten die Erklärung Wisliczenys, wonach deutscherseits Ghettos und Deportationen nicht beabsichtigt wären, und verlangten die Bestätigung dieser Zusicherungen. Krumej antwortete, er werde bei Wisliczeny kontrollieren lassen, ob

unsere Version der Wahrheit entspreche. Dies könne jedoch erst Ende des Monats geschehen, weil sich Wisliczeny in Berlin aufhielte. (Tatsächlich befand sich Wisliczeny damals aber in Munkacs, wo er die Pläne für die Konzentrierung der subkarpatischen Juden in Ghettos und ihre Deportation vorbereitete.)

Zur Frage der Auswanderung erklärte Krumej, daß er noch keine Instruktionen erhalten habe. Er versprach Auskunft für das nächstemal. Ferner versprach er, sich bei der ungarischen Regierung gegen die Maßnahmen einzusetzen, die die ungarische Gestapo gegen die Leitung der Zionistischen Organisation in Budapest vorbereitete. (Am 14. April wurde die Zionistische Organisation durch eine Verordnung des Innenministeriums aufgelöst und ihre Räumlichkeiten versiegelt. Die Begründung — in den Zeitungen groß aufgemacht — führte aus, die Leiter der Organisation hätten mit den Anglo-Amerikanern paktiert.) Unabhängig davon wurden leitende Zionisten einer nach dem andern von der ungarischen Polizei festgenommen. Die Sekretärin des Palästina-Amtes, Rose Binet, wurde verhaftet, als sie die türkische Gesandtschaft betreten wollte, um sich nach türkischen Durchreisevisa zu erkundigen. Man brachte sie auf den Schwabenberg. Gleichzeitig fahndete man nach Mosche Kraus, dem Sekretär des Palästina-Amtes. Krumej erklärte, er werde diese Aktion unterbinden. Diesmal hielt er sein Versprechen. Rose Binet und Mosche Kraus, der sich später gestellt hatte, wurden freigelassen. Auch Ernst Szilagy, der im Zusammenhang mit dem Tjúl zu Titos Partisanen verhaftet worden war, wurde wieder in Freiheit gesetzt.

Die Gefahr der Deportation

Bei unserer dritten Zusammenkunft mit den SS-Offizieren am 21. April übergaben wir nur zweieinhalb Millio-

nen Pengö. Es fehlte eine Million, die wir damals aufzubringen außerstande waren. Krumej drohte mit Abbruch der Verhandlungen. Hunsche zeigte sich besonders empört. Nach schwerer Mühe wurde ein neuer Termin vereinbart. Zur Frage der Deportation schwiegen sich beide aus. Dagegen erklärte Krumej, die Deutschen wären bereit, der Auswanderung einer bestimmten Anzahl von Juden zuzustimmen, wenn wir den Beweis erbringen könnten, daß ein neutraler Staat oder Amerika bereit sei, sie aufzunehmen. Wir wiesen daraufhin ein Telegramm von Barlas aus Istanbul vor, in dem uns mitgeteilt worden war, daß in Constanza ein Schiff bereitstehe, um 600 Besitzer von Zertifikaten aus Ungarn nach Palästina zu befördern. Krumej erwiderte:

»Ich glaube nicht, daß ein Transport per Bahn via Rumänien in Frage kommt. Es wäre besser, wenn die Betreffenden ein Schiff benützten, und zwar zuerst ein ungarisches nach Preßburg und von dort aus ein deutsches donauabwärts. Nach außen muß nämlich der Charakter der Deportation gewahrt bleiben, weil die ungarischen Behörden ihre Zustimmung zu einer Auswanderung von Juden nicht erteilen würden.«

Wir versicherten Krumej, daß wir eine Genehmigung der ungarischen Behörden bekommen könnten. Doch sowohl Krumej als auch Hunsche protestierten energischste gegen jede Einmischung ungarischer Behörden in unsere Verhandlungen. »Diese Aktion« — so erklärte Krumej wörtlich — »ist ein Reichsgeheimnis.« Nachdem sich Krumej und Hunsche entfernt hatten, erklärte Dr. Schmidt, daß die Deportation der Juden und ihre Überführung in Ghettos beschlossene Sache sei. Da Laszlo Endre auf der vollständigen Ausrottung des ungarischen Judentums bestehe, könne — nach Schmidts Meinung — auf deutsche Hilfe nur dann gerechnet werden, wenn sofort ausreichende Geldmittel zur Verfügung ständen. »Sie können aber nicht einmal diesen unbedeu-

tenden Vorschuß zahlen«, sagte Schmidt. »Wer soll also glauben, daß Sie dann die zwei Millionen Dollar zahlen werden? Und was sind schon zwei Millionen Dollar? Wissen Sie, wieviel mehr uns die Firma Manfred Weiss für die Rettung nur einiger Menschen zahlt?«

Wir erklärten Dr. Schmidt, daß wir alles erfüllen würden, wozu wir uns verpflichtet hatten, unter der Voraussetzung allerdings, daß die übernommenen Verpflichtungen auch deutscherseits eingehalten würden. Wir baten, es uns zu ermöglichen, Istanbul telephonisch über die Lage zu informieren. Er versprach es; zweimal wurde das Telephongespräch versucht.

Schmidt konnte jedoch nicht erreichen, trotz Vorstellungen beim OKW, daß Bukarest die telephonische Verbindung mit Istanbul herstellte.

Unserem Komitee, ebenso wie dem Judenrat, war es unmöglich, Schmidts Angaben hinsichtlich der geplanten Deportation bei den ungarischen Behörden zu kontrollieren. Andre und sein Stab wahrten das Geheimnis vollkommen.

Ghettos in Ungarn

Die ersten von der Regierung Sztojaj ergriffenen Maßnahmen entbehrten jeder gesetzlichen Grundlage. Die Regierung hatte sich aber »verfassungsgemäß« gebildet, wollte sich auf das Parlament stützen und war bestrebt, nach außen hin den Anschein einer »Legalität« aufrechtzuerhalten. Sie hatte sich im Abgeordnetenhaus vorgestellt. Die Mehrheitspartei, die Ja und Amen gesagt hatte, als Bardossy im Jahr 1941 das Land in den Krieg gegen Rußland gestürzt hatte und später mit Kallays Absprungen einverstanden gewesen war, gewährte nun auch der Regierung Sztojaj ihre ergebene Unterstützung. Sie erteilte der Regierung Vollmacht, auf deren Grund dann die auf administrativem Weg getroffenen antisemitischen

Maßnahmen durch Dekrete »legalisiert« wurden. In einem solchen Dekret behielt sich die Regierung das Recht vor, die jüdische Bevölkerung »nötigenfalls in besonderen Stadtteilen zu isolieren«. Das war der extremste Punkt der antisemitischen Gesetzgebung Sztojajs. Was darüber hinaus erfolgte: Die Folterungen, die Ziegeleien, die Deportationen durften im ungarischen *corpus juris* keine Spuren hinterlassen. Das Gesicht sollte gewahrt — aber auch eine vorzeitige Alarmierung der bedrohten Juden vermieden werden.

Hofrat Samuel Stern und seine Mitarbeiter, Dr. Karl Wilhelm und Dr. Ernst Petö, versuchten wiederholt, mit der ungarischen Regierung in Verbindung zu treten. Doch wollte und wagte es niemand, Vertreter der Juden zu empfangen. Einen Juden zu empfangen, galt als Vorrecht des »Herrnvolks«; dem »Hilfsvolk« war so etwas strengstens verboten. Überall pochte man an geschlossene Türen. Der Judenrat verlangte eine Audienz beim Ministerpräsidenten. Sztojaj verwies die Bittsteller an den Innenminister Jaross; dieser an den Staatssekretär Andre: Schließlich landeten die Vertreter von 800 000 dem Tod geweihten Menschen bei einem drittrangigen Sekretär Endres, der ihnen nichts zu sagen hatte.

Vom 7. April 1944 an trugen die Juden in Ungarn den gelben Stern. Zuerst mußten sie ihre Radioapparate, dann ihr ganzes bewegliches Vermögen abliefern. Die Immobilien wurden expropriert. Schlag auf Schlag kamen jetzt die antijüdischen Dekrete. Eines davon befahl die sofortige Schließung sämtlicher jüdischer Geschäfte und Betriebe. Allein in Budapest wurden somit 18 000 Betriebe geschlossen. Während die übrigen Verordnungen von Eichmann inspiriert waren, rief die Schließung der jüdischen Geschäfte heftige Proteste des Judenkommandos bei den ungarischen Behörden hervor. Diese Geschäfte waren nämlich eine billige Beute für SS und Wehr-

macht, doch gerade das wollte die Regierung Sztojay verhindern.

Die Besetzung des Landes durch die Deutschen erfolgte etappenweise. Wo immer die Gestapo in der Provinz erschien, wurden zuerst prominente jüdische Persönlichkeiten als Geiseln verhaftet und den Gemeinden »Kriegs-bußen« auferlegt, die in die Millionen Pengö gingen. Jemand mußte die Besetzungskosten doch tragen...

Wie verhielten sich die christlichen Kirchen, die in den Jahren 1938/39 gegen die ersten Judengesetze opponiert hatten? Der katholische Fürstprimas, Justinian Sereby, unternahm als erster eine zaghafte Intervention zugunsten der getauften Juden. Sztojay lehnte ab. Der protestantische Bischof, Ladislaus Rawasz, der bei Horthy wegen der Juden vorsprechen wollte, wurde von diesem nicht empfangen.

Otto Komoly versuchte am 15. Mai wieder zu Béla Imredy zu gelangen. Der Abgeordnete Tibor Korody, ein früherer Rechtsextremist, übernahm es, ein Memorandum an Imredy weiterzuleiten und eine Audienz zu erlangen. Imredy war auch diesmal unzugänglich.

Dr. Ernst Petö, einem prominenten Mitglied des Judenrates, gelang es, eine Audienz beim Finanzminister der Regierung Sztojay Remenyi-Schneller – einem Politiker der alten Garde, doch an Berlin verschrieben – zu erwirken. Remenyi-Schneller bestritt aufs entschiedenste, daß Ungarn »seine Juden« zu deportieren gedächte. Er wiederholte, daß beim Ministerrat von Deportationen keine Rede gewesen sei, und er duzte Petö, wie es sich für einen ungarischen Gentleman ziemt.

Die Überführung der Juden Karpato-Rußlands in die Ghettos begann bereits Mitte April, also kaum drei Wochen nach der Besetzung. Der Plan der »Ghettoisierung« sah vor, in erster Linie die sowohl religiös wie

auch national in ihrem Judentum verwurzelten, jiddisch sprechenden Massen aus dem Norden und dem Nordosten des Landes einzusperren und zu beseitigen. Nach Karpato-Rußland, Nordungarn und Marmaros zog der Plan einen Kreis um die Hauptstadt: Es folgten Siebenbürgen, Mittel- und Südungarn mit der Batschka, um im Westen die Räumung der Provinz zu vollenden. Von überallher führte man die Juden aus den Dörfern in die Städte; man riß die Menschen aus ihren Wohnungen, an die sie sich so krampfhaft klammerten, heraus und brachte sie mit wenigen Ausnahmen unter freiem Himmel im Schmutz und Staub von Ziegeleien unter; man ließ sie ohne Essen und ohne Wasser; man nahm ihnen dann auch noch das wenige ab, was sie ursprünglich aus ihren Wohnungen mitnehmen durften.

Sonderabteilungen von Gendarmerie und Polizei wachten in den Städten darüber, daß die lokalen Behörden die Räumung nicht zu nachsichtig durchführten. Sie schlugen und quälten Reiche und Arme, um herauszubekommen, wo sie nicht deklarierte Vermögenswerte versteckt hätten. Durch Plakate versprachen sie gleichzeitig Amnestie für solche »Arier«, welche die ihnen etwa zur Aufbewahrung übergebenen Vermögenswerte freiwillig abliefern würden.

Viele hielten die Torturen nicht aus. Hunderte begingen damals Selbstmord. Es wurde eine Lage geschaffen, die unmöglich zu halten war. Und eben das war das Ziel Eichmanns und Endres: Die unhaltbare Lage sollte ein weiteres Argument dafür sein, daß Deportationen absolut notwendig seien.

Der Judenrat versuchte – auf die verzweifelten Meldungen aus der Provinz hin –, Lebensmittelsendungen in die Ghettos zu organisieren. Wir schickten durch Kuriere Geld. Es war eine Sisyphusarbeit. Alle Anzeichen sprachen dafür, daß die Deportationen nicht mehr aufzuhalten waren – wenn nicht ein Wunder geschah. Jetzt

konnte es sich nur um Wochen, vielleicht um Tage handeln. Meldungen aus Preßburg bestätigten diese Befürchtungen. Das dortige Komitee leitete uns die Meldungen seines Nachrichtendienstes weiter. Demgemäß war die SS im Begriff, die Gaskammern und Krematorien in Auschwitz auszubessern und zu renovieren. Die Zahl der Mannschaften wurde erhöht, und einer der Scharführer soll sich die Äußerung geleistet haben: »Bald essen wir feine ungarische Salami.« Er dachte hierbei offenkundig an die mitgebrachten Lebensmittel der Juden.

Unsere Freunde in Preßburg erfuhren ferner, daß zwischen der ungarischen und der slowakischen Bahndirektion Verhandlungen über den Transit von 150 Güterzügen im Gang waren: Der Weg von Ungarn nach Auschwitz führte über die Slowakei.

Am 28. April, vierzig Tage nach der Besetzung, erschien ein SS-Detachment im Konzentrationslager Kistarcsa. Die Menschen wurden einwagioniert und in unbekannte Richtung abtransportiert; nur Kinder unter vierzehn Jahren und Erwachsene über sechzig Jahren wurden ausgenommen. Am nächsten Tag meldete uns das Komitee aus Preßburg, daß ein Zug mit ungarischen Juden über die Slowakei in Richtung Auschwitz gefahren war.

Wir beschlossen, eine sofortige Unterredung mit der SS zu verlangen, um die Lage zu klären.

Krumey, der erst vier Tage nach unserer Einladung zu einer weiteren Besprechung in der Wohnung Winningers erschien, erklärte lächelnd, daß nunmehr auch die Zustimmung von Berlin zur Auswanderung der 600er Gruppe vorläge und diese in ein bis zwei Wochen erfolgen könnte.

Da vereinbart war, daß die Hälfte der Auswanderer solche Inhaber von Zertifikaten sein müßten, die aus der Provinz stammten, wünschten wir die Überführung dieser dreihundert aus verschiedenen Provinzorten nach

Budapest. Krumey erklärte sich bereit, diese Gruppe unter SS-Begleitung nach Budapest zu bringen, verlangte zu diesem Zweck jedoch eine Namenliste. Dann würde er dafür sorgen, daß die betreffenden Menschen in Budapest in sogenannte »Bevorzugtenlager« kämen.

Krumey eröffnete dann, daß er bereit wäre, seine Zustimmung zur Auswanderung weiterer hundert Personen zu erteilen, jedoch nur gegen ein zusätzliches Entgelt von zehn Millionen Pengö, also von 100 000 Pengö pro Person. Er meinte, für uns wäre es ein Kinderspiel, diesen Betrag aufzubringen, und bemerkte noch nebenbei, daß man ihm von verschiedenen anderen Seiten verlockende Angebote gemacht habe. So solle man ihm z. B. — wie er behauptete — für die Auswanderungserlaubnis einer dreiköpfigen Familie drei Millionen Pengö angeboten haben. »Wir wollen uns aber nicht direkt mit solchen Dingen befassen. Erledigen Sie es!«

»Waldsee«

Ich erklärte Krumey, wir würden uns sowohl dieses Angebot wie auch die Frage des »Bevorzugtenlagers« noch überlegen. Danach fragte ich ihn, was die Deportation aus Kistarcsa zu bedeuten hätte.

»Haben die Betroffenen noch nicht geschrieben?« fragte mich Krumey mit unschuldiger Miene.

»Woher hätten sie denn schreiben sollen?«

»Von Waldsee. Sie werden bald schreiben.«

»Wo liegt denn dieses Waldsee?«

»Waldsee? Darüber kann ich nichts Näheres sagen. Es liegt nicht weit von hier, westlich von Ungarn. Übrigens haben wir nur Facharbeiter mitgenommen.«

»Wieso Facharbeiter? Die Deportierten waren doch durchwegs bürgerliche Elemente!«

»Sie werden im Reich schon ein Fach lernen . . .!«

Ich sagte zu Krumej: »Herr Obersturmbannführer, es hat doch keinen Sinn, Verstecken zu spielen. Wir wollen wissen, woran wir sind. Wisliczeny hat vor einem Monat in diesem Zimmer erklärt, daß Sie, die deutschen Behörden, keinerlei Interesse an Deportationen hätten. Sie wollen doch nicht behaupten, daß die ungarische Regierung gegen Ihren Willen Juden nach Deutschland schickt.

Auf Grund der Erklärung Wisliczenys haben wir die ersten Zahlungen geleistet. Bevor wir fortfahren, bitten wir Sie, für morgen eine neue Besprechung anzusetzen, an der auch Wisliczeny teilnehmen sollte.«

Bei der Aussprache, die am nächsten Vormittag, und zwar am 3. Mai, stattfand, erklärte Krumej, daß sich Wisliczeny in Klausenburg befände.

»Sie haben ohnedies um die Erlaubnis gebeten, nach Klausenburg zu fahren. Dr. Sedlacek wird Sie in seinem Auto dorthin fahren, und Sie können dort mit Wisliczeny sprechen. Sie können aber nicht eher fahren, bevor die fällige Million Pengö bezahlt worden ist.«

Um die Mittagszeit fuhr ich — nachdem der Rückstand inzwischen beglichen worden war — mit Sedlacek nach Klausenburg. Überall auf den Landstraßen begegneten wir kleineren Gruppen von Juden. Sie fuhren auf Ochsenwagen und Pferdewagen, vollgepfropft mit den jämmerlichen Habseligkeiten ihrer Armut. Die meisten gingen zu Fuß. Junge und alte Männer und Frauen schleppten sich müde und erschöpft dahin. Ihre Gesichter bleich wie am Jom-Kippur, ihre Blicke traurig und jämmerlich. Hinter ihnen Gendarmen mit aufgeflepptem Bajonett. Man führte sie in die städtischen Ghettos: die Sammelstelle und letzte Station vor der Deportation.

In Klausenburg, wo zwei Tage vorher die Überführung der Juden in die Ziegeleien begonnen hatte, empfing mich Wisliczeny im Büro der ungarischen politischen Polizei. Ich versuchte zuerst, einen persönlich-sentimentalen Ton anzuschlagen, ich sagte ihm:

»Ich dachte, daß Ihr Auftrag in Ungarn — ebenso wie in der Slowakei — einen Hoffnungsstrahl für uns offen ließe. Sie behaupteten in Budapest, kein Interesse an den Deportationen zu haben. Was geht da vor sich? Sagen Sie mir mindestens die Wahrheit!«

»Eichmann hat mich nach der ersten Besprechung mit Ihnen aus den Verhandlungen ausgeschaltet, und dies vielleicht deshalb, weil er sah, daß ich bei Ihnen einen zu guten Ruf genieße. Er betraute mich mit der schmutzigsten Arbeit, und ich bin es nun, der die Überführung der Juden in die Ghettos zu leiten hat. Eichmann möchte mich durch diesen Auftrag um jeden Preis bloßstellen. Ich trage eine Uniform, ich muß dem Befehl gehorchen. Ich habe gemildert, wo ich konnte, aber Endre will alle ungarischen Juden bei lebendigem Leib fressen, und Eichmann ist gewiß nicht derjenige, der ihn bändigen wird.«

»Ich bitte Sie«, erwiderte ich hierauf, »mir klar zwei Fragen zu beantworten: 1. Steht die Deportation unmittelbar bevor? 2. Wird es sich um eine allgemeine Deportation handeln oder wird sich diese nach dem Muster von Kistarcsa nur auf die Arbeitsfähigen beschränken?«

»Ich weiß es nicht, ich war schon lange nicht in Budapest. Nächste Woche fahre ich hin und werde mit Eichmann sprechen. Suchen Sie mich dann auf.«

Eine Liste von sechshundert Menschen

Am gleichen Tag machte Otto Komoly in Budapest in seinem Tagebuch folgende Eintragung: »Lange Besprechungen mit zionistischen Führern. Unmöglich, eine 600er Liste zusammenzustellen. Sechshundert Namen — aus 800 000.«

Die Zusammenstellung der Namenliste mußten also Otto

Komoly und Ernst Szilagyi selbst auf sich nehmen. Die aus Vertretern der zionistischen Parteien zusammengesetzte Kommission des Palästina-Amtes wäre genötigt gewesen, auf persönliche und Parteimotive Rücksicht zu nehmen, was diese qualvoll-heikle Arbeit völlig unmöglich gemacht hätte. Die Aufgabe, eine wenn auch nur 600 Namen umfassende Liste zusammenzustellen, in der Zionisten und Nicht-Zionisten, Juden aus der Hauptstadt und Juden aus der Provinz, Flüchtlinge aus Polen und Flüchtlinge aus der Slowakei berücksichtigt werden sollten, stellte auch Komoly und Szilagyi, obwohl sie an Partei-rücksichten nicht gebunden waren, vor bittere Probleme.

Die Zusammenstellung einer Alija-Gruppe war auch vorher schon keine leichte Aufgabe gewesen. Budapest war seit Jahren eine Stadt der Flüchtlinge. Hinsichtlich der Alija war sie gewissermaßen das Zentrum Ost- und Mitteleuropas geworden; sie beherbergte einen erstklassigen Menschenschlag von Zionisten und Nicht-Zionisten, von Kämpfern und Partisanen aus Polen. Die wenigen vorhandenen Zertifikate auch nur einigermaßen gerecht zu verteilen, war auch vorher schon eine unlösbare Aufgabe gewesen. Diesmal aber ging es um Leben und Tod.

SS kontra Wehrmacht — Lastautos gegen jüdisches Leben

Die Annahme, daß die Anwesenheit von Wehrmachts-Vertretern bei unseren Verhandlungen mit der SS einen mäßigenden Einfluß ausüben würde, erwies sich als falsch. Tatsächlich lag die Macht aber in den Händen der SS. Die Wehrmacht hatte in die Politik gar nichts »dreinzureden«, geschweige denn in die Lösung der Judenfrage. Schmidt und seine Genossen bemühten sich vielmehr, der SS gegenüber ihre Vertrauenswürdigkeit auf unserm Rücken

zu beweisen. Sie erteilten Krumeys Ratschläge, die nur dazu dienten, die Ansprüche der SS uns gegenüber zu steigern. Ihre Anwesenheit bei diesen Besprechungen — wo von Geschäften zwischen der SS und Juden die Rede war — erwies sich immer mehr als Belastung.

Aber auch Eichmann wünschte keine Zeugen der Wehrmacht bei diesem Geschäft der SS mit den Juden. Er beschloß daher die Ausschaltung Dr. Schmidts und seiner Genossen. Seinen Beschluß sollte die Gestapo in die Tat umsetzen. Sie bediente sich hierbei vor allem des schon erwähnten »Bandi« Grosz, der seit Jahren mit den Agenten der Wehrmacht zusammenarbeitete und über die Umstände ihrer Bereicherung Bescheid wußte. Die Gestapo verlangte sogar unsere Mitwirkung. Joel Brand meinte — im Gegensatz zu den übrigen Mitgliedern unseres Komitees —, diesem Wunsch entsprechen zu müssen.

Eichmann, der Leiter des Judenkommandos, der bisher im Hintergrund geblieben war, ließ nun Joel Brand zu sich rufen. Bei diesem Zusammentreffen, das einen wichtigen Wendepunkt darstellte, eröffnete der Leiter des Judenkommandos die Besprechung mit folgenden Worten:

»Ich habe meine Fühler ausgestreckt und festgestellt, daß der Joint zahlungsfähig ist. (Für Eichmann war nach seinen Erfahrungen in Osterreich und der Tschechoslowakei alles, was mit Juden und Geld zusammenhing, gleichbedeutend mit dem Begriff Joint.) Ich weiß natürlich von den Verhandlungen zwischen Krumeys und Ihnen. Das sind jedoch Bagatellen. Ich gebe Ihnen jetzt die große Chance, eine Million ungarischer Juden zu retten. Ich höre, daß Roosevelt in einer Radioansprache Befürchtungen für das Leben der ungarischen Juden geäußert hat. Nun, ich will ihm die Möglichkeit geben, etwas für sie zu tun. Geld brauche ich keines. Ich weiß nicht, was ich damit anfangen soll. Ich benötige Kriegs-

material, vor allem Lastautos. Ich habe daher beschlossen, Sie nach Istanbul fahren zu lassen, damit Sie Ihren dortigen Freunden ein großzügiges Angebot des Reichs überbringen können. Ich werde sämtliche ungarische Juden ins Reich überführen; sie werden dort gesammelt werden. Ich warte zwei Wochen auf die Antwort aus Istanbul. Sie kommen sofort nach Budapest zurück, um die Antwort Ihrer Freunde zu überbringen. Wenn diese positiv ausfällt, können Sie meinetwegen die ganze Million Juden mitnehmen; wird sie negativ sein, werden Sie die Folgen tragen.«

Eichmann sprach in scharfen, kurzen, befehlenden Sätzen. Brand versuchte ihn zu überzeugen, daß das Geschäft leichter abzuschließen wäre, wenn die Deutschen von der Deportation absähen.

»Ich kann die ungarischen Juden nur ab Deutschland verkaufen«, erwiderte Eichmann.

Am Nachmittag desselben Tages teilte mir Wisliczeny im Salon einer Villa am Schwabenberg unter vier Augen mit, daß die allgemeine und totale Deportation beschlossene Sache sei. Die einzige Rettung wäre, wenn die Reise Brands nach Istanbul erfolgreich wäre. »Unternehmen Sie alles, damit die Reise nicht negativ ausfällt, und wirken Sie dahin, daß man die deutschen Forderungen wenigstens zum Teil erfüllt, denn so können Sie vielleicht Zeit gewinnen«, sagte er.

Zwei Tage später, am 10. Mai, nachmittags um 6 Uhr, erschienen in meiner Pension zwei Agenten der Gestapo. Ich erwartete eben den diplomatischen Kurier einer neutralen Macht, um von ihm Post und Geld zu übernehmen. Man führte mich in die Wohnung Klages', des Abteilungschefs des Nachrichtendienstes der Gestapo. Dort wurde ich in Gegenwart des Anwaltes des SS-Sondergerichts und zweier anderer Agenten ausgefragt, welche Beziehungen ich zum ungarischen Generalstab (Garzoly)

besäße und weshalb ich ungarische Kreise über unsere Verhandlungen mit den Deutschen informiert hätte.

Hinter dieser Aktion stand anscheinend Grosz. Seine Absicht wurde bald offensichtlich. Es ging ihm darum, mich auszuschalten, um sich seinerseits Brand anschließen und mit ihm nach Istanbul reisen zu können.

Die Nacht verbrachte ich in der Zentrale der Gestapo am Schwabenberg. In den frühen Morgenstunden des nächsten Tages waren auch schon Dr. Schmidt, Winniger und Rudolf Stolz Gefangene der Gestapo. So wurde die Wehrmacht aus den Verhandlungen ausgeschaltet. Seither war es nur noch die SS in ihren verschiedenen Varianten, die unser Verhandlungspartner war.

Nach zwei Tagen wurde ich auf freien Fuß gesetzt. Unterdessen hatten die Deutschen allerdings mit Brand und Grosz vereinbart, daß diese beiden nach Istanbul fliegen sollten. Bei der Bestimmung des jüdischen Delegierten und seines Begleiters hatte weder unser Komitee noch irgendeine andere jüdische Instanz irgendwelchen Einfluß. Es blieb ihnen nichts anderes übrig als die Vollmacht für Brand zu unterzeichnen, wollte man die vermeintliche Chance, die sich durch die Reise bot, nicht auslassen.

Die Frage, ob die Bestimmung einer anderen Person den Verhandlungen in Istanbul eine andere Richtung hätte geben können, soll in diesem Bericht unbeantwortet bleiben. // 27

Die Deportationen und ihre psychologische Vorbereitung

Am 13. Mai wurde die Überführung der 320 000 Juden Subkarpatiens und Nordsiebenbürgens in die Ghettos abgeschlossen. Gleich darauf, am 14. Mai, begann die allgemeine Deportation in einem so rasenden Tempo,

wie es in der Geschichte der europäischen Judenverfolgungen beispiellos war. 80 bis 100 Menschen wurden jeweils in einen Viehwaggon gepfercht. Kaum durften sie Nahrungsmittel mitnehmen. Sie erhielten zwei Eimer pro Waggon, und zwar einen für Wasser und einen für die Verrichtung der Notdurft. Der Einwaggonierung ging eine durch ungarische Gendarmen geführte »Untersuchung nach verborgenen Werten« voraus. Diese versuchten mit allen Mitteln der Tortur herauszubekommen, wo jemand nichtabgelieferte Wertsachen versteckt oder welchem Nicht-Juden er sie übergeben hatte. Bei den Erpressungsmethoden wurde auch elektrischer Strom angewandt. Selbstmorde, die bald nach der deutschen Besetzung eingesetzt hatten, traten in den Ghettos epidemisch auf. Die maßlos gequälten und gemarterten Menschen empfanden es zuletzt als Erleichterung, in den Deportationszug einzusteigen. Dann wurden die Waggon plombiert.

In jedem Ghetto, das stets zugleich eine Sammelstelle für die Deportation war und daher möglichst nahe bei einer Eisenbahnlinie gelegen sein mußte (Industriegeleise der Ziegeleien), war man bis zum letzten Augenblick überzeugt, daß der Abtransport nicht über die Landesgrenzen führen würde. Ungarische Polizei- und Gendarmerieoffiziere sowie SS-Leute teilten den leitenden jüdischen Persönlichkeiten »vertraulich« sogar den Namen der ungarischen Ortschaft mit, in welche die Überführung erfolgen sollte. Ärzten, Apothekern und Ingenieuren wurde eine Sonderbehandlung zugesagt.

Die Warnungen, die unser Komitee teils dank aufopfernder Tapferkeit der Chaluzim, teils dank der Hilfsbereitschaft der wenigen mitfühlenden Ungarn in viele Provinzghettos sandte, das Zureden zur Flucht und der Aufruf zum Verweigern des Einsteigens in die Waggon blieben erfolglos. Man wollte uns noch immer nicht glauben.

Zwischen Budapest und Theresienstadt

In den Gesprächen mit Wisliczeny und Krumej hatten wir wiederholt gebeten, uns zu ermöglichen, Kontakt mit den Juden in Theresienstadt aufzunehmen und ihnen finanzielle Hilfe zukommen zu lassen. In Erfüllung dieser Bitte beauftragte Eichmann den SS-Hauptsturmführer Klausnitzer, nach Prag und Theresienstadt zu fahren. In Prag hatte Klausnitzer das Geld, 10 000 Dollar, dem dortigen Judenältesten, Dr. Friedmann, einem bekannten Zionisten, der, mit einer »arischen« Frau verheiratet, an seiner Stelle belassen wurde und die Finanzen von Theresienstadt verwaltete, abgegeben; in Theresienstadt übergab er dem Judenrat einen Brief. In diesem Brief übermittelten wir den Freunden in Theresienstadt den Gruß des Jischuw und der amerikanischen Juden und verliehen der Hoffnung Ausdruck, daß man wenigstens einem Teil von ihnen zur Alija verhelfen werde.

Mit Schreiben vom 23. Mai bestätigte Dr. Frantisek Friedmann dankend den Empfang der von uns an Klausnitzer übergebenen 10 000 Dollar, die er zur Verbesserung der Lebensbedingungen in Theresienstadt verwenden wollte. In einem anderen, in Theresienstadt am 8. Mai geschriebenen Brief schilderten die Leiter des Judenrates in geradezu unheimlich freundlichen Farben das Leben in Theresienstadt. Der Brief trug die Originalunterschriften von Dr. Franz Kahn, Dr. Erich Munk, Dr. Paul Eppstein, Ing. Otto Zucker, Dr. Erich Osterreicher und Gert Körbel. Alle wurden vier Monate später von Eichmann nach Auschwitz geschickt.

Brands Flug nach Istanbul: Fehlschlag einer Mission

Vom 8. bis 17. Mai führte Brand allein die Verhandlungen mit den Deutschen. Ich war ausgeschaltet.

Am 17. Mai machten sich Brand und Grosz, mit deutschen Pässen ausgestattet, in Begleitung Krumeys in einem deutschen Polizeiauto auf den Weg nach Wien. Nach zwei bei der Wiener Gestapo verbrachten Nächten setzten sie am Morgen des 19. Mai ihren Weg nach Istanbul fort. Brand – dessen Ankunft dorthin telegraphisch mitgeteilt wurde – nahm die Liste der von den Deutschen geforderten Waren mit. Für die Auslieferung von einer Million ungarischer Juden verlangten die Deutschen 200 Tonnen Tee, 800 Tonnen Kaffee, zwei Millionen Kisten Seife, 10 000 Lastautos sowie andere kriegswichtige Waren, insbesondere Wolfram, deren Menge nicht angegeben war. Alle diese Waren mußten aus dem Ausland kommen; sie durften nicht aus Ungarn oder den von den Deutschen besetzten Gebieten stammen.

An den letzten Besprechungen zwischen Brand und Eichmann nahm auch Kurt Becher, der Chef des Wirtschaftsstabes der Waffen-SS in Budapest, teil.

Brand wußte nichts von Becher, auch nicht in welcher Eigenschaft er zugegen war.

Die Verhandlungen zwischen Brand und Eichmann bewegten sich in streng »geschäftlichem« Rahmen: Ware auf der einen, jüdisches Leben auf der anderen Seite. Für Eichmann war es selbstverständlich, daß sich bei den Alliierten, besonders aber bei den Amerikanern, starker jüdischer Einfluß geltend machen würde. Sie würden daher geneigt sein, jedes Opfer für die Rettung des Lebens von einer Million Juden zu bringen. Von Politik war erst dann die Rede, als Brand seine Zweifel ausdrückte, ob es gelingen würde, gerade in Istanbul Lastautos zu beschaffen.

»Beruhigen Sie Ihre Freunde«, sagte Eichmann, »daß wir die Lastautos nicht an der Front, sondern im Hinterland benützen werden. Höchstens kann der Fall eintreten, daß wir sie im äußersten Notfall an der Ostfront zum Einsatz bringen.«

Was steckte hinter dieser betonten Bemerkung Eichmanns? Was steckte überhaupt hinter dieser plötzlichen Freigebigkeit auf der einen und diesen absurden Forderungen auf der anderen Seite? Waren es Verrückte oder plumpe Intriganten, die eine solche Zumutung stellten?

Mit der Reise nach Istanbul wurde unsere Initiative von einer diskreten Menschenhandels-Affäre zu einer Angelegenheit von internationalem Ausmaß. Die Deutschen glaubten, das ungarische Judentum sei ein wertvolles Pfand. Sie waren entschlossen, es teuer zu verwerten. Sie gaben uns gegenüber zu, daß »nach fünf Jahren Krieg im Reich manches knapp geworden sei«. Sie brauchten Waren. Als Gegenwert für uns wollten sie sie von den Alliierten haben, vom Feind – zur Stärkung des eigenen Kriegspotentials. Auf diesem Weg gingen sie so weit, daß sie bereit waren, die Ausrottung der Juden einzugestehen. Sie riskierten, ihr Angebot abgelehnt zu sehen und sich selbst als Erpresser bloßgestellt. Was verfolgten sie eigentlich? Nur wirtschaftliche oder auch politisch-diplomatische Ziele? Bestand bei ihnen wirklich die Bereitschaft, ihrer Judenpolitik eine neue Richtung zu geben?

Wir in Budapest waren damals nur auf Vermutungen angewiesen. Noch lange konnten wir keinen klaren Einblick in die Karten der SS gewinnen.

Der engere Kreis der eingeweihten jüdischen Führer: Stern, Wilhelm, Petö, Freudiger sowie die Leiter unseres Komitees glaubten nicht einen Augenblick, daß die Alliierten die deutschen Forderungen erfüllen würden. Trotzdem erblickten sie in der Istanbul Reise eine einmalige Chance, und zwar aus folgenden Gründen:

1. Das Istanbul Komitee und die Alliierten konnten endlich aus erster Hand über die Ereignisse in Ungarn informiert werden;
2. das Angebot war im wesentlichen das zynische Ein-

geständnis der von deutscher Seite bis dahin sorgfältig verheimlichten und wiederholt gelegneten Ausrottung des europäischen Judentums. Es war vorstellbar, daß die Alliierten versuchen würden, dagegen vielleicht mit diplomatischen Mitteln aufzutreten. Von dieser Perspektive aus gesehen, bot die Reise Brands die Möglichkeit zur Aufnahme eines Kontakts;

3. man war zumindest in der Lage, die Meinung der Welt zu alarmieren.

Keine dieser Hoffnungen wurde erfüllt. Brand und Grosz reisten unter vielen Schwierigkeiten von der Türkei nach Palästina weiter und wurden an der syrischen Grenze vom Intelligence Service verhaftet. Mosche Schertok flog nach Syrien; er sprach mit Brand. Dann verhandelte er in Kairo mit Lord Moyne, dem britischen Minister für den Nahen Osten. Daran anschließend flog er nach London. Professor Chaim Weizmann und Mosche Schertok sprachen mit Außenminister Sir Anthony Eden und dessen Stellvertreter. Alles war vergebens.

Am Anfang zeigte Steinhardt, der Botschafter der USA in Ankara, lebhaftes Interesse für die Sache. Die Vertreter des amerikanischen War Refugee Board flogen nach Istanbul; sie sprachen mit Brand und erstatteten in Washington Bericht. Doch nichts kam bei alledem heraus. Sogar die Alarmierung der öffentlichen Meinung der Welt unterblieb.

Ein Versuch, die Ursachen dieses Fehlschlags zu erklären, gehört nicht in den Rahmen dieses Berichts. Sicher aber ist, daß die Anwesenheit von Grosz an der Seite Brands dieser einzig auf die Rettung von dem Tod geweihten Menschen abzielenden Aktion einen unangenehmen Beigeschmack verlieh.

Während der Plan zur Rettung von einer Million Juden langsam in den Aktenbündeln der verschiedenen Ämter versank, fiel uns in Budapest die Aufgabe zu, das Fiasko

vor den Deutschen zu tarnen. Wir hörten nicht auf, ihnen gegenüber zu betonen, daß es sich um Schwierigkeiten vorübergehender Natur handle und daß die Verhandlungen im Ausland schließlich zu einem Ergebnis führen müßten. Zugleich waren wir mit aller Kraft bemüht, aus dem Einlenken, welches die Istanbul Reise in der Politik der Nazis gegenüber den Juden zu bedeuten schien, sofortigen Nutzen für die Rettungsarbeit zu ziehen.

Verhandlungen auf neuer Basis

Nach der Abreise Brands und Grosz' nach Istanbul meldete ich mich mit Hansi Brand, der Frau von Joel Brand, bei Eichmann. Wir wußten, daß wir den Hauptregisseur der Judenvernichtung vor uns hatten. Aber auch die Möglichkeit der Hilfe lag in seiner Hand. Er — und er allein — entschied über Leben und Tod. Wir sprachen mit ihm offen über die Grausamkeiten in den Ghettos und den Deportationszügen.

Wir fragten ihn, warum die für die Auswanderung aus der Provinz angeforderten Personen nicht nach Budapest gebracht worden seien, wie es Krumej versprochen hatte, und sagten ihm, daß man unter solchen Umständen kaum aussichtsreiche Verhandlungen im Ausland führen könnte.

Eichmann antwortete uns in einem mehr als einstündigen Vortrag. Er gab einen Rückblick auf seine Tätigkeit als Judenkommissar in Österreich und in der Tschechoslowakei, wobei er von seiner »verlorenen« Sympathie für die Zionisten sprach. Als wir zu konkreten Fragen kamen, versteifte er sich und sagte:

1. Wenn es vorkam, daß in Subkarpatien 90 Menschen in einem Waggon zusammengepfercht wurden, geschah dies darum, »weil die Juden in dieser Gegend viele Kinder haben und Kinder nur wenig Platz be-

nötigen«. Auch wären die Juden in jenem Landes-
teil wenig anspruchsvoll. In anderen Gegenden wür-
den weniger Personen in die Waggon kommen.

2. Er würde untersuchen, was mit der Überführung der Angeforderten nach Budapest geschehen sei. Er erklärte, daß er von uns keine diesbezügliche Liste erhalten hätte.
3. Daß er die Deportationen einstelle oder suspendiere, käme keinesfalls in Betracht. Man solle ihn »nicht für blöd halten«. Denn wenn er die Deportationen einstelle, ließe man sich mit ihm im Ausland in überhaupt keine Verhandlungen mehr ein. Wir sollten die Verhandlungen in Istanbul energischer anpacken. Er lasse sich nicht täuschen, und seine Geduld habe schließlich Grenzen.

Noch am selben Tag telegraphierten wir nach Istanbul: »Die Deportationen werden fortgesetzt!« Wir wollten unsere Freunde wissen lassen, daß die Zeit drängte. Es sollte rasch gehandelt werden.

Am 22. Mai bestätigte Eichmann in einer weiteren Unterredung die Auswanderungsbewilligung für die 600er Gruppe. Er erklärte aber, der Donauweg nach Constanza käme nicht in Betracht, denn dieser Weg würde über Istanbul nach Palästina führen, und er lasse »keine Auswanderung nach Palästina« zu. Die Gruppe solle über Deutschland, das besetzte Frankreich und Spanien nach Afrika fahren.

Ich reklamierte erneut die Prominenten aus der Provinz und übergab ihm nochmals Kopien der Listen. Eichmann versprach, der Sache »nachzugehen«.

In den nächsten Tagen trafen weitere Telegramme aus Istanbul ein. Brand berichtete, daß er aussichtsvolle Verhandlungen führe. Die verschiedenen Delegierten der Jewish Agency, der amerikanischen und englischen Behörden seien auf dem Weg zu ihm.

Das Eingreifen der ungarischen Gestapo

Am gleichen Tag wurde eine Gruppe von achtzehn Juden polnischer und slowakischer Nationalität, die nach Rumänien flüchten wollte, von der ungarischen Polizei an der Grenze ertappt und nach Budapest gebracht.

Mit den schärfsten Mitteln versuchte man herauszubekommen, wer ihnen die falschen Papiere und Geldmittel verschafft hätte. Die Flüchtlinge, in der Mehrzahl Chaluzim, schwiegen. Die Druckerei aber hatte den verhängnisvollen Fehler begangen, gefälschte Papiere auch an Privatpersonen zu liefern; als eine solche erwischte wurde, verriet sie den Namen der Druckerei. Der Drucker wurde verhaftet. Er kam in das Gefängnis der ungarischen Gestapo.

Am Samstag mittag, dem 27. Mai, erschienen in unserem »Bunker« in der Wohnung von Ingenieur Andreas Biss, Semsey, Andorgasse 15, die als Büro einer »arischen« Firma getarnt, ihr Telephon behalten hatte, drei Agenten der ungarischen Gestapo. Bei der vorgenommenen Haussuchung förderten sie beträchtliche Beträge an Dollars, Schweizer Franken und Pengö zutage. Diese Gelder stammten zum größten Teil aus Istanbul und der Schweiz und waren zur Finanzierung des Tijul bestimmt. Man hatte sie in der Wohnung behalten, weil die Deutschen wiederholt Schutz gegen jeglichen Eingriff der Behörden versprochen hatten.

Frau Hansi Brand, Sulem Offenbach samt Frau und ich mit meiner Frau wurden in die Zentrale der ungarischen Gestapo am Schwabenberg gebracht. Da die Haussuchung nach der Entdeckung des Geldverstecks nicht mehr fortgesetzt wurde, entging ein gut versteckter Koffer, der mit Tausenden von Blanko-Taufscheinen und militärischen Ausweisen gefüllt war, der Aufmerksamkeit der Agenten. Als diese am nächsten Tag wiederkamen, war der Koffer von Chaluzim aus der versiegelten Wohnung

bereits weggebracht und an einem sicheren Ort versteckt worden.

Am selben Tag wurde auch Menachem Klein, der Leiter des Tijul, verhaftet. In der Wohnung dieses beispielhaft tapferen Jugendführers wurden Photographien, fertige Ausweise und andere gefälschte Dokumente gefunden. Die Kerker der ungarischen Gestapo waren nun mit den Leitern unseres Komitees, mit auf der Flucht gefangenen polnischen und slowakischen Juden und mit Chaluzim und Chaluzot gefüllt.

Fünf Tage nach unserer Verhaftung wurde Hansi Brand als erste vernommen und mit dem Buchdrucker konfrontiert. Das Verhör dauerte sieben Stunden. Der bis zur Unkenntlichkeit verprügelte Buchdrucker gestand, von Hansi Brand den Auftrag und die Bezahlung zur Anfertigung der Papiere erhalten zu haben. Hansi Brand nahm alle Schuld auf sich, um die übrigen zu entlasten. Die ungarische Polizei begnügte sich damit aber nicht. Sie wollte unter allen Umständen auch wissen, mit welchem Auftrag die Deutschen Joel Brand nach Istanbul entsandt hatten. Da Frau Brand schwieg, wurde sie derart verprügelt, daß sie wochenlang die Füße nicht zu bewegen vermochte.

Am 6. Tag, es war ein Donnerstag um 9 Uhr früh, kam ich an die Reihe. Nach fünf Minuten verabreichte mir der mich verhörende Agent die erste Ohrfeige, gleich darauf den ersten Fußtritt. Dann klingelte das Telephon, und in der Tür erschien ein Scharführer der SS.

Man führte uns alle zur deutschen Gestapo hinüber.
Zwei Stunden später waren wir frei.

Unsere Verhaftung war den Deutschen äußerst peinlich gewesen. Zeitlich fiel sie mit ihrem Angebot an Istanbul zusammen. Sie sollten eine Million Juden freigeben und nicht imstande sein, ihre »Verhandlungspartner« freizubekommen? Sie befürchteten auch, wir könnten das

»Reichsgeheimnis« enthüllen, daß sie – hinter dem Rücken der ungarischen Regierung – die ungarischen Juden zum Verkauf anboten.

Krumey und Klages setzten sich für uns gleich beim Chef der ungarischen Gestapo, Peter Heim, ein. Heim legte die von uns gefälschten Papiere und Dokumente vor, darunter auch solche, die den Kopf der Deutschen Gesandtschaft trugen. Er lehnte unsere Freilassung ab. Daraufhin spielte die SS ihre stärksten Trümpfe aus. Veesenmayer sprach bei Ministerpräsident Sztojaj vor und forderte unsere sofortige Freilassung. Das wirkte. Während meines Verhörs erreichte Sztojajs Befehl Peter Heim. Die Rückgabe der beschlagnahmten Wertsachen wurde jedoch verweigert, und alle diesbezüglichen Interventionen der Deutschen blieben ohne Erfolg. Auch die im Interesse der gleichzeitig verhafteten Chaluzim unternommenen Schritte führten zu keinem Ergebnis.

Während unserer Haft waren weitere Telegramme aus Istanbul angekommen. In einem meldete Brand, daß es ihm gelungen sei, ein Interimsabkommen abzuschließen, dessen Original per Kurier abgesandt worden sei. Das Telegramm enthielt keine Einzelheiten, betonte jedoch: »Partner muß Bedingungen einhalten.« Daß er unter »Partner« die SS meinte, war uns klar. Aber um welche Bedingungen sollte es sich handeln? Um Einstellung der Deportationen? Würde Eichmann eine von uns gestellte Forderung erfüllen, solange sie von Istanbul nicht bestätigt war?

Als wir von der ungarischen Polizei freigelassen wurden, waren Subkarpatien und Nordungarn durch das rasende Tempo der Deportationen inzwischen »judenfrei« geworden.

Sofort nach meiner Entlassung aus der Haft meldete ich mich bei Eichmann. Ich wies ihm die Telegramme aus Istanbul vor und bat ihn, die Deportationen bis zum

Eintreffen des Textes des Interimsabkommens zu suspendieren. Eichmann lehnte ab und erklärte: »Das kommt nicht in Frage. Im Gegenteil, ich werde sie mit Volldampf fortsetzen.«

Ich reklamierte aufs neue die Prominenten aus der Provinz. Diesmal schien Eichmann nachzugeben. Er erklärte, er werde telegraphisch verfügen, die reklamierten Personen aus den noch bestehenden Ghettos in Transsylvanien hinauszubringen. Tagelang warteten wir auf die Ankunft dieser Transporte, doch nur Dr. Josef Fischer, der Leiter des Judenrates in Klausenburg, konnte uns melden, daß die SS aus Budapest den Befehl zur Zusammenstellung einer besonderen Gruppe erhalten habe.

Am Morgen des 3. Juni ließ mich Eichmann zu sich kommen und erklärte: »Ich kann doch keinen Juden nach Budapest bringen lassen! Ich muß jetzt zu Innenminister Jaross. Er wird mich gewiß fragen, welches Geschäft die SS mit der Familie des Baron Weiss abgeschlossen hat. (Es handelte sich um das berühmte Abkommen Bechers, das die 54 Betriebe des Weiss-Konzerns unter die Kontrolle der SS stellte und dafür die 40 Mitglieder der Familie Weiss nach Lissabon entkommen ließ.) Sie wissen von diesem Abkommen? Ich werde jetzt bei Jaross für diese Schweinerei herhalten müssen. Gerade ich! Wenn jetzt Juden aus Siebenbürgen nach Budapest gebracht werden, wird mich Endre fragen, was wir für neue Geschäfte mit den Juden gemacht hätten. Nein, ich mache es nicht!«

»Sie haben doch fest zugesagt! Sie sagten mir immer, Sie pflegen Ihr Wort zu halten. Ich weiß, Sie haben doch wirklich in diesem Sinn nach Klausenburg telegraphiert...«

»Ja, aber ich habe den Befehl gestern annulliert. Ist das klar? Ich habe jetzt keine Zeit mehr für Sie!«

Am Anfang hatten wir die Deportationen zu verhindern oder zumindest zu verzögern versucht. Die Deutschen

DIE ERSTEN DEUTSCHEN KONZESSIONEN

»Zionistische Verschwörer«

Um elf Uhr kehrte Eichmann in sein Amt zurück. Ich ließ mich sogleich melden, doch die Sekretärin sagte, Eichmann hätte keine Zeit für mich, und so wartete ich im Korridor. Eine halbe Stunde später ließ er mich hineinrufen. Sein engerer Stab — Krumey, Wisliczeny, Hunsche und Novak — stand hinter ihm. Otto Klages hatte soeben das Zimmer verlassen.

Eichmann beginnt zu brüllen.

»Sie können sich einen Stuhl nehmen!«

Ich schweige.

Einen Tobsuchtsanfall muß man zunächst vorbeigehen lassen.

Mir ist klar, was jetzt auf dem Spiel steht. Es handelt sich nicht nur um die Rettung einiger hundert Juden aus der Provinz. Wenn Eichmann nicht jetzt und hier zum Einlenken gezwungen werden kann, dann waren wir, als wir in diesem Roulettespiel der Menschenleben auf die deutsche Nummer setzten, genauso naive Verlierer wie so viele vor uns im besetzten Europa. Dann war die Zahlung so vieler Millionen ein törichter Wahn gewesen. *Der Verlierer in diesem Spiel heißt aber auch Verräter.*

»Was wollen Sie denn eigentlich?« fängt Eichmann endlich das Gespräch an.

»Ich muß darauf bestehen, daß unsere Vereinbarungen eingehalten werden. Wollen Sie die von uns vorgeschla-

tos nicht ausgehoben hat. Ich füge noch hinzu: »Wenn es schon eine Verschwörung sein soll, dann kann es auch eine große sein.«

Eichmann erhöht die Zahl auf hundert und bleibt schließlich bei »ungefähr zweihundert« stehen.

Er läßt einen Scharführer kommen und erteilt ihm Befehl, nach Klausenburg zu fahren. Der Scharführer nimmt die Namenliste mit, die ich Eichmann überreicht habe. In der Eile wird noch abgemacht, daß die Klausenburger die Reise nicht in plombierten Waggons unternehmen und daß sie auch ihr Gepäck mitnehmen dürfen. »Aber wo wollen Sie sie unterbringen?« fragt Eichmann. »Ich will in Budapest keinen Skandal und kein Aufsehen!«

Ich erkläre ihm, wir hätten schon längst ein Lager vorbereitet.

Das Lager muß aber bewacht werden. Krumej erhält Befehl, die SS-Wache zu stellen.

Das Gespräch dauert über zwei Stunden. Ich kann nun Eichmanns Büro verlassen.

Auf dem Korridor begegne ich noch dem Scharführer, der den Befehl Eichmanns nach Klausenburg bringen soll. Er hat mich vor seinem gefürchteten Chef sitzen sehen. Nun läßt er sich ins Ohr flüstern, daß er mit einer dicken Belohnung rechnen kann, falls man in Klausenburg mit der Zahl großzügig verfahren wird. »Zirka 200« kann auch mehr bedeuten...

Wird Eichmann jetzt sein Wort wirklich halten? Und warum machte er eigentlich dieses Zugeständnis?

Dreihundertachtundachtzig von achtzehntausend ...

Auf unsere Bitte hin hatte die technische Abteilung des Judenrates schon Wochen vorher in der Synagoge in der Arenagasse mit der Einrichtung eines Lagers für »Bevor-

zugte« begonnen. Die Arbeiten befanden sich jedoch noch im Anfangsstadium. Nun duldet die Angelegenheit keine Verzögerung. Die Gruppe aus Klausenburg konnte von einem Tag auf den andern eintreffen.

Im Hof und Garten des Taubstummen-Instituts Wechselmann in der Columbusgasse zog Architekt Devecseri binnen einigen Tagen drei große Baracken auf.

Am 10. Juli kam aus dem Klausenburger Ghetto ein Sonderzug mit 388 verschmutzten, zerfetzten, zum Teil halbtot geschlagenen Juden nach Budapest. Wir holten sie mit Lastautos ab. Im Lager, das noch kaum fertig war, erwarteten sie warme Speisen, eine Schlafstätte und — Ruhe. Binnen wenigen Tagen nahmen sie wieder menschliches Aussehen an.

In der Folge wurde das Lager in der Columbusgasse zu einer einzigartigen, einmaligen Erscheinung. Die aus fünf Mann bestehende SS-Wache erhielt den Befehl, mit den Lagerinsassen menschlich umzugehen. Diesen Befehl führten sie genauso treu aus, wie sie den gegenteiligen ausgeführt hätten.

18 000 Juden waren im Ghetto von Klausenburg. Anlaß zu verständlicher Bitternis gab im Kreis der wenigen aus der Deportation zurückgekehrten Klausenburger Juden die Auswahl der 388 Personen, die für uns eine qualvolle, nicht ohne innere Kämpfe erfolgte komplizierte Operation gewesen war. Wir mußten die Verantwortung für eine beliebige Liste auf uns nehmen. Wir mußten uns an gewisse Richtlinien und Kriterien halten. Sonst wäre auch die Rettung der wenigen unmöglich gewesen.

Einiges zum Verständnis dieses Problems:

1. Die Verhandlungen mit den Deutschen wurden von Anfang an auf der Grundlage geführt, daß in diesen Transport nur Besitzer von palästinensischen Einwanderungs-Zertifikaten oder sonstigen ausländischen

Reisedokumenten kommen würden. Eichmann bestand darauf, daß wir diese Personen in Budapest namentlich angäben;

2. trotzdem versuchten wir, Eichmann vorzuschlagen, die Zusammenstellung der Gruppe dem Klausenburger Ortsjudenrat zu überlassen. Eichmann lehnte ab. Er sagte, daß hieraus im Ghetto ein Morden entstehen würde. Er wolle kein Aufsehen, sonst »kann man den Ungarn gegenüber den Charakter einer »zionistischen Verschwörung« nicht wahren«.

Eine Liste mußte also angefertigt werden.

Nach bis in die Morgenstunden währenden Besprechungen beschlossen wir, bei der Auswahl der Menschen folgende Kriterien anzuwenden:

- a) Personen, die sich im jüdischen öffentlichen Leben Verdienste erworben hatten;
- b) die im Dienst der jüdischen Allgemeinheit standen oder Opfer für jüdische soziale Zwecke gebracht hatten;
- c) Witwen und Waisen von »Arbeitsdienstlern«.

Am liebsten hätte man nur kleine Kinder und Jugendliche auf die Liste gesetzt, ohne ihre Eltern und älteren Verwandten zu berücksichtigen. Das war aber aus zwei Gründen undurchführbar:

- a) Man mußte möglichst viele Erwachsene retten, sonst hätte es nicht dem Charakter einer »Verschwörung« entsprochen, worauf Eichmann bestanden hatte;
- b) wir konnten uns nicht entschließen, Familienmitglieder auseinanderzureißen.

Die somit in Budapest zusammengestellte Klausenburger Liste umfaßte etwa 250 Familien. Die Auswahl geschah unter Heranziehung von Sigismund Leeb, dem früheren Präsidenten der orthodoxen Gemeinde, der sich gerade in Budapest aufhielt.

Die Budapester Liste wurde im Klausenburger Ghetto

teils abgeändert, teils ergänzt, oft unter dem Einfluß der lokalen ungarischen und deutschen Behörden. So kamen auch solche Menschen in die Gruppe, die keinem der obigen Kriterien entsprachen. Andere hingegen, die auf der Liste figurierten, konnten nicht gerettet werden, da im Augenblick, wo Eichmann zusagte, zwei Züge mit rund 7000 Personen — darunter Ärzte und Ingenieure — das Ghetto bereits in Richtung Auschwitz verlassen hatten. Für sie gab es keine Hilfe mehr. Selbst wenn sich ein Deportationszug noch auf ungarischem Gebiet befand, lehnte es Eichmann stets ab, jemandem zu helfen.

Immer ungeduldiger forderte Eichmann jetzt die Rückkehr Brands, die vereinbarungsgemäß spätestens in 14 Tagen hätte erfolgen sollen. Er wollte eine »klare Antwort« darauf, ob man das deutsche Angebot in Istanbul angenommen hätte oder nicht. Wir mußten ihm Tag für Tag Vorträge darüber halten, daß sich die Verhandlungen zwischen London, Washington und Moskau in dieser Frage hinausziehen könnten. Gründe für die Verzögerung gebe es genug. Die Alliierten könnten in dieser heiklen Frage offensichtlich nicht so leicht auf einen gemeinsamen Nenner gebracht werden. Die Forcierung der Deportation der ungarischen Juden erschwere ebenfalls die Verhandlungen.

Bei jeder Unterredung, die wir mit Eichmann hatten, wiesen wir auf die grausame und unmenschliche Art hin, in der die Deportationen vollzogen wurden. Aus seinen Antworten war immer wieder herauszuhören, daß er die Schuld an diesem Übel auf die ungarischen Behörden abwälzen wollte. »Endre will sie mit Paprika fressen.«

Ich machte SS-Hauptsturmführer Hunsche darauf aufmerksam, daß Hunderte von Juden infolge Mangels an Nahrung und Trinkwasser schon während der Fahrt in den plombierten Waggons zugrunde gegangen waren.

Hunsche versprach, sich zu »erkundigen«. Nach einer Woche sagte er mir: »Hören Sie endlich mit Ihren Greuelmärchen auf. Ich bin der Sache nachgegangen. Hier sind die Berichte. Es sind höchstens 50 bis 60 Personen pro Transport, die unterwegs sterben!«

Am 9. Juni erklärte Eichmann: »Wenn ich binnen drei Tagen keine positive Antwort von Istanbul erhalte, lasse ich die Mühlen in Auschwitz arbeiten.«

Die Arbeit einstellen?

In den Sitzungen unseres Rettungskomitees und den Beratungen mit den jüdischen Führern wurde die Lage eingehend erörtert. Es stellte sich die Frage, ob es noch Sinn hätte, mit den Deutschen Verhandlungen zu führen; ob es nicht richtiger wäre, die Aussichtslosigkeit dieser Anstrengungen zuzugeben und die letzten Konsequenzen zu ziehen?

Einstweilen konnten wir zu einem solchen Beschluß nicht schreiten, vor allem wegen der anderweitigen Arbeit des Komitees.

Die Verbindung zum Eichmannschen Judenkommando bot für unsere Mitglieder einen gewissen Schutz, sowohl gegenüber der deutschen wie auch der ungarischen Gestapo. In unserer oft gewechselten Wohnung wickelte sich ein reger Verkehr ab. Polnische und slowakische Flüchtlinge meldeten sich zwecks Hilfe und Unterstützung. Hunderte ungarischer Juden baten um unsere Intervention. Zionistische Jugendführer besuchten uns täglich. Die Organisation und Finanzierung des Tjful machte die Existenz einer Zentrale und den freien Verkehr einiger Menschen notwendig.

Diese Ansammlungen von Juden um unsere Wohnung waren nur allzu auffällig. Gegen Anzeigen von Nachbarn und Hausmeistern bot uns paradoxerweise das Juden-

kommando einen gewissen, wenn auch oft nur hypothetischen und unsicheren Schutz bei unserer illegalen Arbeit. 2 2

Wir konnten nicht in Eichmanns Karten schauen.

Wir mußten uns aber sagen: Wenn Eichmann uns überhaupt empfängt und uns kleine Konzessionen macht, wenn sich der deutsche Gesandte Veesenmayer bei der ungarischen Regierung für uns exponiert, ist es undenkbar, daß sie das auf ihre eigene Verantwortung oder zu ihrem eigenen Vergnügen tun. Hinter ihnen und über ihnen muß es ein höheres deutsches Forum geben, das sie deckt und das mit uns noch seine Pläne haben könnte.

Wenn dem so ist — führen wir in diesem Gedankengang fort —, dann aber muß die Aktion fortgesetzt werden.

Wenn die Istanbul Expedition auch nicht die Rettung der ganzen ungarischen Judenheit ermöglichen sollte, müssen wir versuchen, zumindest einen Teil davon vor der Gaskammer zu bewahren.

Eichmann gegenüber werden wir also die Behauptung aufrechterhalten, daß die Verhandlungen mit dem Ausland mit der Zeit doch zum Erfolg führen werden.

Sollte das allein nicht zur Fortsetzung der Aktion genügen, so werden wir versuchen, von den ungarischen Juden weiter Geld, Gold und Valuten aufzubringen und sie Eichmann für entsprechende Gegenleistungen anzubieten. Wir schaffen damit eine »Interimslösung«.

Dann wird Zeit gewonnen — und damit vielleicht auch Menschenleben.

Die Finanzexperten rechneten aus, daß Werte von vier bis fünf Millionen Schweizer Franken in Budapest mobilisiert werden könnten, falls der Auslandstransport zustande käme. Unser Komitee beschloß einstimmig, Eichmann dieses Angebot vorzulegen.

Nach zwei Tagen besuchte ich Eichmann. Ich wies darauf hin, daß die Vernichtung der deportierten Juden in Auschwitz uns — das Komitee — in eine unmögliche und

unhaltbare Situation gegenüber den ausländischen jüdischen Organisationen und den Alliierten gebracht habe.

»Unser moralischer Kredit ist dahin. Niemand im Ausland glaubt mehr daran, daß der Rettungsplan deutscherseits jemals ernst gemeint worden ist.«

»Wie stellen Sie sich denn das vor?« brüllte Eichmann.

»Sie glauben vielleicht, daß das Reich so viel Nahrungsmittel hat, um Hunderttausende ungarischer Juden monatelang zu füttern, oder Personal und Ärzte, um ihre Kranken zu pflegen? Für so was mögen sich die Herren Amerikaner einen weniger schlaunen Partner aussuchen, als ich es bin.«

»Es ist meine Pflicht, Ihnen die Frage zu stellen«, fuhr ich fort, »was geschieht, wenn in Istanbul von heute auf morgen ein Abkommen zustande kommt? Falls Sie die ungarischen Juden vergasen lassen, woher werden Sie dann die »Ware« nehmen, die Sie für die Lastautos liefern wollen?«

»Haben Sie keine Sorgen. Da sind die Kinder zwischen zwölf und vierzehn Jahren. Die lassen wir leben. Wissen Sie, in ein bis zwei Jahren reifen auch die zur Arbeit heran. Aber ich kann auch polnische Juden oder solche aus Theresienstadt liefern; das können Sie ruhig mir überlassen.«

»Ich frage also, Herr Obersturmbannführer, glauben Sie nicht, daß es richtig wäre, zumindest einen Teil der ungarischen Juden vor Auschwitz zu retten?«

»Wie meinen Sie das?«

»So, daß eine gewisse Zahl von Juden, sagen wir 100 000, hier im Land bleibt, bis man sie auf Grund der Vereinbarungen ins Ausland auswandern lassen kann.«

»Nein, nein, nein! Davon kann überhaupt nicht die Rede sein. Ich habe schon x-mal gesagt, ich kann ungarische Juden nur ab Deutschland verkaufen. In Ungarn darf kein einziger bleiben.«

»Ich bin überzeugt davon«, fuhr ich fort, »daß Sie

das Ausland damit nicht zu Konzessionen zwingen können. Ganz im Gegenteil. Haben Sie überhaupt ein Interesse an dieser Transaktion, dann müssen Sie Beweise Ihres guten Willens liefern. Ich mache Ihnen diesbezüglich einen Vorschlag.

Wir verlangen die Sicherheit des Lebens von 100 000 ungarischen Juden, inklusive kleiner Kinder, Alter und Kranker. Als Beweis unserer Opferwilligkeit bieten wir dafür ungefähr fünf Millionen Schweizer Franken in Schmuck, Valuten und Pengö an. Die Werte liefern wir sukzessive in dem Maß ab, in dem die Gegenleistung erfolgt. Die Sicherstellung des Lebens dieser 100 000 wird sich auch auf die Verhandlungen günstig auswirken. Vor allem aber muß der Transport nach Palästina auf dem Weg gebracht werden.«

»Woher wollen Sie dieses Geld und die Valuten nehmen?«

»Es kommt zumeist vom Ausland. Es ist ein Vorschuß.«

Eichmann sagte darauf, er wolle Waren und nicht Geld und Gold. Dann stellte er verschiedene Fragen. Schließlich erklärte er, daß er sich die Sache überlegen wolle.

Tags darauf erzählte mir Wisliczeny unter vier Augen, daß das Kommando einen Teil der ungarischen Juden unter Umgehung von Auschwitz nach Österreich bringen wolle.

Die Rettung von 15 000 Juden

Am 14. Juli empfing mich Eichmann damit, daß er unser Angebot prinzipiell annehmen wolle. Von 100 000 könne aber nicht die Rede sein. Er wäre bereit, 30 000 ungarische Juden in Österreich unterzubringen, um sie dort »auf Eis« zu legen. Es könne sich aber nur um Juden aus dem ungarischen Mutterland handeln. Aus den Kar-

f. 5. h. u. l. 1. 2.

paten oder Siebenbürgen nicht. Diese seien ohnehin meist weg, außerdem seien sie ethnisch wertvollere und zeugungsfähigere Elemente. Er wäre nicht interessiert daran, dieses biologisch wertvollere Element am Leben zu lassen. Eichmann stellte auch die Bedingung, daß die fünf Millionen Schweizer Franken auf einmal und im voraus bezahlt werden sollten.

Ich erklärte ihm, daß das technisch nicht möglich sei. Ich schlug vor, daß wir statt dessen, auf Grund gegenseitigen Vertrauens, mit offenem Konto arbeiten sollten. Beide Teile erfüllen Zug um Zug; verrechnet wird nachher.

Eichmann nickte; er sei einverstanden.

Zunächst besprachen wir die Kopfquote der nach Österreich zu bringenden Juden. Eichmann verlangte 200 Dollar. Ich sagte 100 Dollar als Minimum zu, falls die Juden am Leben blieben.

Dann wurden Einzelheiten des Abkommens besprochen. Es wurde vereinbart, daß 15 000 aus der Provinz und 15 000 aus Budapest nach Österreich kämen. Die Arbeitsfähigen würden dort zur Arbeit eingeteilt. Kinder, Alte und Kranke werde man am Leben lassen; Familien sollten zusammen bleiben. Ihre Erhaltung und die Behandlung der Kranken — sagte Eichmann — seien mit Ausgaben verbunden, die »im Budget des Reichs nicht vorgesehen sind«. Unser Komitee solle von Budapest aus die Finanzierung übernehmen. Ich war sofort einverstanden und bot als Vorschuß 100 000 Pengö an. Ich bot ferner an, von Ungarn zusätzlich Lebensmittel (Fett, Fleisch, Konserven und Teigwaren) nach Österreich zu schicken. Eichmann akzeptierte, bemerkte aber, es könne geschehen, daß ein Teil davon in »normale« Lebensmittel umgetauscht würde. (Das heißt, daß er Fett, Zucker usw. in Gemüse umtauschen wollte.)

Schließlich erklärte Eichmann, daß die Betreuung dieser 30 000 Juden in Österreich einen großen Verwaltungsapparat erfordern würde. Er verlangte, ich solle acht bis

zehn Mitarbeiter von Budapest nach Wien schicken, um dort ein Büro zu organisieren, das unter Krumeys Leitung arbeiten sollte.

Ich nahm den Vorschlag an. Doch keiner unserer Mitarbeiter war bereit, nach Wien zu übersiedeln. So schlug ich Eichmann später vor, diese aus den 30 000 auszuwählen.

Sechs Züge mit insgesamt etwa 18 000 Juden kamen auf Grund dieses Übereinkommens aus dem ungarischen Mutterland nach Wien und nach Nieder-Österreich.

Über ihr Schicksal wird später berichtet werden.

Hitlers Verpflichtungen gegenüber dem Mufti

Während der weiteren Verhandlungen mit Eichmann brachten wir die Frage des Palästina-Transports wieder aufs Tapet und verlangten, die Gruppe über Rumänien nach Istanbul zu leiten.

Diese Reise der Gruppe via Rumänien nach Palästina lehnte Eichmann indessen energisch ab. Er führte an:

- a) Nach außen hin müsse der Charakter einer Deportation gewahrt bleiben;
- b) er könne die Gruppe nicht direkt nach Palästina gehen lassen. Er habe nicht die geringste Lust dazu, die Araber gegen das Deutsche Reich aufzureizen. Überdies sei er ein persönlicher Freund des Großmufti, dem gegenüber sich die deutsche Regierung verpflichtet habe, keinen europäischen Juden mehr nach Palästina gelangen zu lassen.

Die Gruppe, sagte Eichmann, solle daher einige Wochen in Straßhof bei Wien verbringen, dann über das besetzte Frankreich und Spanien nach Lissabon fahren und sich dort nach Westafrika einschiffen. Was mit der Gruppe später geschehe, gehe ihn nichts an.

Schließlich erklärte er sich bereit, weitere Gruppen auf Grund der unsererseits vorgelegten Listen aus der Provinz nach Budapest bringen zu lassen.

Pengö und Juwelen statt Lastautos

Wir konzentrierten unsere Arbeit jetzt auf die Beschaffung der fünf Millionen Schweizer Franken. Deshalb mußten hundert Plätze im Transport solchen Personen angeboten werden, die imstande waren, dafür größere Werte und Beträge zur Verfügung zu stellen.

Die Juden hatten in ihrer überwältigenden Mehrheit zwar das Gesetz befolgt und ihr mobiles Vermögen den ungarischen Behörden abgeliefert. Es gab aber noch ein paar Juden, die versteckte Werte besaßen.

Die Verhandlungen mit den Anwärtern für die »Verkaufsplätze« wurden durch ein besonderes Komitee, das unter der Leitung von Otto Komoly, Ingenieur Reichard, Hansi Brand und Sulem Offenbach stand, im Gebäude der Kultusgemeinde geführt. Der Ertrag der hundert Plätze reichte nicht aus. Man mußte die Anzahl der »Zahlenden« auf hundertfünfzig erhöhen. Um die Plätze wurde im wahrsten Sinn des Wortes gekämpft.

Ein Jude, der um sein eigenes Leben und um das seiner Familie zittert, verliert jeden Sinn für Geld. Die Menschen bestürmten Komoly und die übrigen Mitglieder des Komitees mit ihren Angeboten. Diese tragische Freigebigkeit ermöglichte uns nicht nur die Fortsetzung der Aktion; die aufgebrauchten Werte deckten darüber hinaus monatelang die ständig wachsenden Ausgaben für den Tjzul. Jüdisches Vermögen, das sonst der völligen Vernichtung, sei es durch Enteignung, Devalorisierung, Plünderung oder Deportation der Besitzer preisgegeben war, wurde dadurch in den Dienst der Gemeinschaft gestellt.

Das Gerücht, daß ein Transport zusammengestellt werde, um Juden nach Palästina zu bringen, verbreitete sich wie ein Lauffeuer in der Hauptstadt. Die Zahl der Interessenten war zu groß. So erfuhren auch die ungarischen Behörden davon, daß für diesen Zweck Geld gesammelt wurde.

Da das jüdische Vermögen aber, den Gesetzen entsprechend, dem ungarischen Staat und nicht den Deutschen gehörte, sah die ungarische Gestapo durch unsere Aktion einen Teil ihrer Beute gefährdet. Auch fühlte sie sich durch das Geschäft der SS mit den Juden irritiert. Sie war entschlossen, die Flucht des jüdischen Geldes zu den deutschen Verbündeten zu verhindern. Geheimagenten der ungarischen Polizei und Spionageabwehr, den gelben Stern tragend, veranstalteten Razzien unter den Menschen, die sich in den Büros des Komitees in der Kultusgemeinde aufhielten. Die Abgabe der versteckten Gelder und Wertsachen, von den Menschen zitternd mitgebracht, wurde zu einer heiklen Operation: riskant für denjenigen, der die Wertsachen bei sich hatte und ablieferte, gefährlich für diejenigen, die sie übernahmen.

Sulem Offenbach, der unser Finanzressort verwaltete, löste diese Aufgabe unter ständiger Lebensgefahr mit beispielloser Hingabe. Er sowie die übrigen Mitglieder des Komitees leisteten übermenschliche Arbeit.

Die Wertsachen, welche in Pengö und Valuten, hauptsächlich aber in Schmuck, Gold und Münzen für den Transport eingingen, wurden schließlich am 20. Juli in drei Koffern am Schwabenberg zur Aufbewahrung und späteren Verrechnung präsentiert.

Erst bei dieser Gelegenheit stellte mich Eichmann dem Leiter des Wirtschaftsstabes, SS-Obersturmbannführer Kurt Becher, vor, der als Übernehmer figurierte. Bald stellte sich heraus, daß

1. er es war, der hinter den uns von Eichmann gewährten Konzessionen stand;

2. er unmittelbar Himmler mit einem Aufgabenkreis untergeordnet war, der es ihm ermöglichte, Einfluß auf die deutsche Judenpolitik auszuüben.

Becher war von den Wertsachen beeindruckt. Sie galten für ihn und seinen Stab als »Leistung«. Nun schaltete er sich immer mehr in die Aktion ein, deren Leitung Eichmann bis jetzt nur deshalb überlassen worden war, weil seine Autorität als professioneller Erpresser jüdischen Unterhändlern gegenüber außerordentlich geschätzt war.

Die Zusammenkunft mit Becher war für alle unsere Aktionen künftighin von entscheidender Bedeutung.

Becher drängte nun Eichmann, seinerseits unsere »Zugum-Zug«-Vereinbarung einzuhalten.

Jetzt forderte mich Eichmann auf, ihm bei der Organisation der Transporte nach Österreich zu helfen.

Wir standen wieder einmal vor dem schwersten Dilemma, das sich wie ein roter Faden durch unsere ganze Arbeit zog: Sollen wir die Auswahl dem blinden Zufall überlassen oder versuchen, darauf Einfluß zu gewinnen?

Diese Frage — sicherlich die fürchterlichste, vor welche unser Gewissen jemals gestellt war — gestaltete sich noch schwerwiegender durch die Tatsache, daß es sich nicht nur um die Auswahl von Personen, sondern um ganze Städte handelte.

Sollten wir uns um diese Entscheidung bemühen?

Wir haben es getan, versuchten es zu tun. Wir sagten uns, daß, so heilig den Juden immer jedes menschliche Wesen wäre, doch danach gestrebt werden müßte, zumindest diejenigen zu retten, die zeitlebens für den Zibur gewirkt hatten. Ebenso jene Frauen, deren Männer in »Arbeitslagern« weilten; es mußte dafür gesorgt werden, daß Kinder, besonders aber Waisen, nicht der Vernichtung anheimfielen.

Kurz: Wahrhaftig heilige Grundsätze mußten als Lenker

der schwachen menschlichen Hand, die den Namen eines Unbekannten aufs Papier schreibt und damit über Leben und Tod entscheidet, als Stütze und Wegweiser beigegeben werden.

War es nun Gnade des Schicksals, wenn wir mit diesem Bemühen nicht immer durchdringen konnten?

Zwei Züge werden vertauscht

Zunächst wollten wir aus den Ghettos kleinere Gruppen der prominentesten Juden — die Scheidewand zwischen Zionisten und Nicht-Zionisten existierte damals schon längst nicht mehr — nach Budapest bringen, um sie in die Reihen des Palästina-Transports einzugliedern oder zumindest im Columbus-Lager in Sicherheit zu wissen.

Diese Listen wurden mit den liberalen und den orthodoxen Landesbüros und dem Präsidium des Zionistenverbandes gemeinsam zusammengestellt. Die Koordination dieser Arbeit wurde Ernest Szilagy, als Mitglied des Komitees, anvertraut.

Was nun die 15 000 anbelangt: Das Komitee richtete an die Rabbiner oder andere angesehene Persönlichkeiten des ausgewählten Ghettos einen Brief, in welchem die bereits erwähnten Grundsätze der Auswahl jener Juden festgelegt waren, die nach Österreich geleitet werden sollten. Listen und Briefe übergab ich dann Wisliczeny, der deutscherseits der direkte Leiter des Ghettowesens und der Deportationen war, wie schon früher. Nach Erhalt der Bewilligung Eichmanns hing es nur von ihm allein ab, wie viele Menschen aus irgendeinem Ghetto mit SS-Begleitung in das Lager in der Columbusgasse gebracht wurden. Ebenso lag es an ihm, zu entscheiden, aus welchem Ghetto Züge nach Österreich abgehen sollten. Wisliczeny führte diese Aufträge mit wenigen Ausnahmen aus.

*Die Hauptkategorie - von einem Mann war ...
photonische ...*

Wenn ich vorher von der Grade des Schicksals sprach, so war das keine leere Phrase. Nur selten entsprach die Gruppe der Geretteten den in Budapest nächtelang entworfenen Listen. Denn das Schicksal hatte seine eigenen Wege. An Ort und Stelle machten sich lokale Einflüsse geltend, die Willkür der Leiter der Ghettos, ihr Geld, ihre Macht. Der Außenstehende vermag sich kaum vorzustellen, wie solch ein Brief und eine solche Liste auf der Richtstätte - dem Ghetto - wirkten. Wie er zuerst nur in einem engeren Kreis bekannt wird, um dann auf seltsame Weise bis zu den Massen zu gelangen. Und wie auf einmal jeder einzelne informiert ist. Keiner weiß, worum es geht, und doch weiß es jeder. Zwanzig, dreißig, vierzig Menschen werden aufgerufen.

Einer meldet sich.

Der andere versteckt sich, zieht die Frau, die Kinder mit Gewalt an sich: Will er nicht gehen? Er hat Angst, seine Gefühle sind verwirrt, sie raten ihm: Bleib! Und er geht nicht.

Der andere, der nicht verlesen, nicht gerufen wurde, der will. Will! Er weint, fleht, droht, setzt sich in der wundersamen Sekunde seiner Steigerung mit Fäusten und Zähnen durch. Und geht.

In Szekesfehervar passierte folgendes: Die Liste wurde Wisliczeny rechtzeitig übergeben. Eines Tages suchte mich ein Mitglied der dortigen jüdischen Gemeinde, namens Bernstein - ein Reserveoffizier, Inhaber hoher Auszeichnungen, und daher bevorzugt - in meiner Wohnung auf. Er übergab mir eine zweite Liste, mit der ich sofort den damals in Budapest befindlichen Wisliczeny aufsuchte. Ich bat ihn, die angegebenen Personen zusätzlich auszuheben.

Am nächsten Tag kamen etwa 30 der auf der Ersatzliste angegebenen 80 Personen in der Columbusgasse an. Von denen, die auf der ursprünglichen Liste figuriert hatten, kein einziger.

Wisliczeny hatte die erste Liste nicht an die Kommandantur des Ghettos von Szekesfehervar weitergeleitet, nur dreißig - von ihm aufs Geratewohl bestimmte - Namen der Ersatzliste. Die Gemeinde von Szekesfehervar, an ihrer Spitze ein Großer in Israel, Rabbi Dr. Paul Hirschler, ein großer Gelehrter und eine sittlich hochstehende Persönlichkeit, kam nach Auschwitz. Die dreißig - zum größten Teil ältere Frauen und Männer - wurden im letzten Augenblick aus dem Deportationszug herausgeholt.

Auch die Weisungen für die Züge nach Österreich wurden nicht immer eingehalten. Der Zufall mischte sich ein und machte sich zum Richter über Leben und Tod.

Der Zug, den man aus den Ghettos Győr und Komárom nach Österreich hätte leiten sollen, ging nach Auschwitz. Der begleitende SS-Scharführer hatte es so veranlaßt. Versehentlich. Aus Gewohnheit. An der slowakischen Grenze wurde der Zug jedoch aufgehalten, da seine Nummer nicht im Transitabkommen figurierte.

Der Begleiter verlangte von Eichmann telegraphisch Weisung.

Die ungeheure Spannung der Entscheidungen wiederholt sich. Nur ist diesmal der einzelne gelähmt, kann nicht mittun. Vergeblich rütteln die Triebe, vergeblich schreien sie, brüllen sie: Rette dich! Handle! 3000 Juden sind in die Waggons eingesperrt, gefesselt, leblose Objekte. Diesmal wird das Schicksal souverän.

Keiner weiß genau, worum es geht, und doch weiß es jeder: Daß sie am großen Scheideweg stehen. Wohin geht der Zug weiter? Sie können nicht zum Fernsprecher gehen, nicht mithören, nicht mitzittern. Und nie erfahren sie, wie sich Eichmann entschied: »Na, wenn sie schon an der slowakischen Grenze sind, dann fahren sie halt schön weiter! Nach Auschwitz! Gell?!«

Die Nummern zweier Züge waren bloß ausgetauscht worden. Der Zug aus Győr kam nach Auschwitz, und mit

ihm ging ein anderer Großer des Judentums, Rabbi Dr. Emil Roth, der Rabbiner der Gemeinde Győr, einer der wahren Helden dieser Zeit, gemeinsam mit den vom Schicksal auserwählten 3000 Juden in den Tod.

An Stelle des Zuges aus Győr fuhr ein anderer, aus Debrecen, der für Auschwitz bestimmt war, nach Österreich.

Das Schicksal geht seine eigenen Wege.

»Bevorzugtenlager« in Budapest

Immer näher kamen die Wellen der Deportationen an die Hauptstadt heran. Auf der Straße veranstalteten bald die SS, bald die ungarische Gestapo Razzien. Hunderte, die den Judenstern trugen, wurden verschleppt. Wohin? Zur Arbeit? Ins KZ? Das Gerücht ging um, daß auch in Budapest die Ghettoisierung unmittelbar bevorstände.

Die durch die ständige Hetzjagd und Angst erschöpften Juden wußten, was im Land vor sich ging, und auch, was ihnen bevorstand. Sie wußten, daß der Vernichtung verschiedene Etappen vorausgingen. Daß es mit der Evakuierung aus den alten, vertrauten Wohnungen und der Übersiedlung in das Ghetto begann. Daß durch Prügel und Tortur bis zum dritten Grad die Fahndung nach versteckten Werten erfolgte. Erst zuletzt, aller Habseligkeiten entblößt, erfolgte dann das Besteigen der Viehwaggons auf irgendeinem Rangierbahnhof.

Ob es sich in Budapest auch so abspielen würde? Oder hat sich der Feind für die Budapester Juden eine strategische Überraschung ausgedacht? Die Ungewißheit steigert die Angst bis zum Verrücktwerden. In diesen Junitagen ist die große Stadt zu einer Irrenanstalt geworden. Die Mehrheit starrt stumpf, fatalistisch dem Kommenden entgegen.

Viele Tausende waren auf der Jagd nach Auswegen, »ari-

schen« Ausweispapieren, einem Versteck. Den meisten von ihnen war bald klar, daß alles vergebens war und es doch zur Verladung kommen würde.

Mitten in diesem Wahnsinn gab es in der Columbusgasse eine mysteriöse, phantastische Insel der Ruhe und Sicherheit: das »Bevorzugtenlager«, eine durch Gitter abgegrenzte Welt. Am Tor stand ein SS-Mann Wache. Hinter ihm, im schattigen Garten, befanden sich, völlig ungestört, die 388 Juden aus Klausenburg, später auch die prominenten Juden aus den übrigen Provinzghettos. Die Wache hatte ganz strenge Befehle. Niemand durfte das Lager betreten, keine militärische oder polizeiliche Behörde, weder Deutsche noch Ungarn. Selbst der deutschen Gestapo war der Eintritt verwehrt. Die Wache stand nicht da, um zu verhindern, daß Juden das Lager verließen, sondern um den Zutritt zu verwehren.

Nur das Eichmannsche Judenkommando hatte das Recht, das Betreten des Lagers zu gestatten. Das Kommando erteilte solche Autorisationen auf unseren Vorschlag hin. Anfangs waren solche Genehmigungen schwer erhältlich, später verzichteten wir auf solche und schmuggelten die von der Gestapo und der ungarischen Polizei gesuchten sowie die aus der Provinz nach Budapest geflüchteten Juden in das Lager ein. Dadurch wuchs aber die Zahl der Insassen, und so wurde die Erstellung neuer Baracken notwendig. Es entstand eine Krankenbaracke, und für die Orthodoxen wurde eine koschere Küche eingerichtet.

Die jüdische Bevölkerung hatte bald heraus, daß der Zutritt zu dieser Welt, in der man verhältnismäßig sicher war, über unser Komitee führte. Es war daher nur selbstverständlich, daß dessen Leiter von jüdischen Anwärtern bestürmt wurden. Bald darauf wurden deshalb zwei weitere ähnliche Lager erstellt, eines in der Synagoge in der Arenastraße und ein anderes in der Synagoge in der Bocskaystraße. Etwa 2000 Juden konnten somit ein relativ gesichertes Dasein führen.

*Die Intervention Roosevelts und der Neutralen zur
Abstellung der Deportationen*

Die am 6. Juni 1944 erfolgte Landung der Alliierten in der Normandie brachte die Ungarn allmählich der militärischen und politischen Wirklichkeit näher und weckte sie aus dem Rauschzustand, in den sie durch die am 19. März erfolgte Besetzung hineinmanövriert worden waren. Durch diese Landung verschwanden auch die letzten Hoffnungen auf einen Kompromißfrieden, an den gewisse ungarische konservative und reaktionäre Kreise noch geglaubt hatten. Nunmehr war es völlig klar, daß die Alliierten auf dem besten Weg waren, den Krieg gemeinsam zu Ende zu kämpfen und zu gewinnen, während Ungarn inzwischen fieberte, sich durch die Lösung der Judenfrage Hitlers »Neuer Ordnung« anzupassen.

Obwohl die Deportation der Juden aus der Provinz streng geheimgehalten und Nachrichten darüber weder in der Presse noch durch das Radio bekanntgegeben wurden, erfuhren die nicht-jüdischen Kreise in Budapest dennoch von diesen Grausamkeiten. Die christlichen Kirchen intervenierten immer energischer. Der reformiert-protestantische Bischof Ladislaus Ravasz forderte den Fürstprimas der katholischen Kirche zu einer gemeinsamen Demarche bei den maßgebenden Stellen auf. Auch der päpstliche Nuntius Angelo Rotta, der Sztojaj bereits am 15. Mai darauf aufmerksam gemacht hatte, daß die Welt von den Deportationen Kenntnis hätte, entschloß sich zu einer neuerlichen Intervention. Die Vertreter der christlichen Kirchen drohten der Regierung schließlich, in allen Kirchen des Landes einen Hirtenbrief als Protest gegen die Deportationen verlesen zu lassen. In dieser Aktion, die die erste organisierte oppositionelle Stellungnahme nicht-jüdischer Kreise war, spielte Albert Bereczky, der Oberpresbyter der reformierten Kirche, eine besonders hervorragende Rolle.

Endlich regte sich auch das sogenannte Weltgewissen.

Der Papst erinnerte den Reichsverweser am 25. Juni an seine humanitären, christlichen Pflichten. Einige Tage später überbrachte der schwedische Gesandte Horthy einen persönlichen Brief König Gustavs von Schweden, in dem dieser die Einstellung der Deportationen forderte. Auch Professor Max Huber, der Präsident des Internationalen Roten Kreuzes, verwandte sich im gleichen Sinn. Von entscheidender Wirkung aber erwies sich erst die energische und in ultimativer Form verfaßte Botschaft, die Roosevelt an die ungarische Regierung richtete. Diese Demarche erfolgte auf Vorsprache des Präsidenten des Jüdischen Weltkongresses, Rabbi Dr. Stephen S. Wise, bei Roosevelt.

Roosevelts Botschaft wurde durch die Vermittlung des Schweizer Gesandten am 26. Juni dem ungarischen Außenminister zwecks Weiterleitung an Horthy übergeben. In der Intervention, die in ihrer Art einzigartig in der Geschichte der Diplomatie ist, forderte Roosevelt die sofortige und vollständige Einstellung der Deportationen und wies auf die Folgen hin, die Ungarn zu erwarten hätte, wenn es der Aufforderung nicht nachkäme.

Parallel mit den ausländischen Interventionen lief ein von der Schweiz aus gestarteter Pressefeldzug, der vor den Augen der neutralen und alliierten Welt zum erstenmal die Greuel der Judenverfolgungen in Ungarn entlarvte. Garret, der Vertreter der englischen Nachrichtenagentur Exchange in der Schweiz, war der taktische Leiter dieser Pressekampagne. Sie begann recht spät, obwohl die jüdischen Stellen in Istanbul durch Brand und die Schweizer Stellen durch unsere Berichte informiert gewesen waren. Aus fragwürdigen politischen Gründen hatten sie es bisher vorgezogen, zu schweigen.

Diese scharfe Reaktion riß Horthy aus seiner senilen Passivität heraus. Der Reichsverweser berief den Kronrat auf den 26. Juni ein. Die Regierung Sztojaj wurde ange-

wiesen, den Deportationen sofort ein Ende zu setzen. Das geschah am selben Tag, an dem der bis ins Detail ausgearbeitete Plan zur Deportation der Budapester Juden bei einer Sitzung im Innenministerium, an der Endre, Ferenczy und der Stab des Eichmannschen Judenkommandos teilnahmen, beschlossen worden war. Die Evakuierung der etwa 200 000 Budapester Juden hätte vom 5. Juli an innerhalb von acht Tagen erfolgen sollen. Zu diesem Zweck wurden die Juden der Hauptstadt in die mit dem gelben Stern gekennzeichneten Häuser umgesiedelt, rund 1200 Häuser für je 160 bis 170 Menschen. In den Straßen erschienen etwa 3000 Gendarmen, die man zum Vollzug der Deportation zusammengezogen hatte.

Sztojay wagte es vorderhand nicht, das Veto des Reichsverwesers durchzusetzen. In der Provinz gingen also die Deportationen weiter. Eichmann, der sich fest im Sattel fühlte, erklärte mir:

»Die Budapester Juden hebe *ich* aus. Es bleiben noch etwa 30 000 Juden in Westungarn und, wie ich höre, ist es ethnisch kein sehr wertvolles Material. Wenn Sie, Dr. Kastner, wollen, kann ich sie alle nach Österreich befördern lassen; sie werden für die Transaktion bereitgehalten, von der Sie in einem fort versprechen, daß sie in Istanbul zustande kommt, an die ich aber nicht glaube.« Ich gab die stereotype Antwort, die Deportation der Budapester Juden würde auf die Alliierten derart wirken, daß sie die Verhandlungen sicherlich abbrechen. Die Alliierten seien auch nicht einfältig.

Der Palästina-Transport

Immer näher rückte der Tag heran, an dem unsere Alija gestartet werden sollte. Die Gruppe war noch nicht endgültig zusammengestellt. Wir selbst zögerten noch, weil wir nicht wußten, ob dieser Start stattfinden dürfe oder

nicht. Einstweilen markteten wir mit Eichmann noch über die Zahl der Teilnehmer.

Die ursprünglich vereinbarte Zahl von sechshundert bis siebenhundert erwies sich von vornherein schon als unzureichend. Nach und nach gelang es mir, bei Eichmann eine Erhöhung der Teilnehmerzahl durchzusetzen. Unter dem Titel »Eingliederung der Klausenburger Gruppe« wurde eine Erhöhung auf 1000 erreicht. In Anbetracht der großen Zahl der aus der Provinz gebrachten prominenten Juden erteilte er dann seine Zustimmung für weitere 200. Am Tag der Abfahrt betrug die offiziell bewilligte Zahl der Teilnehmer 1300.

Ursprünglich bot Eichmann hundert Juden für ein Lastauto an. Wir hätten mit dem Preis eines Lastautos gerne die Herauslassung von hundert Juden verrechnet. Das wären hundert Dollar für ein Menschenleben gewesen. Davon wollte er aber nichts hören. Die Lastautos hätten »nicht nur einen Preis, sondern auch einen Wert«, sagte er. Schließlich mußte sich Eichmann doch grundsätzlich mit der pekuniären Verrechnungsbasis einverstanden erklären. Denn nun war nicht er mein einziger Partner mehr, sondern hatte auch noch mit Kurt Becher zu rechnen. Merkwürdigerweise war Eichmann der »Billigere«. Zuerst verlangte er zweihundert, dann fünfhundert Dollar »pro Kopf«. Der Wirtschaftsstab Becher kam mit einer Forderung von 2000 Dollar pro Kopf. In letzter Instanz setzte schließlich Himmler eigenmächtig den Preis auf tausend Dollar fest.

Wir mußten immer neue finanzielle Lasten auf uns nehmen. Dies war auch schon deshalb unvermeidlich, weil Eichmann uns immer wieder mit den Fragen erpreßte:

»Was ist mit unserem Angebot los? Warum ist Brand aus Istanbul nicht zurückgekehrt? Stellen sich die Juden und die Alliierten etwa vor, das Deutsche Reich ließe sich von ihnen an der Nase herumführen?«

Obwohl nach der Landung der Alliierten auch die russische Sommeroffensive angefangen hatte, schien die restlose Vernichtung der ungarischen Juden noch immer die größte Sorge der Deutschen zu sein. Der ganze deutsche Apparat wurde mobilisiert, um Horthys unerwarteten Widerstand zu brechen. Die Deutschen wären auch vor einer bewaffneten Intervention gegenüber den »Verbündeten« nicht zurückgeschreckt. Eichmann fühlte sich tödlich blamiert, weil er schon ein »Siegestelegramm« über die vollständige Entjudung Ungarns nach Berlin abgesandt hatte.

Einstweilen sekundierten ihm die beiden Staatssekretäre Endre und Baky, damit die Deportation in der Provinz — trotz des im Kronrat ausgesprochenen Verbotes — fortgesetzt werden konnte. Eichmann und sein Stab hielten stündlich Kriegsrat ab. Die Lage änderte sich von Stunde zu Stunde.

Wir konnten die Entscheidung über die Abfahrt des Palästina-Transports nicht mehr aufschieben. Diese Entscheidung war nach dem Kronratsbeschluss besonders heikel geworden. Es handelte sich ja um eine »Alija in Form von Deportation«. Hunderte, ja die Mehrheit der Gruppe sollte sich aus Juden rekrutieren — Budapestern wie Flüchtlingen —, die noch nicht in Ghettos eingesperrt waren, die diesen Zug also aus freiem Entschluß besteigen sollten.

Sollten sie es wirklich tun? In einem Augenblick, da die Möglichkeit bestand, daß die Deportationen abgestellt würden und sie in Budapest bleiben könnten?

Sollten sie freiwillig einen Weg antreten, der sie ins Dritte Reich führen sollte, mit unbekannter Fortsetzung?

Insbesondere unter den polnischen Flüchtlingen herrschte gegenüber dem Transportplan heftige Opposition. Alija in Form einer Deportation? Sich den Versprechungen der SS anvertrauen? Die polnischen Flüchtlinge, nach

ihren Erfahrungen mit der SS, hielten uns alle für völlig verrückt.

Dennoch mußte eine Entscheidung gefällt, die Verantwortung für Start oder Zurückbleiben der Gruppe übernommen werden. Unser Komitee beschloß einstimmig, den Transport abgehen zu lassen.

Zwar war es ohne Präzedenz, daß die Nazis eine Gruppe Juden ins neutrale Ausland hinausfahren lassen wollten, doch waren wir zutiefst davon überzeugt, daß es diesmal gelingen würde. Und da auch Familienangehörige der Mitglieder unseres Rettungskomitees mitfahren sollten, gaben viele — auch unter den polnischen Flüchtlingen und der chalusischen Jugend — ihre Ablehnung auf und schlossen sich der Gruppe an.

Die Informationen, die ich vertraulich von den einzelnen deutschen Stellen über die Aussichten der Gruppe einholen konnte, lauteten günstig. Becher vom Wirtschaftsstab, Klages von der Gestapo und Wisliczeny vom Judenkommando behaupteten, daß die Weiterreise der Gruppe nach einem kurzen Aufenthalt im Reich von Himmler selbst genehmigt worden sei.

Zusätzlich hämmerte ich Eichmann immer wieder ein, daß die Abfahrt dieses Transports sowohl den Alliierten als auch dem neutralen Ausland bekannt wäre und sie das Schicksal der Gruppe aufmerksam verfolgen würden. Ich zeigte ihm die Originaltelegramme von Eljahu Dobkin und Chaim Barlas, aus denen hervorging, daß die englische Regierung der Gruppe Zertifikate zur Verfügung gestellt hätte und daß ferner die spanischen und portugiesischen Durchreisevisen gesichert wären. Durch diese Beweise zerstreute ich jene Besorgnis Eichmanns, daß man die Juden nirgends aufnehmen werde und sie ihm »auf dem Hals bleiben« würden. Ich teilte Eichmann auch noch mit, daß das Internationale Rote Kreuz die Gruppe an der spanischen Grenze erwarten würde.

Schließlich überreichte ich Eichmann die Denkschrift, in

der die zwischen uns getroffenen Vereinbarungen zusammengefaßt waren und die im wesentlichen folgendes ausführte:

- a) Die Gruppe fährt über Deutschland und Frankreich ins neutrale Ausland;
- b) sie verbringt vorher einige Wochen im Sammellager Straßhof bei Wien, das als »Bevorzugtenlager« eingerichtet wird;
- c) für die 1300 Teilnehmer sind 35 Waggons zu reservieren. Jeder Teilnehmer ist berechtigt, 50 bis 80 kg Gepäck mit sich zu nehmen;
- d) die Transportteilnehmer erhalten während ihres Aufenthalts in Deutschland die Lebensmittelrationen der deutschen Zivilbevölkerung. Sie haben nicht den Judenstern zu tragen und sind zu keiner Arbeit anzuhalten. Sie wählen ihre Leitung selbst und behandeln ihre Angelegenheiten autonom. Mißhandlungen dürfen nicht vorkommen;
- e) sie führen eineinhalb Waggon konzentrierte Lebensmittel zur Ergänzung ihrer Ernährung mit sich. Über diese verfügt die autonome Leitung der Gruppe;
- f) zwei weitere Waggon konzentrierte Lebensmittel werden dem Zug für die nach Osterreich gebrachten ungarischen Juden angehängt.

Eine Arche Noah

Die Abfahrt der Gruppe wurde auf den 30. Juni festgesetzt. Wieder einmal mußte eine »endgültige« Liste zusammengestellt werden. Die zur Verfügung stehenden 1300 Plätze wurden nach dem von unserem Komitee bestimmten Schlüssel unter die folgenden Kategorien verteilt:

1. orthodoxe (Flüchtlinge und Budapester, laut Zusammenstellung von Philipp von Freudiger);

2. polnische, slowakische, jugoslawische Flüchtlinge (laut ihren eigenen Listen);
3. prominente liberale Juden (Liste von Samuel Stern);
4. Zionisten, Zertifikatbesitzer (auf Empfehlung des Präsidiums des Palästina-Amtes);
5. chaluzische Jugend (ungarische und Flüchtlinge: Dror-Habonim, Makkabi Hazaïr, Haschomer Hazaïr, Noar Hazioni, Misrachi-Akiba, auf Grund eigener Listen);
6. Revisionisten (auf Empfehlung des Revisionistenführers Gottesmann);
7. zahlende Personen, durch deren Beiträge der ganze Transport finanziert wird;
8. die aus den Provinzghettos Geretteten;
9. hervorragende geistige, wissenschaftliche und künstlerische Persönlichkeiten. — Ein Komitee unter der Leitung von Otto Komoly und Ernst Szilagyi hatte die geistige Elite des ungarischen Judentums zur Teilnahme am Transport eingeladen. Trotz des großen Andrangs bestanden wir darauf, diese Kategorie entsprechend vertreten zu sehen. Zahlreiche Schriftsteller, Wissenschaftler, Ärzte und Künstler lehnten die Einladung aber, offenbar aus Mißtrauen gegenüber dem Schicksal des Transports, ab.
10. Waisenkinder. Eine Gruppe Pfleglinge des Budapester jüdischen Waisenhauses sowie siebzehn jüdische Waisen aus Polen. Für sie sorgte Dr. Georg Polgar, der hervorragende Leiter des jüdischen Fürsorge-Amtes.

Die Verteilung der verhältnismäßig wenigen Plätze unter die verschiedenen Kategorien, deren Vertreter durchwegs erbittert für ihre Leute kämpften, stellte unser Komitee vor eine unbarmherzige Aufgabe. Wir bemühten uns, ihr im vollen Bewußtsein unserer ungeheuren Verantwortung nach bestem Gewissen gerecht zu werden. Diese Gruppe stellte einen Miniatur-Querschnitt der damals

in Ungarn lebenden Judenheit dar. Diejenigen, die sich in der Vergangenheit um das Judentum verdient gemacht hatten, sollten durch besondere Berücksichtigung geehrt werden.

In seiner endgültigen Zusammensetzung wurde der Transport schließlich noch um zwei andere Kategorien erweitert:

Der unter Leitung Kurt Bechers stehende SS-Wirtschaftsstab stellte wohlhabenden Juden bald nach der Besetzung für ihre finanziellen Leistungen sogenannte individuelle Schutzpässe aus. (Zwischen den einzelnen SS-Stellen war das Zusammenspiel musterhaft: Das Judenkommando vernichtete, der Wirtschaftsstab kassierte.) Becher fertigte eine Liste seiner Schützlinge an und verpflichtete uns, diese Personen in den Transport aufzunehmen. Ihre Zahl betrug zusammen mit ihren Angehörigen etwa fünfzig.

Eine beträchtliche Zunahme kam aber auch dadurch zustande, daß es am 30. Juni, dem Tag der Abfahrt, in Budapest einen vierstündigen Luftalarm gab. Nach dem Bombenangriff beschlagnahmten die Behörden sämtliche Fahrzeuge. Dadurch verzögerte sich der Abtransport der Teilnehmer zum Rangierbahnhof in Rakos. Die Abfahrt des Zuges mußte von nachmittags 6 Uhr auf 11 Uhr abends verschoben werden. Bei einbrechender Dunkelheit begab sich dann die gesamte Belegschaft des Lagers aus der Bocskaystraße zum Bahnhof. 450 Menschen statt der zur Reise berechtigten 150. Dies war die Kategorie der »Tüchtigen«.

Der Zug, der somit aus dem Fahrplan herausgefallen war, blieb noch am nächsten Tag auf dem Bahnhof stehen. Einige Juden in der Hauptstadt hörten davon und begaben sich unauffällig dorthin. Die beiden letzten Teilnehmer nahm der Transport schließlich während der Durchfahrt in der Slowakei auf: Der Zug war vor einem jüdischen Arbeitslager für Juden stehen geblieben. Zwei Chaluzim überlegten es sich nicht lange — und stiegen ein.

So wurde das »Menschenmaterial« dieser Gruppe so bunt und reich und heterogen und doch so umfassend.

Es war Freitagabend. Auf dem Rangierbahnhof standen auf zwei Geleisen zwei Güterzüge nebeneinander. Den einen hatten 1684 Juden bestiegen, die zwischen Zweifel und Zuversicht schwankten, um in einigen Wochen vielleicht in Palästina zu landen.

Auf dem anderen Geleise stand abfahrbereit ein anderer Güterzug. Er fuhr in Richtung Süden, in die Kupferbergwerke Serbiens, nach Bor, wo so viele Tausende junger Juden den Tod fanden. Er war mit »Arbeitsdienstlern« vollgepfropft.

Mit dem einen Zug fuhren Väter, Mütter, Kinder und Enkel, die jüdische Familie. Bei dem anderen durften Mütter und Frauen nicht einmal einen letzten Abschied nehmen.

Zwei dieser »Arbeitsdienstler« waren es, die den Einfall und Mut hatten, den Zug zu wechseln.

Drei Tage lang stand der Zug in Moson-Magyarovar an der deutsch-ungarischen Grenze. Unterdessen hatte sich herausgestellt, daß in Straßhof nicht genügend Platz zur Aufnahme der angewachsenen Gruppe vorhanden war. Eichmann dirigierte den Zug also telegraphisch in das in der Tschechoslowakei befindliche Auspitz um, wo sich ebenfalls eine Art »Bevorzugtenlager« befand. Einige aus der Gruppe erfuhren vom neuen Befehl, dachten an Auschwitz und sandten verzweifelte Hilferufe an unser Komitee nach Budapest.

»Wieder kommen Sie mit Ihren Greuelnachrichten«, schrie mich Eichmann an, als ich Aufklärung verlangte. Er teilte mir sogleich mit, daß sich auch Auspitz nicht als geeignet erwiesen habe. Er ordnete daher an, den schon in der Richtung Auspitz weitergeleiteten und in Preßburg befindlichen Zug über Wien nach Bergen-Belsen

»in das zur Aufnahme vornehmer Gäste eingerichtete Lager« zu dirigieren: »In Wien erhalten sie Erfrischungen, in Linz gehen sie baden!« fügte er noch hinzu.

Am Wiener Bahnhof wurde die Gruppe mit frischem Essen erwartet; in Linz mußten die 1684 zu einer Desinfektionsstelle, wo ein heißes Bad vorbereitet war.

Eine Sekunde Entsetzen: Der Dusdraum sah einer anderen, aus den Auschwitzer Berichten gutbekannten Institution sehr ähnlich. Doch der Schrecken wich bald. Diesmal war es wirklich ein Bad; und die Gruppe setzte ihren Weg fort. Am 8. Juli trafen alle in Bergen-Belsen ein.

DER KAMPF GEHT WEITER

Eichmann versucht Horthy zu stürzen

Wie erwähnt, warf Eichmann angesichts des Widerstandes Horthys gegen die Deportationen aus Budapest den Fahrplan der Verschickungen um. In den ersten Tagen des Juli »reinigte« er Westungarn von 30 000 Juden, dann kamen die Außenbezirke Budapests an die Reihe. Die dortigen Juden wurden in den Ziegeleien von Budakalasz und Monor konzentriert.

Unterdessen versuchte Eichmann mit Baky, Endre und der bei der Deportation assistierenden Clique von Gendarmerieoffizieren die Macht an sich zu reißen. Man verzichtete auf eine Initiative der SS: Der Anschein eines ungarischen Putsches sollte gewahrt werden. Man wollte Horthy festnehmen lassen, und zwar von denselben Gendarmen, die man zur Judendeportation in die Hauptstadt dirigiert hatte. Die SS hätte dabei nur diskret mithelfen sollen.

Laszlo Endre war als Ministerpräsident ausersehen. Doch die Anhänger des Reichsverwesers erfuhren von dem Plan. Im ganzen Land wurde das Heer gegen die Gendarmerie in Bereitschaft gebracht. In aller Eile wurden ein Panzer- und ein Infanterieregiment aus der Provinz nach Budapest gesandt. Gleichzeitig erhielt die Gendarmerie am 8. Juli den Befehl, Budapest zu verlassen.

Zur Unnachgiebigkeit des Reichsverwesers trug auch bei, daß amerikanische Liberator-Flugzeuge am 2. Juli – im Anschluß an den ultimativen Aufruf Roosevelts – einen

verheerenden Bombenangriff auf die ungarische Hauptstadt unternommen hatten.

In dieser Nacht des 8. Juli 1944 verließ der letzte Deportationszug das Land.

Unter Hinweis auf unser Abkommen forderte ich Eichmann wiederholt auf, eine Gruppe von Juden, diesmal aus Budakalasz, freizugeben. Nach dem üblichen Hin und Her genehmigte er schließlich die Freigabe von fünfundzwanzig Personen. In Begleitung einer der SS-Wachen des Columbus-Lagers fuhr Sulem Offenbach mit einem Lastauto nach Budakalasz, um die Menschen zu holen. Die SS wurde »beeinflußt«. Das Chaos in der Ziegelei stand uns bei, und das Lastauto wurde statt mit fünfundzwanzig mit dreißig Menschen beladen. Der begleitende SS-Mann war in guter Laune. Er erklärte sich bereit, den Weg noch einmal zu machen. Diesmal wurden dreiunddreißig Juden in die Columbusgasse gebracht. Nun mußten aber auch noch die vereinbarten fünfundzwanzig geholt werden . . .

Offenbach, dieser gläubige Jude aus Wilna, war bereit, die dritte Fahrt zu unternehmen. Die Ziegelei stand bereits leer, der letzte Zug war im Begriff abzufahren. Aus den letzten Waggonen holte er noch fünfundzwanzig Menschen, darunter fünf unbekannte kleine Kinder, aufs Geratewohl, ohne ihren Namen oder das Schicksal ihrer Eltern zu kennen. So waren aus den ursprünglichen fünfundzwanzig nunmehr achtundachtzig geworden.

An diesem Tag lieferten die Deutschen von sich aus zwei Personen in das Columbus-Lager ein: Professoren der Szege-diner Universität.

Obwohl »Bevorzugte«, hatte man sie wegen ihrer jüdischen Abstammung auch deportiert. Zu ihrem Glück waren sie in einen Transport nach Österreich gelangt. Als sich dann hohe ungarische Stellen energisch für sie einsetzten, konnten die beiden von den Deutschen in Straßhof »ge-

funden« und nach Budapest zurückgebracht werden. Uns wurde dann die Ehre zuteil, sie aus dem Columbus-Lager auf freien Fuß setzen zu können.

Schließlich entzog der Ministerrat an diesem Tag endlich Baky und Endre auch die Vollmachten, die ihnen zur »Lösung« der Judenfrage eingeräumt waren. Das Land selbst war »judenrein«, die Außenbezirke der Hauptstadt von Juden geräumt; doch zur Deportation der Juden aus der Budapester Innenstadt stand Eichmann keine ungarische Brachialgewalt mehr zur Verfügung.

Laut einem Bericht des ungarischerseits die Deportation leitenden Oberstleutnant Laszlo Ferenczy wurden zwischen dem 14. Mai 1944 und dem 8. Juli 434 351 Juden in 147 Zügen aus dem Land geschafft. Wisliczeny gab die Zahl der Deportierten mit 476 000 an. Diese Zahl war weit unter Eichmanns Erwartungen zurückgeblieben; er hatte mit mehr als einer Million ungarischer Juden gerechnet, davon mit zumindest 700 000 aus der Provinz. Die teilweise Deportation der Budapester Juden forcierte er später mit der Begründung, er wolle »die Zahl der Deportierten auf eine halbe Million aufrunden«.

Sicherheitsbemühungen für die Budapester Juden

Während Otto Komoly seine ungarischen Freunde durch tägliche Demarchen und Interventionen zu mobilisieren versuchte, standen wir vor der Frage, ob ausländische Interventionen und inländische Opposition genügen würden, um die Macht Eichmanns für dauernd zu brechen und die Budapester Juden vor der Deportation zu bewahren. Wir bemühten uns also, Rettungsmöglichkeiten auch für den Fall zu sichern, daß die in das Veto Horthys gesetzten Erwartungen nicht in Erfüllung gehen sollten. Deshalb schlossen wir folgendes Abkommen mit Eichmann und Becher ab:

1. Für den Fall der Verschickung der Budapester Juden fährt eine zweite Gruppe von 1500 Menschen zwecks Auswanderung nach Bergen-Belsen;
2. 15 000 Budapester Juden, darunter 7000 Kinder, werden auf Grund des ursprünglichen Abkommens nach Österreich überführt;
3. Mißhandlungen durch Gendarmen, »Verhöre nach versteckten Werten« werden möglichst verhindert. 5000 von den 15 000 Juden werden daher abgesondert und in weiteren von uns zu errichtenden »Bevorzugtenlagern« vor der ungarischen Gendarmerie in Sicherheit gebracht.

Die Lager in der Columbus- und in der Arenagasse wurden auf alle Fälle voll mit Juden besetzt. Verhältnismäßig geschützt, konnten sie darin die Entscheidung über das Schicksal ihrer Glaubensgenossen in der Hauptstadt abwarten.

Unsere Büros in der Siggasse wurden förmlich belagert; neue Listen wurden zusammengestellt, aber zum Vollzug dieses Abkommens ist es glücklicherweise nicht mehr gekommen.

Bei dieser Gelegenheit darf ein weiterer jüdischer Versuch, bei den Deutschen die Einstellung der Deportationen zu erwirken, nicht unerwähnt bleiben. In Anbetracht des Warenhungers der Deutschen machte ein aus Exporteuren und Importeuren bestehender Freundeskreis Philipp von Freudigers ein Angebot auf Lieferung von Textilien und Medikamenten im Wert von zehn Millionen Schweizer Franken; die Ware sollte aus der Slowakei, Spanien und der Schweiz beschafft werden. Ich leitete das Angebot weiter. Die Bedingung war die sofortige Einstellung der Deportation. Becher war der Transaktion nicht abgeneigt. Sie scheiterte aber an Eichmanns heftigem Widerstand.

Samuel Stern schlug vor zu versuchen, ob Becher nicht

*Becher vom den Juden be-
zahlt*

vielleicht gegen sofortige Barzahlung für die Aktion gegen die Deportation der Budapester Juden zu gewinnen wäre. Wir stellten 20 000 Dollar zur Verfügung. Becher übernahm die Summe und versprach, bei Himmler zu intervenieren. Im Erfolgsfall stellten wir ihm weitere Zahlungen in Aussicht. Becher berief sich später einige Male auf dieses Versprechen. Er behauptete, ohne seine damalige Intervention hätte Himmler Horthys Veto nicht zur Kenntnis genommen.

Wir riefen Istanbul wiederholt um Hilfe. Täglich drängten wir telegraphisch beim dortigen Komitee darauf, Brand zur Rückkehr zu bewegen. Wir machten unsere ausländischen Freunde dafür verantwortlich, daß das Fiasko der Verhandlungen durch Brands Ausbleiben in seinen tragischen Auswirkungen noch gesteigert würde. Da Brand zu dieser Zeit bereits Gefangener der Engländer war, bot Istanbul die Verlegenheitslösung an, eines ihrer leitenden Mitglieder, M. Bader, nach Budapest zu entsenden. Eichmann akzeptierte den Vorschlag und erklärte sich bereit, ihn mit einem deutschen Kurierflugzeug nach Budapest bringen zu lassen. Ich teilte Istanbul telegraphisch den Zeitpunkt des Abfluges mit. Bader kam aber nicht.

»Vielleicht hat die Post mein Telegramm nicht weitergeleitet«, versuchte ich mich bei Eichmann auszureden. Daraufhin erhielt Bader direkt vom Deutschen Konsulat in Istanbul die Einladung zur Reise nach Budapest. Er kam wieder nicht — er konnte nicht: Als palästinensischer Bürger durfte er ohne Erlaubnis der Engländer nicht ins Achsengebiet fahren.

Eichmanns illegale Deportation

Eichmann setzte inzwischen den Krieg gegen das Veto Horthys mit der Besessenheit eines Wahnsinnigen fort.

Jeder hat seine Verantwortung zu übernehmen
mit dem

Mit Bakj verschworen, versuchte er, am 14. Juli die 1500 Juden des Internierungslagers von Kistarcsa aus dem Land zu schmuggeln. Der Judenrat konnte die Kabinettskanzlei Horthys noch rechtzeitig verständigen, und der Zug wurde zurückbeordert. Dennoch wurden die dort befindlichen Juden innerhalb weniger Tage deportiert. Damit Horthy nicht informiert werden könnte, ließ Eichmann die Mitglieder des Judenrates auf den Schwabenberg kommen und hielt sie bis spät abends bei sich zurück. Inzwischen erfolgte der Abtransport. Mit der gleichen Methode wurde am selben Tag ein weiteres Lager geräumt.

Dabei hatte die Regierung Sztojaj noch eine geraume Zeit hindurch nicht den Mut gehabt, dem Drängen Eichmanns und den diplomatischen Interventionen Veessenmeyers wegen der Deportationen ein eindeutiges Nein entgegenzusetzen. Sie war bei den Deutschen nur für einen Aufschub eingetreten. Unter anderem hatte sie erklärt, aus innerpolitisch-taktischen Gründen müßten zuerst die getauften Juden ausgesondert und von der Deportation verschont werden.

Das war das Ergebnis des scharfen Drucks, den die christlichen Kirchen Ungarns auf die Regierung Sztojaj ausgeübt hatten. Es war auch ein Widerhall der Interventionen des päpstlichen Nuntius Angelo Rotta und des Papstes selbst. Am 8. Juli, dem Tag der tatsächlichen Einstellung der Deportationen, verpflichtete sich Sztojaj formell gegenüber dem katholischen Fürstprimas Serédy, daß »Christen«, was später auch immer kommen sollte, nicht deportiert würden.

Dieses Gerücht erreichte sehr schnell die Stadt, und nun begann eine Jagd nach Taufscheinen, wobei die Kirchen diesmal den Akt oft ohne Verzug *sub articulo mortis* vollzogen. Bei der Beurteilung der Frage, inwieweit dabei aufrichtiger Wille zur Rettung des physischen Daseins oder zur Rettung der verlorenen Seelen mitspielte, wird

man wohl die ältesten Blätter der jüdischen Geschichte der Diaspora zur Hilfe heranziehen müssen.

Auf die sich versteifende Haltung Horthys hin änderte Eichmann die Taktik seines Kommandos. Plötzlich wurde er nachgiebig. Er hätte sich schon mit der Räumung von einem bis zwei Bezirken der Hauptstadt begnügt. Horthy lehnte ab. Darauf erfand Eichmann, das Reich benötige dringendst ein Kontingent von »nur« 10 000 Menschen für kriegsnotwendige Arbeiten. Doch selbst dieses wurde ihm verweigert.

Schließlich stürzte er sich auf die »Arbeitsdienstler«, die durch das Eingreifen des ungarischen Honvedministers Csataj bis dahin von der Deportation verschont geblieben waren. Ihre Zahl wurde ungarischerseits amtlich auf 83 000 geschätzt. De facto dürften es in der Ukraine und im Land gegen 110 000 bis 120 000 gewesen sein. SS-Hauptsturmführer Dannecker, Offizier in Eichmanns Kommando, der seinen »Arbeitsplatz« in Frankreich hatte aufgeben und vor den Alliierten flüchten müssen, erhielt von Eichmann den Auftrag, die Auslieferung der »Arbeitsdienstler« an die Deutschen zu erzwingen. Dannecker begründete seine Forderung wie folgt:

1. Die jüdischen »Arbeitsdienstler« werden bei der gemeinsamen Kriegsanstrengung im Reich dringender benötigt und besser ausgenützt als in Ungarn.
2. Es handelt sich um arbeitsgewohnte Männer: Diese würden weder ausgesondert noch vergast werden.

Doch diese Argumente erwiesen sich als nutzlos. Honvedminister Csataj war aus einem anderen Holz geschnitten als seine übrigen Kollegen im Kabinett. Als die Deportationen in Budapest drohten, ließ er am 5. Juni sämtliche jüdischen Männer der Hauptstadt bis zum 48. Jahr zum »Arbeitsdienst« einberufen, um zumindest diese zu retten.

*Hanna Szenes, Nußbecher, Goldstein:
ein Gruß aus Erez Israel*

Einige Stunden nach der Abfahrt des Palästina-Transports verhafteten Agenten der ungarischen Spionageabwehr in den frühen Morgenstunden Hansi Brand, Sulem Offenbach, Ingenieur Andreas Biss, Frau Biss und mich.

Diese Verhaftung hat eine Vorgeschichte, die im Zusammenhang mit der jüdischen Tragödie in Ungarn erzählt werden muß. Hierbei ist es nicht zu vermeiden, auch spätere Geschehnissen vorzugreifen.

Wie erwähnt, hatte die Jewish Agency schon am Anfang des Jahres die Absicht gehabt, drei Offiziere der jüdischen Brigade nach Budapest mit der Mission zu entsenden, bei den Vorbereitungen eines bewaffneten Widerstands und Selbstschutzes initiativ mitzuwirken.

Die Auswahl der Offiziere erfolgte auf Grund freiwilliger Meldungen. Sie fiel auf Hanna Szenes, die vor Jahren aus der bürgerlichen Gesellschaft Budapests den Weg nach Palästina gefunden hatte, und zwei ehemalige Chaluzim aus Klausenburg, Joel Nußbecher und Perez Goldstein, die seit mehreren Jahren als Pioniere in Palästina arbeiteten.

Das Komitee aus Istanbul hatte uns in einem chiffrierten hebräischen Brief bereits im Januar 1944 dieses Vorhaben angezeigt. Dr. Mosche Schweiger, der Leiter der Hagana, hatte in seinem Antwortschreiben den Namen eines Zionisten von Ujvidek an der jugoslawischen Grenze angeführt, an den sich die drei Offiziere nach Überschreiten der ungarischen Grenze wenden sollten. Im Wirbel der Geschehnisse hatten wir die Hoffnung auf das Kommen der drei Kameraden schon längst aufgegeben. Dr. Schweiger war seit Monaten im Gefängnis, und die Juden von Ujvidek waren inzwischen deportiert worden. Aber die drei palästinensischen Soldaten waren inzwischen unterwegs.

Die erste, die ankam, war Hanna Szenes. Sie überschritt die Südgrenze und wurde von einem ungarischen Regierungsbeamten, der als verlässlich und alliiertenfreundlich galt, sogleich der Spionageabwehr ausgeliefert. Man brachte sie nach Budapest. Die anderen wußten nichts von ihrem Schicksal, wandten sich an denselben Vertrauensmann, übergaben ihm ihre Radiosender und fuhren nach Budapest, ohne zu ahnen, daß die Spionageabwehr bereits jedem ihrer Schritte folgte. Sie kamen – mit falschen Papieren – gegen den 20. Juni in Budapest an und mieteten ein Zimmer in einem kleinen Hotel. Ihr erster Weg führte zu mir. Wir waren alte Freunde. Sie hatten seinerzeit zu der Jugendbewegung Habonim in Siebenbürgen gezählt, deren Führung ich mehrere Jahre innegehabt hatte. Es war ein Erlebnis, uns nach so langer Zeit und unter solchen Umständen wiederzusehen. Wir unterhielten uns eingehend und vereinbarten, uns am nächsten Tag wieder zu treffen.

Die zwei sollten sich in die Reihe der Jugend eingliedern und sofort mit ihrer Arbeit beginnen, freilich separat von uns, damit wir uns nicht gegenseitig gefährdeten. Für eine Koordinierung und Fühlungnahme hätten wir später schon entsprechende Möglichkeiten gefunden.

Daß der Sicherheitsdienst der Gestapo und die mit ihr eng zusammenarbeitende ungarische Spionageabwehr die beiden sich nur deshalb frei bewegen ließ, um auszukundschaften, wohin die Fäden führten, konnten wir nicht ahnen.

Schon zwei Stunden nach unserem Treffen wurde die Eigentümerin meiner Pension von drei Zivilisten besucht, die sich als Geheimpolizisten auswiesen und ihr die Frage stellten, wer die beiden Besucher gewesen wären und wen sie besucht hätten. Ich hatte damals viele Besucher: die Mitarbeiter unseres Komitees und Unbekannte, die um Hilfe, Rat und Beistand baten. Wie hätte die Pensionsinhaberin da wissen können, wer die zwei

terstätte der ungarischen Spionageabwehr, gebracht. Wir wurden verhört und gefragt: »Wo ist Perez Goldstein?« Die Beantwortung dieser Frage war für uns alles andere als einfach.

Erst vor vier Wochen waren wir durch die Deutschen aus der Falschpapier-Affäre herausgezogen worden. (Frau Brand wies noch Spuren ihrer damaligen Folterung auf.) Unsere Verantwortung für die Rettungsarbeit war in der Zwischenzeit beträchtlich gewachsen. Die Alija-Gruppe hatte soeben ihren problemschweren Weg angetreten. Die Behandlung der verschiedenen Projekte, ihre Bearbeitung mit Kurt Becher und Eichmann, war in Schwebelage.

Und jetzt mit dem ganzen Rettungskomitee in eine militärische Spionage-Affäre verwickelt zu werden! Aus dieser Klemme schien es keinen Ausweg zu geben.

Die Frage wurde wiederholt: »Wo ist Goldstein? Ich frage Sie zum letztenmal! Schweigen Sie weiter, so wird der andere, dieser Nußbecher, oder wie er heißt, in zehn Minuten erschossen!«

»Geben Sie mir und Frau Brand Bedenkzeit. Lassen Sie uns einige Stunden frei. Meine Freunde bleiben inzwischen als Geiseln hier bei Ihnen. In einigen Stunden werden wir beide wiederkommen.«

Der Mann an seinem Schreibtisch war seiner Sache sicher. Die Drohung mit dem Exekutionspeloton würde schon wirken. Er ließ uns frei.

Frau Brand und ich gingen in die Columbusgasse und berieten uns mit Perez Goldstein. Es war jetzt an ihm, eine Entscheidung zu treffen. Er überlegte nicht lange. Dann verkündete er uns seinen Entschluß: »Ich werde mich melden.«

Hanna Szenes, Goldstein und Nußbecher blieben in Haft. Monatlang bemühten wir uns vergeblich, die drei frei-

zubekommen. Nach drei Monaten kam endlich der Tag, an dem es schien, daß uns ihre Befreiung gelingen würde. Es war der 14. Oktober, ein Samstagvormittag. Ich verhandelte mit Ministerialrat Olah, dem persönlichen Sekretär des Kriegsministers, über verschiedene Fragen in einer Atmosphäre, die den bevorstehenden Absprung Ungarns von der Achse ahnen ließ. Der letzte Punkt der Tagesordnung war die Angelegenheit der drei jüdischen Fallschirmoffiziere. Wir baten wiederum um ihre Freilassung. Olah sagte zu. Einige Tage noch, und Nußbecher, Goldstein und Hanna Szenes sollten frei sein.

Einige Tage?

Am nächsten Tag war Horthy bereits ein Gefangener, Franz Szalasy der ungarische Premier. Die zwei jüdischen Offiziere wurden deportiert. Nußbecher gelang es, während der Fahrt aus dem Zug zu entkommen. Es war ein Sprung: Der Fallschirmjäger ließ sich nicht verleugnen.

Perez Goldstein verschwand spurlos; Hanna Szenes wurde erschossen.

Ihre Mission blieb unerfüllt. Aber der Gruß des kämpfenden Jischuw, den sie uns überbracht hatten, das persönliche Beispiel ihrer Unerschrockenheit, der wunderbare Geist ihrer Solidarität, der sich in ihrem Opfer manifestiert hatte, blieben für unsere Arbeit ständiger Ansporn und Vorbild.

Eine Zwischenbilanz

Mitte Juli 1944 trat in der Aktivität unseres Komitees und den sonstigen Geschehnissen ein gewisser Stillstand ein. Deshalb sei hier eine kurze Zwischenbilanz bis zu dieser Zeit eingeschaltet:

1. Seit der Besetzung Ungarns sind vier Monate verflossen. In dieser Zeit ist das Judentum in den Städ-

ten und Dörfern der Provinz restlos eliminiert worden. Zurück blieben nur die in Arbeitskompagnien eingeteilten Männer und einige »Bevorzugte«;

2. in dieser Zeit bot sich eine einzige Chance — in thesi —, die möglicherweise geeignet gewesen wäre, dem Schicksal der Juden in der Provinz eine andere Richtung zu geben: das nach Istanbul weitergeleitete deutsche Angebot. Das Scheitern dieses Plans war zu erwarten; unerwartet und verhängnisvoll wirkte sich jedoch aus, daß man sich darauf beschränkt hatte, das deutsche Angebot abzulehnen. Keine Gegeninitiative wurde ergriffen — im Gegenteil: Man tat etwas, das nur dazu angetan war, unsere Position in Budapest zu erschweren: Die Alliierten gaben im Londoner Rundfunk bekannt, daß sie »sich nicht erpressen ließen«;
3. die Judenschaft Ungarns unternahm lediglich sporadische Versuche, Widerstand zu leisten. Im großen und ganzen zeigte sie jedoch eine Passivität, die fast an Lethargie grenzte.

Neben diesen negativen Erscheinungen gab es jedoch auch manche positive:

- a) Die Rettung von rund 17 000 Juden aus der Provinz nach Osterreich;
- b) die Abfahrt der »Alija-Gruppe«, die weniger quantitativ als qualitativ und in ihrer politischen Bedeutung als Positivum zu werten ist;
- c) unser Komitee konnte sich behaupten. Somit war uns ein Mittel gegeben, ein Mittelpunkt, von dem Hilfs- und Rettungsaktionen ausgehen konnten. Es konnte den Tjzul weiterleiten, die Flüchtlinge aus Polen und der Slowakei verpflegen und vieles andere;
- d) Otto Komoly, der den ungarischen Sektor mit zäher Hartnäckigkeit und Ausdauer bearbeitete, gelang ein allmählicher Ausbau der Beziehungen zur einheimi-

verhandeln, die sich noch unter deutscher Herrschaft befanden.

Becher war der Meinung, daß Himmler einem solchen Vorschlag zustimmen würde.

Ich sagte ihm darauf: »Das Ausland begegnet der Konzessionsbereitschaft der Deutschen mit Mißtrauen.« Der Fehlschlag der Reise Brands sei in erster Linie darauf zurückzuführen, daß Eichmann dieselben ungarischen Juden, die als »Tauschobjekte« dienen sollten, in Auschwitz vergasen ließ. Unsere Reise ins Ausland hätte nur dann einen Sinn, wenn die Bergen-Belsen-Gruppe, vor dem Beginn unserer Reise, zum Beweis des guten Willens, von den Deutschen ins neutrale Ausland hinausgelassen würde. Mit Erfolg könnten wir auch nicht rechnen, wenn die Juden Budapests unterdessen deportiert würden.

Becher akzeptierte grundsätzlich beide Bedingungen, erklärte jedoch, vorher die Einwilligung Himmlers einholen zu wollen.

Wir verständigten Istanbul von der neuen deutschen Verhandlungsbereitschaft. Barlas antwortete, wir sollten uns an Lissabon wenden: Dr. Joseph J. Schwartz vom American Joint Distribution Committee und Elijah Dobkin von der Exekutive der Jewish Agency waren mit der Führung weiterer Verhandlungen betraut worden.

Wir telegraphierten nach Lissabon. Dr. Schwartz antwortete, er wäre bereit, den deutschen Verhandlungspartner zu empfangen.

Becher begann hierauf, Reisevorbereitungen zu treffen.

Wir sollten per Auto nach Stuttgart fahren, um von dort nach Lissabon zu fliegen. Über die Reise war er sehr erfreut. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß einstweilen die Weiterreise unserer Juden aus Bergen-Belsen gesichert werden müßte.

»Was geschieht aber«, bemerkte er, »wenn ich die Gruppe herauslasse und dann mit leeren Händen aus Lissabon zurückkommen muß?«

»Aber Sie sagten doch immer, die Gruppe werde unabhängig von jeder weiteren Verhandlung ausreisen dürfen.«

»Ja — wissen Sie —, auf alle Fälle wollen wir einmal dieses Konto abschließen.«

Tausend Dollar pro Kopf

Die Aufgabe, eine »Aufstellung unserer Leistungen« auszuarbeiten und die Verrechnung der Bergen-Belsen-Gruppe — 1684 Menschen zu 1000 Dollar pro Kopf — mit aktivem Saldo zu unseren Gunsten abzuschließen, übernahm unser Komiteemitglied, der kommerziell versierte Ingenieur Andreas Biss; die damit zusammenhängenden Finanz- und Handelsoperationen wurden ihm ebenfalls anvertraut.

Seit der Besetzung hatten wir den Deutschen gegenüber manches geleistet! Millionen von Pengö waren bezahlt und riesige Vermögenswerte abgeliefert worden. Die Frage, ob die Bergen-Belsen-Gruppe als »abgerechnet« gelte oder nicht, hing davon ab, wie man die Pengö in Dollars umrechnen, die Juwelen bewerten würde. Ingenieur Biss hatte mit Becher und dessen Adjutanten darum zu kämpfen, daß die Pengö zum offiziellen Kurs (4,25 Pengö = ein Dollar) und nicht zum Kurs des Schwarzen Marktes (30 bis 40 Pengö = ein Dollar) umgerechnet würden. Auch die Juwelen sollten den inzwischen angestiegenen Preisen angepaßt werden.

Der Streit um diese Punkte ging eigentlich bis zum Schluß der Aktion weiter. Wir bestanden darauf, daß die 1 684 000 Dollar schon längst überzahlt worden seien. Becher bestritt es; er machte jedoch einen »Kompromißvorschlag«. Er könne sich nicht nur mit Zahlungen begnügen; die ursprüngliche deutsche Forderung laute auf Waren, und zwar auf kriegswichtige Waren. Er würde

auch mit »harmloser« Ware zufrieden sein; aber dem Prinzip zuliebe sollte es Ware sein. Dann wäre er bereit, die Bergen-Belsen-Gruppe als abgerechnet zu betrachten.

Wir unternahmen nun Anstrengungen, diesem Wunsch Bechers zu entsprechen. Zu Beginn half uns ein Schweizer Bluff. Becher wurden Dokumente vorgelegt, wonach in der Schweiz ein Akkreditiv für den Gegenwert von 30 Traktoren zu unseren Gunsten eröffnet worden sei. Wir zogen diese Traktoren als »bereits geliefert« gleich in unsere Verrechnung ein. Sie sollten symbolisch die Istanbul Lastautos ersetzen.

Sie haben niemals die Schweiz verlassen.

Geschäftsfreunde von Freudiger boten zwei Waggon Schaffelle ab Preßburg an. Sie kamen ebenfalls in unsere Aufstellung. (Als Monate später ein Beauftragter aus Berlin zur Übernahme der Waren in Preßburg erschien, stellte sich heraus, daß die Anweisung ungedeckt war.)

Tatsächlich haben wir Becher aber 15 000 kg Kaffee geliefert. Das war wichtig; es hatte symbolische Bedeutung: Der Kaffee hatte in der ursprünglich nach Istanbul geschickten Wunschliste figuriert. Der Kaffee stand seit Monaten im Budapester Freihafen; er war schon ein wenig muffig geworden. Becher ließ ihn in Wien waschen; 20 Prozent des Verrechnungspreises wurde uns in Abzug gebracht. (Die Kaufsumme für den Kaffee wurde uns vom Joint zur Verfügung gestellt.)

Nun durften die 1684 Menschen als von uns endgültig »gekauft« betrachtet werden. Der Befehl zu ihrer Ausreise wurde vorerst aber noch nicht erteilt. Eichmann hatte seine Bedenken. Er sah in der Gruppe ein wertvolles Pfand. Er meinte, hier handle es sich um Juden, die für das Ausland besonders wichtig wären und mit denen ein weiterer Druck auf die jüdischen Organisationen ausgeübt werden könnte. Plötzlich zeigte er sich auch um das Leben der 1684 Juden »besorgt«. Ursprünglich hätten sie über das besetzte Frankreich nach Spanien fahren sol-

len, doch näherten sich zu diesem Zeitpunkt die Alliierten bereits Paris. Die deutschen Verbindungslinien hinter der Front wurden ständig bombardiert. Eichmann stellte uns nun die Frage:

»Was geschieht, wenn der Zug von einer englischen oder amerikanischen Bombe getroffen wird oder wenn er unterwegs steckenbleibt? Oder glauben Sie, daß das Reich jetzt nichts anderes zu tun hat als ausgerechnet Juden zu schützen?«

Ich sagte ihm, er möge die Gruppe nur fahren lassen. Für das Risiko übernehmen wir jede Verantwortung. (Ich fragte mich aber, ob Eichmann nicht mit dem Gedanken spielte, den Zug in die Luft sprengen zu lassen und die Schuld dann auf alliierte Bombenangriffe zu schieben.) Immerhin warf ich den Gedanken auf, die Gruppe solle vielleicht den sicheren Weg in die Schweiz antreten. Das wollte sich Eichmann noch überlegen.

Eine Episode, die stark an einen Detektivroman erinnert, unterbrach einen Augenblick das Ringen um die Ausreise der Bergen-Belsen-Gruppe. Sie soll nachstehend kurz berichtet werden.

*Ich werde gekidnappt,
weil die Gendarmerie einen Entlastungszeugen braucht*

Am 18. Juli abends aus der Columbusgasse heimkehrend, sah ich mich plötzlich von zwei Zivilpersonen angehalten, die mich deutsch ansprachen und sich als Boten Eichmanns ausgaben. Ich erkannte an ihrer ungarischen Aussprache, daß es sich um eine Falle handeln müsse, und lehnte es ab, ihnen zu folgen.

In der Halle erschienen drei weitere Zivilisten. Alles sprach nunmehr ungarisch. Sie ergriffen mich und schleppten mich nach einem kurzen, erbitterten Nahkampf in ein vor dem Haus wartendes Auto. Ich wurde an den

Händen gefesselt; man verband mir die Augen. Wir fuhren aus der Stadt hinaus. Nach einer halbstündigen Fahrt hielt das Auto an. Man führte mich in ein muffiges Magazin und stellte mich mit dem Gesicht zur Wand gekehrt. Ein dreistündiges Verhör folgte. Man fragte mich über unsere Rettungsaktion aus, unsere Beziehungen zur SS und den Preis für den »Palästina-Transport«. Ich blieb dann in diesem Zimmer, Tag und Nacht von zwei Zivilisten überwacht.

Am fünften Tag – es war ein Samstagnachmittag – erschien ein ungarischer Gendarmerie-Hauptmann in Uniform in meinem Zimmer. Er legte die Hand auf meine Schulter und erklärte pathetisch: »Haben Sie keine Angst! Das ungarische Vaterland braucht Sie!« Daraufhin ließ er meine Hände fesseln und meine Augen verbinden. Vom Gendarmerieposten in Godollo, 30 km von Budapest entfernt, wo ich bisher festgehalten worden war, fuhren wir gleich weiter.

Um 3 Uhr morgens hielt das Lastauto vor dem Gendarmerie-Inspektorat in Ungvar (Uzhorod). Den Rest der Nacht verbrachte ich im Zimmer des diensttuenden Wachtmeisters. Spätmorgens erschien der Hauptmann wieder; diesmal stellte er sich sogar vor: Dr. Leo Lullay, Reserveoffizier, Beamter des Budapester Steueramtes, derzeit Adjutant des Oberstleutnants Laszlo Ferenczy (der rechten Hand Endres und Eichmanns). Er wollte wissen, was wir mit den Deutschen für »Geschäfte« tätigten, woher wir das Geld nahmen und ob es zuträfe, daß ich im Dienst der amerikanischen Spionagezentrale stünde?

Im Lauf des Verhörs deckte Lullay langsam seine Karten auf. Er gab zu, an den Deportationen mitgewirkt zu haben. Er sei zwar Antisemit, habe jedoch nichts von Auschwitz gewußt. Als er zum erstenmal von den Gaskammern gehört hätte, habe er Eichmann um die Erlaubnis gebeten, einen Zug mit Deportierten nach Auschwitz

begleiten zu dürfen, doch solle Eichmann seinem Vorschlag ausgewichen sein. »Dazu sind Sie zu weich, Lullay!« habe ihm Eichmann gesagt.

Lullay fuhr fort: Die Deutschen inszenierten in der Schweiz und anderen neutralen Ländern Filmvorführungen über die Deportationen. Gleichzeitig führten sie vor, wie freundlich dieselben Juden auf deutschem Boden aufgenommen würden. »Das können wir keinesfalls zulassen. Daher haben wir beschlossen, Sie gefangenzunehmen. Sie kennen die Deutschen und ihre Rolle. Sie bleiben bis zum Ende des Krieges hier eingesperrt und werden später Zeuge dafür sein, daß die Deportation nicht von uns, sondern von den Deutschen inszeniert worden ist. Wir konnten mit Ihnen nicht anders umgehen, denn die Deutschen dürfen nicht erfahren, wo Sie sich befinden und wer Sie verschleppt hat.«

Ich konnte Lullay nicht sagen, wie zynisch sein Eingeständnis, wie naiv seine Pläne und Vorstellungen waren. Aber ich versuchte ihm zu erklären, daß meine Gefangennahme der ungarischen Sache – und ihm persönlich – nichts nützen könnte. Dagegen würde sie unsere Rettungsarbeit für die bereits deportierten ungarischen Juden gefährden. Ich eröffnete ihm, daß ich in Kürze ins neutrale Ausland fahren würde. Diese Gelegenheit könnte ich benutzen, um den Alliierten ein objektives Bild der Geschehnisse in Ungarn zu überbringen.

Nach dem Verhör wurde ich nicht ins Gefängnis, sondern in die Privatwohnung eines Gendarmerieleutnants gebracht. Allerdings mußte ich Lullay ehrenwörtlich versichern, daß ich die Wohnung nicht verlassen und vor allem die Deutschen von meinem Aufenthaltsort nicht verständigen würde.

Lullay erstattete telephonische Meldung an Ferenczy. Nach fünf Tagen führte man mich in einem Personenauto in Begleitung des Gendarmerieleutnants nach Budapest zurück. Die Reise ging über Subkarpatien – einst das von

Juden dichtest bewohnte Gebiet Ungarns – durch ausgestorbene Städte und verlassene Dörfer. Überall erinnerten geschlossene Geschäfte, Werkstätten und Läden mit jüdischen Firmenschildern, stumme Synagogen an das jüdische Leben, das hier ausgelöscht worden war.

Oberstleutnant Ferenczy kam uns bis Hatvan, 60 Kilometer von Budapest entfernt, entgegen. Nicht aus Ungeduld oder Höflichkeit. Er hatte vielmehr Angst, Eichmann könnte von unserer Begegnung erfahren.

Ferenczy erklärte nun, bereit zu sein, seine jüngste Vergangenheit zu verleugnen, gegen eventuelle weitere Eingriffe der Deutschen sogar an der Spitze seiner Gendarmerie gegen diese aufzutreten. Er wiederholte seine Warnung, ich möge Eichmann verheimlichen, welche ungarische Behörde mich verschleppt hätte. Die geringste Indiskretion – so sagte mir Ferenczy – könne ihn das Leben kosten.

In den ersten Tagen nach meiner Verschleppung hatte sich in Budapest die Nachricht verbreitet, ich sei von ungarischen militärischen Stellen als alliierter Spion entlarvt und erschossen worden. Philipp von Freudiger bat Wisliczeny, ihn bei Eichmann einzuführen, um an meiner Stelle die Verhandlungen weiterzuführen.

Bei ihrer ersten Zusammenkunft bot Freudiger Eichmann die Lieferung von 200 Lastautos an. Eichmann akzeptierte freudig. Als ich mich nach meiner Rückkehr bei ihm meldete, bestand Eichmann auf der Lieferung dieser Wagen, die freilich nicht aufzutreiben waren.

Meine Verschleppung verursachte bei Becher großes Argernis. Auf seine Veranlassung hatte der deutsche Gesandte wiederholt bei der ungarischen Regierung interveniert. Man hatte ihm erwidert, keine ungarische Behörde würde von mir etwas wissen. Jetzt, da ich zurück war, wollte die Gestapo von mir Einzelheiten über meine Gefangennahme erfahren. Sie glaubten mir nicht, als ich sagte,

Ich fragte ihn schließlich, ob auch meine Familienmitglieder mitfahren dürften. »Aber selbstverständlich«, antwortete Eichmann.

Gegenüber einem Befehl Himmlers war er machtlos. Er mußte die Gruppe fahren lassen. Dafür rächte er sich in der Weise, daß er keinen einzigen Punkt unserer Vereinbarung einhielt.

Eine Atempause für die Budapester Juden

Die politische Lage in Ungarn machte in der Zwischenzeit eine bemerkenswerte Entwicklung durch. Innenminister Andor Jaross, eine Marionette in der Hand seiner Staatssekretäre Endre und Baky, der aber formell die Verantwortung für die Ereignisse trug, mußte demissionieren und seinen Posten an Nicolas Bonczos abtreten. Auf deutschen Druck hin blieben zwar die beiden genannten Staatssekretäre noch auf ihren Posten; sie wurden jedoch sämtlicher Vollmachten entkleidet. Auch Ministerpräsident Sztojaj »erkrankte« unter mysteriösen Umständen. Er dankte bald ab. General Lakatos wurde sein Nachfolger als Premierminister: Das Land schöpfte neuerlich Atem, um den schweren Absprung von der Achse zu versuchen.

Die Ausgeherlaubnis für die Juden Budapests wurde um zwei Stunden auf 13 bis 17 Uhr statt von 13 bis 15 Uhr verlängert. Horthy enthub manche bekannte jüdische Persönlichkeit des wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Lebens vom gesetzlichen Zwang, den gelben Stern zu tragen.

Die ungarische Regierung erkannte 4500 der von der schwedischen Gesandtschaft in Budapest ausgestellten Schutzbriefe an und befreite auch die Eigentümer dieser Papiere vom Tragen des gelben Sterns. Sie erkannte ferner 7800 Schutzbriefe an, die von der Schweizer Gesandtschaft in

Schulz

Budapest auf Grund von Palästina-Zertifikaten ausgestellt worden waren.

Die Verhandlungen des Schweizer Vize-Konsuls Lutz und der Vertreter des Schwedischen Roten Kreuzes mit dem ungarischen Außenministerium und der Deutschen Gesandtschaft in Budapest führten zu einer prinzipiellen Zustimmung der genannten Stellen, zur Ausbeziehungsweise Durchreise der Eigentümer von Schutzbriefen. Der Judenreferent der Deutschen Gesandtschaft, Dr. Grell, zeigte sich entgegenkommend, ohne freilich jemals die ernste Absicht zu haben, eine tatsächliche Auswanderung zu ermöglichen. Die diplomatischen Vertretungen der übrigen neutralen Staaten wurden daraufhin ebenfalls mutiger und gaben, wenn auch in beschränkterem Umfang, ebenfalls solche Schutzbriefe aus. Dies taten insbesondere der spanische Geschäftsträger, der portugiesische Gesandte und der päpstliche Nuntius.

Die ungarisch-deutschen Beziehungen wurden von Mitte Juli an immer gespannter. Kristallisationspunkt dieser Beziehungen blieb die Judenfrage. Veesenmeyer überreichte Horthy eine Note, in der in ultimativer Form die Deportation der Budapester Juden gefordert wurde. Zur Begründung des Ultimatums wurde angeführt:

1. Da die Behandlung der Judenfrage formell den Deutschen überlassen worden sei, bedeute das Veto Horthys einen Vertragsbruch;
2. die militärische Lage mache die Anwesenheit einer großen Anzahl von Juden in der Hauptstadt »untragbar«.

Horthy beantwortete das Ultimatum am 25. Juli. Er erklärte darin seine Bereitwilligkeit zur Entfernung der Juden aus Budapest, bestand jedoch auf ihrem Verbleiben innerhalb der ungarischen Grenzen. Außerdem ließ er Vorkehrungen treffen, um die Juden der Hauptstadt zu Arbeitszwecken zu mobilisieren. Zur Musterung der »arbeits-

Art internen Regierungskommissars unter weitgehendem Ausschluß der Öffentlichkeit nur allmählich abzubauen, um Ressentiments und die Entfesselung antijüdischer Leidenschaften in der ungarischen Bevölkerung zu vermeiden, die unweigerlich eintreten würden, falls eine neue Regierung den jetzigen Status der Juden mit einem einzigen Paragraphen summarisch außer Kraft setzen sollte. Der junge Horthy habe ihn gebeten, seine Vorschläge schriftlich zusammenzufassen und ihm — wenn auch ohne Unterschrift — zu übergeben. Im weiteren Verlauf des Gesprächs habe der junge Horthy erklärt, er sei schon infolge seiner Erziehung Antisemit, habe jedoch erkannt, daß Ungarn gegenüber den Juden »schreckliche Fehler« begangen hätte. Insbesondere in wirtschaftlicher Hinsicht habe das Land den Juden viel zu verdanken, während »unsere Beamten keinen Sinn für die wirtschaftlichen Interessen des Landes haben«. Leider sei die Lage des ungarischen Staates »so verzweifelt, daß ich manchmal gerne laut weinen möchte . . .«. Er glaube kaum, daß noch etwas zu retten sei. Die Ungarn könnten mit den (von den Deutschen forcierten) Ereignissen nicht Schritt halten.

In seiner Antwort auf die Ausführungen von Horthy jun. wies Ingenieur Komoly darauf hin, daß immerhin noch Zeit bis zum entscheidenden Augenblick bliebe. »In dieser Zeit besteht noch die Möglichkeit zu Gesten, die uns Juden helfen können.«

Anschließend an dieses Gespräch hatte Komoly eine Unterredung mit Staatssekretär Mester, in deren Verlauf der Gedanke ventiliert wurde, den versteckten Zoltan Tildy putschartig zum Ministerpräsidenten zu ernennen. Unglücklicherweise sei dessen Sohn jedoch Gefangener der Gestapo, wodurch die Gefahr bestehe, daß der Vater das Leben des Sohnes gefährde. Mester bat Komoly, seine Aufmerksamkeit der Frage zuzuwenden, ob man Tildys

Sohn nicht durch Bestechung der deutschen Wachen aus dem Gefängnis herausschmuggeln könnte. Die materielle Deckung dafür wäre vorhanden.

Baky wäscht sich die Hände in Unschuld

Für die innerungarische Entwicklung war der nachstehende Zwischenfall ebenfalls typisch:

Der Bruder von Laszlo Baky forderte einen jüdischen Industriellen auf, ihm eine Unterredung mit mir zu vermitteln. Ich sah keinen Grund, diese zu verweigern, und so kam die Unterredung zustande. Bei dieser Gelegenheit erklärte der junge Baky, man hätte die Rolle, die sein Bruder bei den Judenverfolgungen spielte, in ein falsches Licht gestellt, denn es sei einzig und allein Staatssekretär Endre, der für die antijüdischen Maßnahmen verantwortlich sei. Er schlug mir vor, seinem Bruder im Innenministerium einen Besuch abzustatten.

Staatssekretär Baky war als ein den Deutschen überaus ergebener Politiker bekannt.

Ich wußte anfänglich nicht, ob es sich nicht um einen Versuch handelte, mein »Doppelspiel« zu enthüllen. Vorsicht war unter allen Umständen geboten. Vielleicht ließ sich mit Baky aber etwas abmachen? Sollte man auf eine mögliche Konzession im voraus verzichten?

Baky empfing mich stehend in seinem Arbeitszimmer. Er tat so, als ob er den Zweck meines Besuches nicht kannte. Ich stellte mich daraufhin als Ko-Präsident der Zionistischen Organisation vor und machte ihn ohne weitere Umstände darauf aufmerksam, daß die Fortsetzung der antijüdischen Maßnahmen unberechenbare Folgen für Ungarn haben könnte. Ich betonte auch, daß der ungarischen Regierung noch immer die Möglichkeit offenstände, ihren guten Willen im Fall der Budapester Juden unter Beweis zu stellen.

»Ich hatte mit den antijüdischen Maßnahmen nichts zu tun«, antwortete Baky scharf. »Meine Rolle bestand nur darin, zu achten, daß Gendarmerie und Polizei im Rahmen der Gesetze handelten.«

»Ob Ihnen das gelungen ist oder nicht, bleibe jetzt dahingestellt«, antwortete ich ihm. »Jetzt aber geht es um die Zukunft. Ungarn wird nach Kriegsende für seinen Wiederaufbau die Hilfe des Auslandes benötigen. Die Regierung darf sich also die letzten Reste der Sympathien, die sie in der Welt noch besitzt, nicht verscherzen.«

»Wenn ich gewußt hätte, daß Sie mich in dieser Angelegenheit sprechen wollten, hätte ich Sie nicht empfangen«, erklärte Baky.

Damit war die Audienz zu Ende. Sie blieb ohne Fortsetzung. Einige Tage später wurde Baky abgesetzt.

Aus der zufälligen Bekanntschaft mit Ferency ergab sich eine praktisch immer interessantere Zusammenarbeit. In einer Unterredung am 30. Juli erklärte Ferency, daß die Deutschen in der Umgebung Budapests zwei SS-Divisionen zum Zweck der gewaltsamen Fortsetzung der Deportation, falls nötig auch gegen Horthys Widerstand, konzentriert hätten. Aus diesem Grund wären einige Gendarmerie-Einheiten in Budapest zurückbehalten worden, die in der Lage wären, einem Gewaltstreich der Deutschen zu begegnen. Ferency behauptete, die ungarische Gendarmerie stünde ungerechterweise im Verdacht, mit Eichmann und Baky gegen Horthy konspiriert zu haben. Er meinte, es läge in unserem gemeinsamen Interesse, wenn er Horthy persönlich von seiner Ergebenheit zu ihm überzeugen dürfte. Darüber hinaus stellte er nun an mich auch die Bitte, ihn womöglich über die Absichten des deutschen Sonderkommandos auf dem laufenden zu halten, damit er rechtzeitig in der Lage wäre, die ihm erforderlich erscheinenden Gegenmaßnahmen, gegen etwaige deutsche Aktionen, zu treffen.

Ich konnte ihm nicht sofort Bescheid geben. Die Situation entbehrte nicht einer gewissen Tragikomik, schien der Jude jetzt gar noch dazu ausersehen, den eigenen Henker aus der Schlinge zu ziehen. Ein Jude sollte eine Zusammenkunft zwischen einem der prononciertesten Judenmörder und dem Staatschef vermitteln!

Einige Tage später erschienen Ferenczy und Lullay in der Privatwohnung von Hofrat Stern. Von jüdischer Seite waren Dr. Karl Wilhelm, Philipp von Freudiger, Dr. Ernst Petö, Mosche Kraus und ich erschienen. Ferenczy wiederholte seine Bitte, ihm unter Umgehung des Dienstwegs eine Audienz bei Horthy zu verschaffen. Dr. Ernst Petö machte sich erbötig, Ferenczy vorerst bei Horthy jun. einzuführen.

Tags darauf fand die Audienz Ferenczys bei Reichsverweser Horthy statt.

Ungarn fordert die Entfernung Eichmanns

Es war etwa Mitte August, als Lullay uns einen streng vertraulichen Entwurf zeigte: das Gerippe einer Note, die dem deutschen Gesandten vom ungarischen Außenministerium überreicht werden sollte. Die Note sollte folgende Forderungen enthalten:

1. Abmarsch der Gestapo aus Ungarn;
2. sofortige Abreise Eichmanns und des Judenkommandos;
3. Freilassung der ungarischen Politiker, Parlamentsmitglieder und Offiziere, die vom deutschen Verbündeten in Gefängnissen und Konzentrationslagern außerhalb des Landes gefangengehalten werden;
4. Übergabe der auf ungarischem Hoheitsgebiet von der SS bewachten Konzentrationslager — darunter auch des Columbus-Lagers — an die ungarischen Behörden.

den Verbündeten aus der Welt zu schaffen und dadurch »die gemeinsamen Kriegsanstrengungen nicht zu beeinträchtigen«.

Rumänische Pässe für ungarische Juden

In den ersten Tagen des Monats August tauchte in Budapest ein Rechtsanwalt aus Bukarest, namens Tatusescu, auf. Er erschien bei Mosche Kraus, dem Sekretär des Budapester Palästina-Amtes, und teilte ihm mit, die rumänische Regierung habe 250 rumänische Pässe für ungarische Juden aus Siebenbürgen bewilligt, die diesen die Einreise nach Rumänien sicherte. Politisch bedurfte diese Geste in Anbetracht der Lage keiner Motivierung; interessant war jedoch ihre juristische Konstruktion. Der nördliche Teil Siebenbürgens war durch den Wiener Schiedsspruch an Ungarn angegliedert worden. Die rumänische Regierung — noch Verbündete Deutschlands — bestritt die Rechtsgültigkeit dieses Schiedsspruchs und betrachtete die Juden Siebenbürgens als rumänische Staatsbürger.

Tatusescu erklärte, daß 50 Pässe sofort zur Verfügung stünden. Er brachte einen Brief mit, der von Dr. Fildermann und Dr. Ernst Marton, der sich damals in Bukarest aufhielt, unterzeichnet war. Die Unterzeichneten baten Hofrat Stern, Philipp von Freudiger, Ingenieur Komoly, Mosche Kraus und mich, eine Kommission zu bilden, die über die Verteilung der Pässe zu entscheiden hätte.

Kraus und Freudiger entschieden über die Verwendung der Pässe, ohne die anderen zu befragen. Die Pässe wurden an Freudiger und dessen Freundeskreis, der aus reichen Kaufleuten bestand, verteilt. In einigen Tagen gelangte diese Gruppe unbehindert nach Rumänien.

Die Flucht Freudigers und seiner Freunde brachte Eich-

mann in Wut. Im Grunde genommen sah Eichmann in den Budapester Juden nur zeitweilig beurlaubte Kandidaten für die Gaskammer. Er war untröstlich, daß es einigen gelungen war, zu entkommen, ehe er seine Hand auf sie legen konnte. Er machte den Judenrat für die Flucht Freudigers verantwortlich und veranlaßte die Verhaftung Hofrat Sterns, Dr. Karl Wilhelms, Dr. Ernst Petös und Dr. Johann Gabors, welch letzterer der ständige Verbindungsmann zwischen Judenrat und dem Eichmannschen Judenkommando war. Die drei Erstgenannten wurden nach energischer Intervention Horthys nach einigen Tagen freigelassen; der unglückliche Dr. Gabor aber blieb in Haft und wurde später deportiert.

Auf der Suche nach einem »Modus vivendi«

Für diejenigen, die sich bereits optimistischen Hoffnungen hingegeben und geglaubt hatten, daß unsere »Battle of Budapest« gewonnen sei, war der Fall Freudiger und seine Folgen eine Warnung. In Budapest — unserer unmittelbaren Front — herrschte augenblicklich Waffenstillstand. Der jüdische Krieg Hitlers ging jedoch — trotz der militärischen Rückschläge im Osten und Westen — mit unverminderter Heftigkeit weiter.

Der neue ungarische Kurs gewährte uns eine Ruhepause. Das Deutsche Reich lag aber noch längst nicht am Boden. Zur Vernichtung der Budapester Juden reichten die deutschen Kräfte leicht aus. Unsere Gedanken drehten sich aber nicht nur um die Juden Budapests. Auch nicht nur um unsere fünfzehntausend in Österreich, von denen wir wußten, daß es ihnen verhältnismäßig nicht schlecht ging. Im deutschen Machtbereich mußte es noch viele Juden geben, in den noch besetzten Gebieten, im Reich selbst, seinen Arbeits- und Konzentrationslagern. Kinder, Kranke, Alte waren nicht mehr vorhanden. Man wußte

schen Geschichte ohne Präzedenzfall dastehenden Aktion zu erlangen sein?

Der siegreiche Vormarsch der alliierten Armeen bedeutete für die Juden einen rettenden, zugleich aber auch einen drohenden Faktor. Eine endgültige Befreiung war ausschließlich vom Sieg der Alliierten zu erwarten. War diese Erkenntnis aber nicht dazu angetan, die radikalen Antisemiten in Deutschland dazu zu bewegen, die in ihren Händen befindlichen Juden noch vor Schluß zu vernichten, um zumindest einen Punkt des Hitler-Programms realisiert zu haben?

Die Ausrottung der Juden in diesem Krieg bedeutete für die Alliierten von seinem Beginn an kein militärisches oder politisches Problem ersten Ranges; im Finale handelte es sich höchstens um eine Episode.

War außer uns, die wir unmittelbar davon betroffen waren, noch jemand an dieser Episode interessiert?

Saly Mayers Phlegma

Das persönliche Moment durfte bei unseren Erwägungen auch nicht außer acht gelassen werden: Der mit Saly Mayer, dem Joint-Vertreter in der Schweiz, im Frühjahr 1944 geführte Briefwechsel ließ keine übertriebenen Hoffnungen zu. Am 25. April hatten wir nämlich Saly Mayer über unsere ersten Verhandlungen mit Wisliczeny informiert und ihn gefragt, ob wir im Fall des Zustandekommens einer Vereinbarung auf eine Unterstützung bei der Aufbringung der erforderlichen zwei Millionen Dollar rechnen könnten. In diesem Brief hatten wir unter anderem geschrieben: »Die Entwicklung der Katastrophe ist beispiellos. In fast allen Gebieten des Landes wurden die Juden in Ziegeleien konzentriert, in denen sie unter den unmöglichsten hygienischen und sonstigen Bedingungen ihrem weiteren Schicksal entgegensehen.

Jeder Tag bringt eine Menge neuer Verordnungen mit sich, welche praktisch auf Deportationsvorbereitungen schließen lassen. Wir brauchen Euch das Bild nicht in Details zu schildern. Ihr kennt es ja leider zu gut. Nur der hier angewandte Rhythmus ist beispiellos... Wir rechnen damit, daß Ihr alles, alles tun werdet, um uns die Grundlage für die Rettung zu schaffen.«

Saly Mayer antwortete am 4. Mai: »Ich habe vor der Wisliczeny-Affäre keine Angst bekommen. Die Deutschen müßten aber zunächst deutliche Beweise dafür liefern, daß sie sich auf dem Weg der Besserung befinden, besonders die Deportationen aus Frankreich abstellen.«

Mit anderen Worten: Wir sollten den Nazi-Lausbuben erst bessere Manieren beibringen, dann wäre er bereit zu helfen.

Mit Pädagogik war hier aber nichts auszurichten. Zwischen uns und Saly Mayer stand nicht nur sein — und des Westens — Abscheu gegen die Nazis und ihre Methoden.

Der Unterschied unserer Auffassungen hatte einen einfacheren Grund. Sie waren drüben, wir hier; sie waren nicht unmittelbar beteiligt, wir waren die Betroffenen. Sie moralisierten, wir fürchteten den Tod. Sie hatten Mitleid und glaubten, ohnmächtig zu sein. Wir wollten leben und glaubten, die Rettung müsse möglich sein.

Diese Kluft mußte jedoch überbrückt, ein »Modus vivendi« im wahrsten Sinn des Wortes gefunden werden. Das Zusammentreffen an der Schweizer Grenze dürfte kein Fehlschlag werden.

Ich versuchte, Saly Mayer noch vor unserer Begegnung telephonisch zu erreichen, um ihm klarzumachen, daß die Rettungsarbeit an Ort und Stelle etwas komplizierter sei als das Diktieren von Bedingungen an das Dritte Reich aus der ruhigen, sicheren Schweiz. Man mußte sich der Tatsache bewußt sein, daß in diesen Triumphtagen der Befreiung von Paris die Krematorien in Auschwitz auf vollen Touren liefen. Zehntausende jüdischer Arbeiter,

druck, daß Saly Mayer und nicht eine andere bekannte jüdische Persönlichkeit als Verhandlungspartner ausersehen worden war. Sie hielten ihn für langsam und krankhaft launisch und schlugen vor, meine Reise dazu zu benutzen, auch mit anderen jüdischen Organisationen in der Schweiz in Verbindung zu treten.

Weissmandel war der Ansicht, daß wir ohne Warenlieferungen zu keinem Ergebnis kommen würden, daß die Bewilligung der Alliierten für solche Lieferungen aber nicht zu erlangen wäre. Er meinte, daß seine orthodoxen Freunde in der Schweiz bei Verfügbarmachung der erforderlichen Mittel seitens des Joint die Wege weisen würden, Waren im neutralen Ausland aufzutreiben und dadurch die Möglichkeit für das Zustandekommen einer Vereinbarung zu schaffen. Gisi Fleischmann wiederholte ihre Bitte, die slowakischen Juden bei eventuellen Transporten nicht zu vergessen.

318 Juden aus Bergen-Belsen verlassen das Dritte Reich

Am 19. August, um 15.30 Uhr, erfolgte unsere Abreise zur Schweizer Grenze. Außer Becher nahmen sein engster Mitarbeiter SS-Hauptsturmführer Grison sowie Dr. Wilhelm Billitz, ein getaufter Jude und Direktor des Weiss-Konzerns in Budapest, an der Reise teil.

Becher hatte großes Vertrauen zu Billitz, der auch die Transaktion mit der Familie Weiss vermittelt hatte.

Am 20. August, es war ein Sonntag, trafen wir abends in Bregenz ein. Krumey erwartete uns im Hotel. Er war vorher nach Bergen-Belsen gefahren, um die Gruppe der 500 Ausreisekandidaten zusammenzustellen und sie an die Schweizer Grenze zu begleiten. Nun teilte er uns mit, daß die Zahl der freigegebenen Personen auf Befehl Eichmanns auf 300 reduziert worden wäre, daß er darüber hinaus aber weiteren 18 Personen die Ausreise erlaubt

hätte. Die Liste der Freigelassenen war im Büro der Abteilung IV B 4 des Reichssicherheitshauptamtes in Berlin alphabetisch und auf Grund ihres Alters (»Möglichst wenig Wehrfähige, damit sie gegen die Deutschen nicht eingesetzt werden können«) zusammengestellt worden. Meine verschiedenen Empfehlungen hatte Krumey berücksichtigt. Aber meine sämtlichen Angehörigen und auch die Familie Brand waren — auf Eichmanns ausdrücklichen Befehl — als Geiseln in Bergen-Belsen zurückgeblieben.

Immerhin war der erste Schritt getan. 318 Personen waren befreit. Sie waren die ersten — nicht nur aus dem KZ Bergen-Belsen, sondern aus der großen Masse des unter dem Hitlerjoch schmachenden jüdischen Volkes —, die als größere organisierte Gruppe vor den Augen aller Welt die Grenzen eines neutralen Staates überschritten.

Als die Gruppe aus der kleinen deutschen Grenzstation nach Basel gebracht wurde, schrieb man den 21. August 1944.

DIE EINSCHALTUNG DES AUSLANDES

Begegnung auf der deutsch-schweizerischen Brücke

Montag, den 21. August vormittags, erschienen wir auf der kleinen Brücke, die zwischen Höchst und St. Margrethen über den Rheinkanal führt und die die Schweiz mit Österreich verbindet.

Saly Mayer erzählte uns, daß die Erlaubnis der Schweizer Regierung für die Grenzbesprechung zunächst noch ausstünde.

Die sachliche Besprechung fand erst am Nachmittag statt, und zwar mitten auf der Brücke, auf dem Grenzstrich zwischen Österreich und der Schweiz. Man erlaubte uns nicht, das Schweizer Zollamt zu betreten. Da Becher nicht stehend verhandeln wollte, lud er Saly Mayer in das deutsche Zollamt ein. Saly Mayer lehnte diese Einladung jedoch ab. (In der Folge war verschiedentlich behauptet worden, Saly Mayer hätte unter Lebensgefahr deutsches Gebiet betreten.)

Becher stellte sich als Beauftragter des »Reichsführers-SS«, Himmler, vor. Er habe die Vollmacht, verschiedene, das jüdische Schicksal betreffende Fragen mit den Vertretern der Alliierten und des Judentums der Welt zu behandeln und auf der Basis von deren »wirtschaftlichen Leistungen« zu einer Vereinbarung zu gelangen, deren endgültige Rechtskraft jedoch der Zustimmung Himmlers bedürfe. Zunächst wünsche er nur über das ungarische Judentum zu verhandeln. Die Budapester Juden seien ebenfalls zur Deportation bestimmt; ihr weiteres Schicksal hänge jedoch

von den Opfern ab, die das Judentum der Welt und die Alliierten für sie zu bringen bereit wären.

Nach dieser kurzen Einleitung wandte er sich an Saly Mayer mit der Frage, ob er bereit sei, die deutschen Forderungen, die den jüdischen Instanzen durch Joel Brand zugegangen seien, zu erfüllen. Saly Mayer erwiderte, er wäre vor allem Schweizer Bürger. Er sei nicht als Vertreter des American Joint Distribution Committee, sondern als Präsident einer Schweizer jüdischen Hilfsorganisation erschienen. Er wüßte nichts von irgendeinem deutschen Angebot und sei daher nicht in der Lage, zu dieser Frage Stellung zu nehmen, jedoch bereit, sich diesbezüglich mit den zuständigen Instanzen in Verbindung zu setzen. Er meinte, daß »die Deportation der Juden Budapests an und für sich kein Unglück« wäre, daß »die Deutschen aber endlich einmal mit der verdammten Vergasung aufhören« sollten.

»Ich werde durch den Reichsführer veranlassen, daß die Vergasungen aufhören«, antwortete Becher. »Wir haben bereits unseren guten Willen bekundet, als wir eine Gruppe von 318 Juden aus Bergen-Belsen in die Schweiz fahren ließen. Der Rest dieses Budapester Transports wird ebenfalls — unabhängig vom Ausgang der jetzt stattfindenden Verhandlungen — in kurzer Zeit das Reich verlassen. Wir wollen aber hören, was Sie uns als Gegenleistung anbieten.«

»Können Sie mit Geld nicht etwas anfangen?« fragte Saly Mayer.

»Nein. Wir brauchen Waren.«

Saly Mayer versuchte nunmehr, das Gespräch mit Argumenten der Humanität fortzusetzen, doch dem wich Becher aus. »Auf dieser Basis kann ich nicht verhandeln!«

Da Saly Mayer neuerlich erklärte, sich vorerst mit den zuständigen Stellen beraten zu müssen, wurde Becher gereizt. Er machte mir scharfe Vorwürfe, daß ich ihn mit

falschen Angaben an die Grenze gelockt hätte, ohne die »andere Seite« vorbereitet zu haben. Ich schwieg. Die Unterredung schien negativ zu enden. In diesem Augenblick griff Dr. Billitz in die Verhandlungen ein und schlug zur Rettung der verfahrenen Situation eine Besinnungsfrist vor. Becher erklärte sich mit dem Vorschlag einverstanden und setzte als Termin eine Woche fest. Damit endete die erste Fühlungnahme. Wir fuhren unverzüglich nach Budapest zurück.

Auf der Rückfahrt machte mir Becher erneut heftige Vorwürfe. Wieso ich es gewagt hätte, ihn an die Grenze zu locken und ihn in eine so unmögliche Situation zu bringen? Wie komme er dazu, auf Brücken zu verhandeln? Was solle das heißen, daß sich Saly Mayer als Schweizer gebärde und humanitäre Vorträge halten wolle?

Ich hatte es schwer, ihm zu erklären, daß Saly Mayer doch ein Joint-Vertreter sei, auch wenn er es in Abrede stelle, der, wenn er von seinen »zuständigen Instanzen« spreche, nicht nur die Schweizer Regierung, sondern auch die Alliierten gemeint habe.

Eichmanns Abberufung aus Budapest

In den nächsten Tagen überstürzten sich die Ereignisse. Rumänien kapitulierte und seine Truppen schlossen sich den Russen an, die nunmehr auch im Osten und Südosten an der ungarischen Grenze standen. Die Karpaten waren überwunden.

Am 25. August um 20 Uhr bat mich Wisliczeny telephonisch, sofort zu ihm zu kommen, da er mir etwas Dringendes mitzuteilen hätte. Er empfing mich mit verschmitztem Lächeln und erklärte:

»Sie haben gewonnen! Der Stab zieht ab!«

Was war geschehen? Himmler hatte die Demarche der

Brücke gefallen lassen. Er sollte uns mit Dr. Billitz zwei Tage später folgen; unterdessen sollten wir das Terrain vorbereiten.

An der Grenzbrücke erschien Saly Mayer in Begleitung eines alten Rechtsanwaltes, Dr. Wyler. Dieser ergriff die Gelegenheit, im Verlauf der Unterredung auf die Nazis zu schimpfen. Grüson meinte, er hätte nicht die Strapazen einer Reise von über tausend Kilometer auf sich genommen, um sich dies anzuhören. Saly Mayer war sichtlich zufrieden. In concreto beschränkte er sich darauf, einen weiteren Aufschub zu verlangen, da er — wie er erklärte — noch nicht in der Lage sei, eine verbindliche Antwort zu geben. Daraufhin blieb Becher, der inzwischen in Bregenz eingetroffen war, den Besprechungen fern. Er bestand auf einer sofortigen Entscheidung. Man schaltete eine Verhandlungspause von zwei Tagen ein, in der Saly Mayer nach St. Gallen zurückfuhr.

Bei einer neuen Grenzbesprechung, die nach seiner Rückkehr stattfand, erklärte er, seitens der zuständigen amerikanischen Behörden beauftragt worden zu sein, »nicht nein zu sagen«.

»Sie meinen damit, daß eine Möglichkeit besteht, die Frage positiv zu beantworten?« warf ich ein.

»Nein«, protestierte diesmal Dr. Wyler. »Wir sind nur beauftragt, nicht nein zu sagen.«

Hierauf wandte sich Grüson an Saly Mayer: »Herr Mayer, ich bitte Sie, geben Sie doch dieses Versprechen! Sonst wird es meinem Chef Kurt Becher unmöglich sein, sich für die Juden einzusetzen, und die Vergasungen werden weitergehen. Versprechen Sie doch zumindest! Es sind doch nur Worte! Und bis zur Erfüllung werden Sie ja noch Zeit haben. Inzwischen aber kann sich manches ereignen.«

»Ich verspreche nur so viel, wie ich halten kann«, sagte Saly Mayer.

Wir fuhren nun nach Bregenz zurück, um Kurt Becher über den Verlauf der Besprechung zu informieren. Grüson sowie Dr. Billitz versuchten, trotz der Geschehnisse an der Grenze die Aussichten mit allen Mitteln positiv zu bewerten.

Becher versteifte sich. »Es tut mir leid«, sagte er. »Aber ich kann mich nicht mehr für die Juden einsetzen, als es Herr Saly Mayer zu tun gewillt ist.« Schließlich faßte er seinen Standpunkt wie folgt zusammen:

1. Er habe mit Saly Mayer nichts zu verhandeln. In Budapest werde er telegraphisch eine eindeutige positive bzw. negative Antwort von Saly Mayer abwarten. Bis dahin wolle er keine Entscheidung treffen;
2. sollte die Antwort bejahend ausfallen, würde er auf einem Schweizer Einreisevisum bestehen, damit die Details in der Schweiz und nicht auf der Brücke besprochen werden könnten.

Am gleichen Tag flog er nach Budapest zurück, wohin wir ihm per Auto folgten.

Nach dieser zweiten Grenzbesprechung zeichnete sich die Position der Parteien ziemlich klar ab. Solange Himmeler von der Geschäftsbasis nicht abrückte und der Westen in Ablehnung und Mißtrauen beharrte, könnte es bei diesen Verhandlungen höchstens darum gehen, daß beide versuchten, sich gegenseitig zu bluffen.

Aber was geschah unterdessen mit den Juden, um deren Rettung es uns ging?

Die an der Schweizer Grenze gesponnenen Fäden wurden auch nach der zweiten Begegnung nicht abgerissen. Aber ebensowenig kam es zu einem Schritt nach vorwärts. Die Höflichkeitsbesuche von Saly Mayer an der Grenze genügten nicht, um die Sache voranzutreiben. Diese Besuche waren freilich nach vorausgegangener Konsultation der britischen und amerikanischen Behörden erfolgt.

Roosevelt hatte am 22. Januar 1944 einen besonderen Apparat — den War Refugee Board — ins Leben gerufen, dessen Aufgabe es war, »alle in seiner Macht stehenden Maßnahmen zu treffen, um Opfer der feindlichen Unterdrückung zu retten«. Der Vertreter des War Refugee Board in der Schweiz, Roswell McClelland, verfolgte bestimmt nicht nur mit Interesse, sondern auch mit Wohlwollen und wirklicher Anteilnahme die Rettungsversuche, auf die diese Verhandlungen abzielten.

Zu der Fühlungnahme selbst brauchte man vor allem die Zustimmung der Schweizer Regierung. Zunächst erteilte Bern die Erlaubnis zu einer gewöhnlichen Grenzbegegnung für Privatpersonen. Denn es war auch nicht leicht, diese sonderbaren Verhandlungen als eine der üblichen diplomatischen Fühlungnahmen zu betrachten. Formell wurde die Schweizer Regierung zur Erteilung dieser Erlaubnis durch eine kurz vorher veröffentlichte gemeinsame anglo-amerikanische Erklärung ermuntert, in der die neutralen Staaten aufgefordert wurden, jüdischen Flüchtlingen zu helfen und sie aufzunehmen.

Die deutsche Hilfsformel, mit ihrem Nebengeschmack von Menschenhandel, löste sowohl bei den Alliierten wie auch in Schweizer Kreisen ein — milde gesagt — Unbehagen aus. Die Tatsache, daß deutscherseits Offiziere der SS zur Führung dieser Verhandlungen ausersehen wurden, war noch weniger geeignet, die ohnedies angespannte Lage zu erleichtern.

Es war aber unmöglich, die Verhandlungen in die Kompetenz der Diplomatie umzuleiten. Von deutscher Seite aus gesehen, gehörten die Juden in den Machtbereich Himmlers und nicht in den Ribbentrops. Außerdem war es undenkbar, daß man über ein solches »Geschäft« offiziell, also über diplomatische Vertretungen verhandeln könnte.

Manches war also zu überwinden, damit der eigentliche

Warum hat sich das Joint auf Saly
Mayer? Das Unüberwindliche hat den
Juden —

hang wohl vorgeschwebt haben dürften. Und je ungünstiger sich die Kriegslage für die Deutschen entwickelte, desto weniger dachten sie daran, diese Verbindungen abzuberechnen. Wie lange würde aber der deutsche Prestige-Komplex — seit den Rückschlägen empfindlicher als je zuvor — die unmögliche Diplomatie des Herrn Saly Mayer ertragen? Wie lange würden sie sich mit nachträglichen Erklärungen und Budapester Ersatzlieferungen vertrösten lassen? Und falls dies der Fall wäre: Würde dies ein ernstes Rettungswerk ermöglichen, das dem jüdischen Rest eine letzte Bartholomäusnacht ersparen könnte?

In dieser verwickelten Situation lag sehr viel an der Person des jüdischen Verhandlungspartners auf der Schweizer Seite. Saly Mayer wurde als *Zwangslösung* zu dieser Rolle bestimmt, nachdem die Alliierten ihren jüdischen Staatsbürgern einen Kontakt mit den Deutschen strengstens verboten hatten. Zum unermesslichen Schaden der Aktion wurde dadurch Dr. Joseph Schwartz, der hervorragende Direktor des Joint, daran gehindert, in eigener Person die Verhandlungen in Lissabon zu führen. Dasselbe Verbot galt indes nicht für den »neutralen Staatsbürger« Saly Mayer, den Vertreter des Joint in der Schweiz.

Wer war nun dieser Mann, den man dazu ausersehen hatte, trotz so vieler Hindernisse und Hemmungen eine großzügige Rettungsaktion zu vollbringen, deren Gelingen geradezu an ein Wunder gegrenzt hätte?

Nach stürmischer Debatte war Saly Mayer im Jahr 1942 gezwungen worden, sein Amt als Präsident des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebundes aufzugeben, weil er — aus falschverstandener Loyalität — bei der Schweizer Regierung gegen die Zulassung weiterer jüdischer Flüchtlinge interveniert hatte.

Ein vermöglicher Kaufmann im Ruhestand, besaß Saly Mayer bestimmt Fähigkeiten zu charitativer Arbeit, bei

Becher erklärte, den Preßburger Vorschlag nur dann akzeptieren zu können, wenn Saly Mayer ein »Ja-Telegramm«, also eine prinzipielle Zustimmung zu seinen Forderungen, übermitteln würde. In diesem Sinn urgieren wir fast täglich telegraphisch bei Saly Mayer. Das Komitee in Preßburg tat dasselbe. Aber Saly Mayer schwieg.

Inzwischen verschärfte sich die Situation in der Slowakei. Sämtliche Provinzstädte wurden von Juden geräumt. In kurzer Zeit wurden 7000 Personen in das Konzentrationslager Szered eingeliefert. (Nach der Einstellung der Deportationen im Jahr 1942 waren in der Slowakei noch etwa 20 000 bis 23 000 Juden verblieben, davon etwa 7000 bis 10 000 in den Gebieten, die von den Partisanen gehalten wurden.) In Preßburg selbst blieb es vorläufig ruhig.

Am 24. September fuhr ich erneut mit Grüson nach Preßburg. Obersturmbannführer Witiska erklärte bei dieser Gelegenheit, die Maßnahmen gegen die Juden seien von Berlin angeordnet worden; ein Offizier des Sondereinsatzkommandos halte sich bereits in der Slowakei auf, um diese in die Tat umzusetzen. Er selbst könnte nur dann etwas tun, wenn ihn Kaltenbrunner hierzu ermächtigte. Er riet uns, mit Kaltenbrunner Fühlung zu nehmen.

Als Beauftragter des Sondereinsatzkommandos erschien in Preßburg SS-Hauptsturmführer Brunner, ein ehemaliger Angestellter eines jüdischen Warenhauses in Wien und einer der kaltblütigsten Mörder im Gefolge Eichmanns.

Gisi Fleischmann beschloß, mit Brunner direkten Kontakt aufzunehmen. Wir selbst fuhren nach Budapest zurück. Aber ein letzter Versuch wurde unsererseits noch einmal unternommen. Grüson wurde überredet, diesmal mit Ingenieur Biss ein viertes Mal nach Preßburg zu

fahren. Er besuchte Brunner und gab ihm zu verstehen, daß die Vernichtung der in der Slowakei noch übriggebliebenen Juden die mit dem Ausland geführten geschäftlichen Verhandlungen gefährden und daher Himmler letzten Endes mißstimmen könnte. Er suggerierte Brunner, mäßig und langsam vorzugehen. Gleichzeitig verlangte er für einzelne »Vertrauensleute« Immunitätsausweise zu ausländischen Verhandlungen.

Am 26. September erreichte uns ein Telegramm Saly Mayers, das ein bedingtes »Ja« enthielt. Becher wollte sich mit dieser Antwort nicht begnügen und meinte, sie sei nicht nur zu wenig positiv, sondern auch zu spät eingetroffen. Jetzt könne er auch nicht mehr helfen. Durch Mayers Verzögerung sei die Vernichtung der Juden in der Slowakei »aus militärischen Gründen« verfügt worden. Außerdem sei die Teilnahme der Juden an dem Aufstand eindeutig erwiesen. Nach weiteren Angaben Bechers hatte Eichmann nach Berlin berichtet, daß Juden im Partisanengebiet volksdeutschen Frauen die Brüste abgeschnitten hätten. Die Atmosphäre in Berlin sei dadurch derart vergiftet, daß er, Becher, über stärkere Trümpfe verfügen müsse, um bei Himmler intervenieren zu können.

Das einzige, was ich im Lauf dieses Gesprächs erreichen konnte, bestand darin, von Becher die Erlaubnis zu einer neuerlichen Reise an die Schweizer Grenze zu bekommen, da ich hoffte, die drohende Gefahr in der Slowakei mit Saly Mayers Hilfe in letzter Minute doch noch abwehren zu können.

So kam es am 28. September zur dritten Grenzbesprechung, die aber ebenfalls erfolglos verlief. Auf dieser Reise begleitete mich als Bechers Beauftragter ein gewisser Ketlitz, da Grüson aus disziplinarischen Gründen — im Zusammenhang mit seinem Auftreten in Preßburg — aus Budapest versetzt worden war.

Saly Mayer schien es fast als persönliche Beleidigung auf-

zufassen, daß man ihm »in dieser verdammten slowakischen Angelegenheit die Hand forcieren« wollte. Er lasse sich nicht erpressen. Nach langen Anstrengungen stimmte er zu, Becher Geld zu versprechen.

Ich ließ durch Ketlitz und Billitz nun einen Bericht an Becher abfassen, in dem es hieß, daß der Joint unter folgenden Bedingungen bereit wäre, den Betrag von fünfzehn Millionen Schweizer Franken, zahlbar in drei Monatsraten, zu leisten:

1. Einstellung der Aktion gegen die Juden in der Slowakei;
2. Verzicht deutscherseits auf die Deportation der Budapestener Juden;
3. sofortige Ausreisewilligung für den Rest der Bergen-Belsen-Gruppe in die Schweiz.

Der Bericht litt an einem grundlegenden Fehler, den Becher sofort erkannte: Die Bedingungen waren nämlich nicht von Saly Mayer, sondern von mir diktiert worden; derjenige, der die Bedingungen stellte, war mit dem Geldgeber also nicht identisch.

Unterdessen ließ Brunner auch in Preßburg die »Aktion« anlaufen. Ins Lager Szered, das ursprünglich für 1500 Personen vorgesehen war, kamen nunmehr Tausende Juden. Auch die Leiter des Judenrates wurden diesmal erfaßt, mit Ausnahme von Gisi Fleischmann und Dr. Kovacs, die man in ihrem Amt belassen hatte, damit sie bei der Versorgung des Szereder Lagers behilflich sein könnten.

Anfang Oktober wurde Gisi Fleischmann jedoch beim Abfassen eines Berichts an Saly Mayer ertappt und ebenfalls in das Konzentrationslager Szered eingeliefert, während es Dr. Kovacs gelang, sich zu verstecken.

Wir hätten gerne zumindest die Leiter des Komitees, die seit Jahren unter den schwersten Bedingungen hervorragende Arbeit geleistet hatten, vor der Deportation be-

wahrt. Ich gab Becher eine Liste mit fünfzehn Namen und bat ihn, diese Personen und ihre Familien in Preßburg zu belassen. Becher versprach, durch Vermittlung Eichmanns diesbezüglich an Brunner zu telegraphieren. Einige Tage danach erfuhr ich jedoch, daß alle Angeforderten, mit Ausnahme von Dr. Oskar Neumann, der eine »arische« Frau hatte, inzwischen bereits zusammen mit den übrigen slowakischen Juden deportiert worden waren.

Ich machte Becher bittere Vorwürfe. Er zeigte mir darauf aus seinem Dossier die Abschrift des Telegrammwechsels zwischen Eichmann und Brunner, die elenden Dokumente dieses von Eichmann geführten zynischen Alibi-Spiels.

Eichmann an Brunner: »Der Joint-Jude Kastner behauptet, die hier angeführten Juden wären in der Lage, Warenlieferungen vorzunehmen. Falls dies der Wirklichkeit entspricht, veranlassen Sie die Belassung dieser Personen in Preßburg und strenge Überwachung derselben.«

Brunner an Eichmann: »Die Behauptung des Joint-Juden Kastner erlogen. Warenlieferung seitens der Juden würde das deutsch-slowakische Verhältnis störend beeinflussen. Die Jüdin Gisi Fleischmann wurde von der slowakischen Polizei erappt, als sie Greuelnachrichten an das Ausland abfaßte. Ich habe das Nötige veranlaßt.«

Der Untergang von Gisi Fleischmann

In Szereed wurde Gisi Fleischmann von Brunner aufgefordert, ihm Einzelheiten über ihre Verbindungen mit den jüdischen Organisationen im Ausland zu erzählen. Zur Belohnung versprach er ihr den ungestörten weiteren Aufenthalt in der Slowakei.

»Ich würde es Ihnen ohne weiteres sagen«, antwortete Gisi, »wenn ich die Gewißheit hätte, daß ich dadurch

meinen unglücklichen Brüdern helfen könnte. Meine persönliche Rettung ist mir jedoch nicht so viel wert.«

»Also, paß auf, Fleischmann!« erwiderte Brunner. »Selbst wenn niemand von hier weggebracht wird, werde ich dich mit einem Sonderzug nach Auschwitz bringen lassen!«

Gisi hatte die Absicht, einen Meißel und Hammer auf ihre Reise mitzunehmen, um unterwegs zu versuchen, aus dem fahrenden Zug auszubrechen. Brunner war jedoch vorsichtig: Er ließ sie in Ketten legen und im Waggon der SS-Begleitmannschaft unterbringen. So kam sie nach Auschwitz, wo sie zuerst photographiert und dann sofort ermordet wurde.

Es hatte den Anschein, als hätte Wisliczeny der armen Gisi – seiner einstigen Verhandlungspartnerin – helfen wollen. Er bat mich, bei Becher zu intervenieren, daß er an die Stelle von Brunner nach Preßburg versetzt werde. Doch Becher erklärte sich als »unzuständig«.

Von den etwa 12 000 bis 13 000 Juden, die um diese Zeit aus der Slowakei deportiert worden waren, kamen 8000 nach Auschwitz, der Rest nach Theresienstadt und Bergen-Belsen. Rabbi Weissmandel gelang es, aus dem fahrenden Zug zu springen. Er schlug sich nach Preßburg durch, wo er sich mit einer kleinen Gruppe von Freunden »verbunkerte«.

Weitere kleine Gruppen konnten rechtzeitig vor der Deportation untertauchen. Sie wurden in Preßburg auf 2000 und in der Provinz auf 3000 geschätzt.

Der schwierige Absprung von der Achse

Die ungarische Regierung, seit Ende August unter der Ministerpräsidentschaft von General Lakatos stehend, bereitete – wieder zögernd und ohne die elementarsten Vorsichtsmaßnahmen der Verschwörertechnik – die Ka-

entgangen. Die Position Ungarns war für den Absprung aber nicht nur strategisch, sondern auch psychologisch ungünstig. Nachdem Italien, Finnland, Rumänien und Bulgarien kapituliert hatten, wollten sich die Deutschen gerade diese Schlappe nicht gefallen lassen.

In diesen Wochen war Ingenieur Komoly fast täglich Gast des Staatssekretärs im Kultusministerium, Nicolaus Meszter, von dem er über die allgemeine Lage und die Aussichten einer eventuellen Waffenstreckung ständig konsultiert wurde. In dem Dilemma der Regierung — sofortige Kapitulation oder Abwarten des russischen Angriffs auf Budapest — mahnte Komoly zur Vorsicht.

Unser Komitee begann bereits im August Vorbereitungen und Vorsichtsmaßnahmen für die verschiedenen Eventualitäten der kommenden Ereignisse zu treffen. Vor allem wurden die Verbindungen zu den einzelnen, im Werden begriffenen Widerstandsgruppen intensiviert. Wir stellten ihnen verschiedentlich Geldmittel zur Anschaffung von Waffen und Munition zur Verfügung. Die in Budapest verbliebenen chaluzeischen Bünde bereiteten sich auf eine bewaffnete Auseinandersetzung mit den Deutschen in den Straßen Budapests vor.

Eine solche Möglichkeit bestand durchaus. Es wäre ein erhabenes Gefühl gewesen, mit der Waffe in der Hand, den deutschen Tyrannen, Seite an Seite mit den ungarischen Aufständischen, hinauszufegen und für die Ausrottung der Juden der ungarischen Provinz Revanche zu nehmen. Was aber, wenn die Deutschen die Oberhand gewannen? Würde es für den jüdischen Rest dann noch Pardon geben?

Und wie wäre die Position unseres Komitees, wenn die ungarische Revolte gelang und die Deutschen Budapest räumen mußten? Insbesondere für mich stellte sich die Frage: Sollte ich Becher folgen, um des Rettungswerkes willen, das wir auf das ganze deutsche Gebiet auszudeh-

Das Internationale Rote Kreuz und die ungarischen Juden

Die Kinder sollten sowohl vor einer eventuellen Deportation wie auch vor dem Hunger, den eine lange Belagerung mit sich bringen konnte, geschützt werden. Eine solche Belagerung warf ihre Schatten durch den immer stürmischer werdenden Vormarsch der Russen bereits voraus.

Für diese Kinder erbaten wir die Hilfe des Internationalen Roten Kreuzes, dieser edlen, in ihrem Machtbereich vielfach begrenzten, aber doch so nützlichen und unentbehrlichen humanitären Institution. Gleich nach dem deutschen Einmarsch hatten wir uns an das IRK gewandt. Wir suchten einen Sprecher, der empfangen und gehört werden sollte, als den Juden alle Türen geschlossen waren, der also an unserer Stelle intervenieren, bitten und – im Namen einer formell noch nicht verleugneten Humanität – auch mahnen konnte.

Das IRK hatte jedoch in den ersten kritischen Monaten keinen Delegierten in Budapest. Der frühere, Jean de Bavier, hatte bereits sein Mandat niedergelegt. Der neue, Friedrich Born, war erst Mitte Mai 1944 in Budapest eingetroffen, als die Deportationen bereits begonnen hatten. Aber wäre der Delegierte auch in Budapest gewesen, er hätte in dieser Zeit nicht viel ausrichten können. Man hätte seine Intervention, als formell-rechtlich unzuständig, von Anfang an abzulehnen vermocht. Die Genfer Konvention, die international-rechtliche Grundlage des IRK, sieht lediglich den Schutz der Kriegsgefangenen, nicht aber den der Zivilbevölkerung vor – unter keinen Umständen aber den Schutz der Zivilbevölkerung gegen die eigene Regierung. In einem vom *Eichmannismus* dominierten Land war wenig Spielraum für humanitäre Aktionen ohne völkerrechtliche Grundlage.

Erst die Landung der Alliierten in der Normandie und ihre Rückwirkung auf Horthy machten Ungarn für

Die Organisation der Kinderheime

So entstand die »Abteilung A« des Internationalen Roten Kreuzes, die insbesondere unter Szalasy eine entscheidende Rolle zu spielen hatte. Zum Leiter dieser Abteilung ernannte Born auf meinen Vorschlag hin Ingenieur Komoly. Der Ernennung stimmte auch der Judenrat zu. Komoly trat sein neues Amt sofort an und organisierte seinen Mitarbeiterstab. Man begann mit der Zusammenstellung von Namenlisten der Kinder, die in den Heimen untergebracht werden sollten. Born kaufte sieben Waggon Zucker und 200 Zentner Teigwaren, die laut Mitteilung Borns später von den ungarischen und deutschen Behörden allerdings beschlagnahmt wurden.

Das IRK sollte noch bei einigen anderen Gelegenheiten eine wichtige Rolle spielen. Wie schon erwähnt, hatte sich die ungarische Regierung prinzipiell bereit erklärt, die Juden Budapests in die Provinz zu überführen und sie dort zur Arbeit zu verwenden. Dabei wünschte die ungarische Regierung offiziell, diese Provinzlager unter die Kontrolle des IRK gestellt zu sehen. Ebenso tauchte die Idee auf, die mit dem gelben Stern bezeichneten »Judenhäuser« als Institutionen des IRK durch Rote-Kreuz-Zeichen zu schützen. Die Regierung Lakatos wagte aber der Deutschen wegen nicht, die gelben Sterne abzuschaffen, und lehnte auch die IRK-Zeichen mit der Begründung ab, sie würden die Souveränität des ungarischen Staates verletzen und gegenüber den Rechtsradikalen »provokierend« wirken.

In Erfüllung der Forderung der ungarischen Regierung, die von den Deutschen bewachten Konzentrationslager unter Aufsicht der ungarischen Behörden zu stellen, wurde das Columbus-Lager am 23. September 1944 Oberstleutnant Ferenczy und Hauptmann Lullay übergeben. Die SS-Wache trat ab. Unsere Bitte, den Schutz des Lagers durch die ungarische Polizei zu gewährleisten,

wurde von Ferenczy mit der Begründung abgelehnt, daß die im Lager befindlichen Juden als ungarische Staatsbürger keines Schutzes bedürften. Das Lager sei auch nicht mehr als Lager, sondern als »jüdisches Haus« zu betrachten. Wir wünschten jedoch den »gelben Stern« auf dem Tor des Lagers nicht angebracht zu sehen und vereinbarten daher mit Friedrich Born, daß das Lager unter den Schutz des Roten Kreuzes gestellt werde. Das Zeichen des IRK wurde am Tor angebracht und die Leitung des Lagers als Personal des IRK qualifiziert.

Die Verteidigung der palästinensischen Fallschirm-Offiziere hatten wir inzwischen einem ungarischen Oberst i. R. anvertraut. Er hätte sie bei der gerichtlichen Verhandlung vertreten sollen, deren Termin wir möglichst hinauszuschieben wünschten. In der politisch gelockerten Atmosphäre der Regierung Lakatos glaubten wir aber, daß es nun möglich wäre, sie durch ein kürzeres Verfahren zu befreien.

Anfang September 1944 wandten wir uns an Oberstleutnant Garzoly vom Generalstab, später an Ministerialrat Dr. Stefan Olah, den Sekretär des Kriegsministers, der in letzter Instanz zu entscheiden hatte.

Ich appellierte ferner an die Hilfe des Delegierten des IRK, Friedrich Born. Nach langen Verhandlungen kam es am 14. Oktober im Arbeitszimmer von Dr. Olah zu einer Beratung, bei der Generalstabsobers Otto Hatz, der ehemalige Militärattaché in Ankara, Oberstleutnant Garzoly, Friedrich Born und ich anwesend waren. Dr. Olah präsierte. Es wurde vereinbart, daß die Palästinenser nächste Woche provisorisch auf freien Fuß gesetzt, das Verfahren gegen sie aber formell fortgesetzt werden sollte. Wir hatten dafür zu haften, daß sie die Hauptstadt nicht verließen und keinerlei Tätigkeit mehr entfalteten.

Am nächsten Tag übernahmen jedoch die Pfeilkreuzler die Macht.

DIE PFEILKREUZLER AN DER MACHT

Das Chaos

Wieder einmal war, wie schon am 19. März, ein Sonntag der Beginn der härtesten Prüfungen für das Land, insbesondere für die darin noch übriggebliebenen Juden, die sich seit Monaten in einem immer wachsenden Optimismus gewiegt und geglaubt hatten, daß ihre endgültige Befreiung nur noch Frage einiger Tage sei.

An diesem Sonntag, dem 15. Oktober, schien die hoffnungsfreudige Stimmung ihren Höhepunkt erreicht zu haben. Um elf Uhr wurde im ungarischen Radio eine Proklamation Horthys verlesen, in der es hieß, daß Ungarn bereit sei, die Waffen zu strecken und den Alliierten ein Kapitulationsangebot zu überreichen. Horthy erklärte, das Dritte Reich behandle Ungarn nur noch als Terrain für seine Nachhutkämpfe und wolle es somit der Zerstörung preisgeben. Er behauptete ferner, daß die ungarische Nation von den Deutschen zu den Judenverfolgungen gezwungen worden wäre.

Die Stimmung, die das Verlesen dieser Proklamation hervorrief, läßt sich kaum beschreiben. Der Mann auf der Straße glaubte, der Friede sei »ausgebrochen«. Die Juden rissen in ungestümer Geste den gelben Stern herunter; die »Arbeitsdienstler« warfen ihre gelben Armbinden weg. Doch es stellte sich bald heraus, daß sowohl Horthy wie auch die Juden voreilig gehandelt hatten. Nach kaum zwei Stunden — denn nur so lange dauerte der Taumel — wurde die Illusion zur furchtbaren Enttäuschung.

Um 13 Uhr marschierten deutsche Truppen in die Hauptstadt ein. Tigerpanzer tauchten in den Straßen Budapests auf. Der Sitz des Reichsverwesers, die Burg, wurde von deutschen Stoßtruppen umzingelt; das Gebäude des ungarischen Rundfunks besetzt. Um acht Uhr erfuhr das Land, daß die Pfeilkreuzler die Macht übernommen hatten.

Was war geschehen? Nikolaus Horthy jun., der Sohn des Reichsverwesers, war durch *agents provocateurs* in eine plumpe Falle gelockt worden. Man hatte ihn zu einer Besprechung mit einem angeblichen Beauftragten Titos eingeladen. Zwischen den zwei Freunden, die den jungen Horthy zu diesem Zusammentreffen begleiteten, und den Gestapo-Offizieren, die zu dem Rendezvous erschienen, war es zu einer Schießerei gekommen. SS-Hauptsturmführer Klages, der die Gestapo-Abteilung geleitet hatte, war durch einen Bauchschuß verletzt worden. Der junge Horthy wurde entführt.

Reichsverweser Horthy fühlte sich als Vater getroffen. Er hatte den ursprünglichen Plan verworfen, Budapest zuerst mit verlässlichen ungarischen Truppen zu besetzen und erst dann den Text der seit zwei Wochen vorbereiteten Kapitulationserklärung zu verlesen. Er verlor die Nerven.

Und genau das wollte die Gestapo. Sie selber löste Horthys »Verrat« aus, als dieser noch gar nicht dazu vorbereitet, der Gegenschlag aber gesichert war. Wieder einmal war eine deutsche Rechnung aufgegangen.

So versäumte Ungarn die letzte Chance, sich aus dem Krieg zurückzuziehen. Auch unsere »Battle of Budapest« schien wieder verloren.

Hier ist nicht der Platz zu einer eingehenden politischen Analyse der entstandenen Situation. Die Deutschen verhalfen den Pfeilkreuzlern zur Herrschaft, da sie die letzten waren, auf die sie sich in Ungarn noch stützen konn-

ten. Sie, die Männer Szalasy, waren bereit, den »Heiligen Krieg für das Neue Europa Seite an Seite mit dem großen Verbündeten Deutschland unter seinem genialen Führer Adolf Hitler bis zum Endsieg« fortzusetzen, in einem Augenblick, da der größte Teil des Landes bereits von den Russen besetzt war und die russischen Artilleriegeschosse in Budapest gehört werden konnten.

Die Pfeilkreuzler selbst nannten ihre – aus der Hand der SS übernommene – Macht »hungaristische Revolution«. Sie trugen grüne Hemden mit den üblichen Riemen. Sie hatten auch eine verschwommene Ideologie, die dem ungarischen Volk unter anderem die Schaffung einer klassenlosen Gesellschaft verhiess. Man wollte seinen Ohren nicht trauen, als man solche und ähnliche Erklärungen aus dem Mund des »Führers der Nation«, Franz Szalasy, vernahm.

Die Deutschen machten sich über ihn lustig. Sie hatten für die Pfeilkreuzler nur tiefe Verachtung übrig. Am 19. März hatte man sie – trotz ihrer nahen Verwandtschaft mit den Nazis – als unernte Elemente »überfahren«. Im Schatten dieser neuen Regierung konnten die Deutschen aber das Land ungestört ausplündern und seine Hauptstadt für Kämpfe aufopfern. Auf ungarischem Boden wollten sie jetzt die Südostgrenze des Dritten Reichs sichern.

Nun konnte sich der Pöbel, die Gefolgschaft der Pfeilkreuzler, austoben. Die Regierung war immer weniger in der Lage, die entfesselte Unterwelt zu meistern. In dem herrenlos gewordenen Land, in dem sich nach und nach jede gesetzliche Ordnung und Disziplin auflöste, spielte man »Revolution«. Ein vollständiges politisches, wirtschaftliches und administratives Chaos folgte. Dieses war besonders dazu angetan, die Greuelthaten der Pfeilkreuzler zu verschleiern. Als ob sie aus Goyas Illustrationen »Les Désastres de la Guerre« herausgetreten wären:

Hinrichtungsszenen in der Novemberdämmerung, Morde im Nebel, in der Nacht und bei hellem Tageslicht. Salven ertönten am Donauufer, und Hunderte, Tausende jüdischer Leichen trieben danach auf der »schönen blauen Donau«.

Die Grünhemden »lösten« die Judenfrage in eigener Regie. In ihren Parteilokalen besaßen sie ihre eigene Polizei, die um jeden Preis die Gestapo nachahmen wollte.

Daß die Juden der Hauptstadt als erste dazu ausersehen waren, diese Pseudo-Revolution zu füttern, lag in der ewigen Ordnung der Dinge.

Um die Rettung der Kinder

Zu den allersten Maßnahmen der neuen Regierung gehörte es, sämtliche den Juden von der Regierung Lakatos gewährten Konzessionen zurückzuziehen. Man verbot den Juden sogar gänzlich, ihre mit einem gelben Stern bezeichneten Häuser zu verlassen. Das Verbot kannte keine Ausnahmen: Auch die Mitglieder und Beamten des Judenrates, die für die verschiedenen Institutionen wie Krankenhäuser, Volksküchen und dergleichen zu sorgen hatten, durften nicht mehr auf die Straße. Man wagte dies aber auch aus anderen Gründen nicht mehr, denn der letzte Rest Sicherheit hatte zu bestehen aufgehört.

Kaum ein paar Stunden nach der Machtergreifung hatten die Schießereien begonnen. An zwei Stellen, in der Népszínház-Straße und am Téleki-Platz, leisteten die Juden bewaffneten Widerstand. Man griff sie mit Panzerwagen und Kanonen an, es gab Hunderte von Toten.

Die Mitglieder unseres Komitees, von Becher zum Teil mit provisorischen Schutzpässen ausgestattet, versuchten nun, die im jüdischen Leben entstandene Lücke auszufüllen und die Funktionen des Judenrates zu übernehmen.

Nun hatten wir auch für das weitere Funktionieren der jüdischen Institutionen zu sorgen.

Unsere allergrößte Sorge aber galt den jüdischen Kindern. Sie sollten unter allen Umständen vor dem Schlimmsten bewahrt werden. Im Büro in der Merlegasse 4 stand zu diesem Zweck glücklicherweise eine rechtzeitig vorbereitete Organisation zur Verfügung. Im Eiltempo wurden weitere Häuser gemietet, Villen gekauft und über Nacht in Kinderheime des Internationalen Roten Kreuzes umgewandelt.

Das Büro der »Abteilung A« stand unter der Leitung von Otto Komoly. Er, Hansi Brand, Sulem Offenbach und Zoltan Weiner arbeiteten mit einer verwegenen Schar von Chaluzim daran, die Kinder in Sicherheit zu bringen. Sie drangen in die geschlossenen Häuser ein, schlepten die Kinder heraus und brachten sie in Kinderheime. Tausenderlei Kniffe wurden angewendet. Einige zogen die Uniform der Pfeilkreuzler oder der Levente, einer ungarischen, para-militärischen Judenorganisation, an; andere verkleideten sich als ungarische Eisenbahnbeamte. Manchmal zeigten sie einen offenen Befehl des Judenkommandos mit der gefälschten Unterschrift Eichmanns vor.

Als man den Juden später eine Ausgeherlaubnis von einer Stunde bewilligte, drängten sich jüdische Mütter in langen Reihen vor dem Büro in der Merlegasse, um ihre Kinder dort abzuliefern und sie damit nach Möglichkeit sicherzustellen.

Zur Beförderung der Kinder in die Heime stellten wir drei Personautos in Dienst, die gefälschte deutsche Nummernschilder trugen.

Das Büro in der Merlegasse wurde zu einem ebensolchen Begriff, wie es vorher das Columbus-Lager gewesen war. Arbeit und Aufgaben der »Abteilung A« wuchsen von Stunde zu Stunde. Schon in kurzer Zeit arbeiteten etwa

250 Beamte in acht Räumen. Weitere 300 Personen waren in den Kinderheimen beschäftigt, deren Zahl sich jetzt auf 35 belief. In diesen Kinderheimen waren schließlich 5000 bis 6000 Kinder untergebracht.

An den Kinderheimen wurde das Schild des IRK angebracht. Die Mitarbeiter erhielten Schutzpässe vom IRK. Sie lauteten zumeist auf falsche Namen, denn die Mitarbeiter hatten sich außerdem auch noch mit falschen Papieren »arisiert«. Dennoch gehörte ein gutes Stück persönlichen Mutes dazu, täglich an der Arbeitsstätte zu erscheinen – abgesehen von den Gefahren, welche die täglichen Bombardements aus der Luft und die Schießereien auf den Straßen mit sich brachten.

Zur Zeit des pfeilkreuzlerischen Umsturzes lebten noch immer Flüchtlinge aus Polen, der Slowakei und Jugoslawien in beträchtlicher Menge in Budapest, doch war ihre genaue Zahl infolge des herrschenden Chaos nicht zu ermitteln. Etwa 700 bis 800 polnische Juden, einige hundert Slowaken und etwa 70 bis 80 Jugoslawen wandten sich an uns um finanzielle Unterstützung und Schutz.

Die Unterstützung dieser Schützlinge erfolgte vom Büro in der Merleggasse unter Leitung von Offenbach, während Dr. Osterweil – selbst ein polnischer Flüchtling – für die zirka hundert polnisch-jüdischen Kinder, zumeist Waisen, zu sorgen hatte, die in zwei Heimen untergebracht worden waren.

Von den Leitern der jüdischen Spitzenorganisationen waren Stern und Dr. Wilhelm – da sie seit dem Zwischenfall im August von Eichmann besonders verfolgt wurden – jetzt gezwungen, im Hintergrund zu bleiben. Die Fäden liefen in den Händen Wilhelms zusammen, der im Gebäude der Schweizer Gesandtschaft Zuflucht gefunden hatte. Nach außen hin trat von nun an der immer aktiver auftretende Ludwig Stöckler hervor. Er und Eugen Bauer koordinierten später die Arbeit des reor-

ganisierten Judenrates und der »Abteilung A«, wodurch auch die Tätigkeit in den Kranken- und Waisenhäusern, Volksküchen und Kinderheimen weitergeführt werden konnte.

»Im Trümmerschatten des Reichs«

Zwei Tage nach dem Umsturz, es war am 17. Oktober, traf Eichmann in aller Eile, per Flugzeug aus Berlin kommend, in Budapest ein. Er befahl mich in das Büro Bechers, wo er sich folgendermaßen vernehmen ließ:

»Na, sehen Sie, ich bin wieder da! Sie haben sicher schon geglaubt, daß sich die Geschichte Rumäniens und Bulgariens auch hier wiederholen wird?! Sie haben anscheinend vergessen, daß Ungarn noch immer im Trümmerschatten des Reichs liegt! Und unsere Hände sind lang genug, um auch die Budapester Juden noch zu erreichen...! Nun, passen Sie mal auf! Diese Regierung arbeitet nach unseren Befehlen. Ich werde sofort mit Minister Kovarcz (dem Beauftragten für die Judenfrage) Kontakt aufnehmen. Die Budapester Juden werden abtransportiert und zwar diesmal zu Fuß. Unsere Transportmittel brauchen wir jetzt für andere Zwecke. Wenn Sie uns aber eine entsprechende Anzahl von Lastautos zur Verfügung stellen, so könnte der Abtransport auch mittels dieser Fahrzeuge erfolgen... Oder paßt Ihnen das vielleicht nicht? Sie haben Angst, Gell? Kommen Sie aber dann ja nicht mehr mit Ihren amerikanischen Märchen. Jetzt wird hier gearbeitet, stramm und hurtig! Gell?«

Er schien in diesem Augenblick der glücklichste Mensch auf Erden zu sein. Denn jetzt fühlte er sich wieder in seinem Element. Er »hatte« die Budapester Juden. Übrigens war er diesmal, wie meistens in der letzten Zeit, betrunken. Er ließ sich auch besonders scharf bewachen.

In der programmatischen Regierungserklärung Szalasy, die am 17. Oktober verkündet wurde, hieß es ursprünglich, daß die Juden für Ungarn arbeiten müßten, aber im Land belassen würden. Zwei Tage später, am 19. Oktober, wurde diese Regierungserklärung, unter einem Vorwand, nochmals in der Presse veröffentlicht, wobei der Satz »Die Juden werden im Land belassen« fehlte. Diese »Berichtigung« war auf eine energische Intervention Eichmanns zurückzuführen. Verschiedene Anzeichen und Ereignisse sprechen übrigens dafür, daß Franz Szalasy, der verworrene Führer der Pfeilkreuzler, in der Judenfrage sonderbarerweise einen weniger unnachgiebigen Standpunkt vertrat als das Triumvirat Sztojay — Endre — Baky.

Mit Becher in der Schweiz

Mit der Machtergreifung der Pfeilkreuzler hatten die Deutschen wieder das entscheidende Wort über das Schicksal der Budapester Juden zu sagen. Als eine Art Gegenspieler Eichmanns sollte Becher nun zeigen können, wie weit er bereit und imstande war, mäßigend einzugreifen.

Becher tat uns zwar kleinere Gefälligkeiten, lehnte es aber ab, sich gegen den neuen Kurs zu exponieren. Er sagte: »Was soll ich von weiteren Auslandsverhandlungen erwarten, wenn Ihre Freunde nicht einmal imstande sind, mir ein Einreisevisum in die Schweiz zu verschaffen?!«

Dieser Frage folgte ein wiederholtes Hin- und Hertelegraphieren. Endlich, am 25. Oktober, langten die Einreisevisen an. Diesmal würde also nicht »auf der Brücke« verhandelt werden.

Trotz allen früheren Erfahrungen sahen wir der Schweizer Reise hoffnungsvoll entgegen. Es schien uns absurd, anzunehmen, daß der Zusammenbruch des Budapester

Judentums, die fürchterliche Art, in der dies geschehen war, nicht genügt haben könnte, ein positives Auftreten unserer Freunde im Ausland herbeizuführen. Die Katastrophe in Budapest mußte abgewehrt werden.

Wir verließen Budapest in Begleitung Dr. Billitz' am 27. Oktober. Gleichzeitig flog Becher mit seinem neuen Adjutanten Herbert Ketlitz zu Himmler, um sich für die Schweizer Verhandlungen, denen er sich anzuschließen wünschte, die nötigen Vollmachten zu holen.

Am 29. Oktober trafen wir abends in St. Gallen ein. Saly Mayer empfing uns mit bitteren Vorwürfen, weil wir von unserer Ankunft auch Nathan Schwalb, den Vertreter des Hechaluz, benachrichtigt hatten. Er hielt uns dann einen Vortrag über die Schwierigkeiten seiner Arbeit und erklärte schließlich, »sein Mandat niederlegen« zu wollen. Niederlegen — jetzt?!

Diesmal auf eine sachlich ablehnende Antwort vorbereitet, entwickelte Dr. Billitz hierauf seinen Plan, der nach seiner Ansicht geeignet war, sowohl Becher gegenüber Berlin zu decken wie auch die bisherigen Verhandlungen — bei Respektierung des alliierten Standpunkts sowie der Neutralität der Schweiz — vom toten Punkt wegzubringen.

Der Plan lief darauf hinaus, die Schweizer Regierung zu veranlassen, das auf Grund des laufenden ungarisch-Schweizer Handelsvertrags noch nicht abgelieferte Kontingent an Textilien, Medikamenten, Lebensmitteln usw. nach Budapest abzufertigen. Da die Genehmigung seitens der Alliierten bereits vorlag, glaubten wir, durch die Lieferung dieser Waren eine Chance für die Juden Budapests haben zu können.

Saly Mayer war von dem Plan nicht begeistert. Er erklärte, daß es nicht an ihm, sondern an der Schweizer Bundesregierung läge, die Ausfuhrbewilligung für diese Waren zu erteilen.

Dr. Billitz, dem St. Gallen als Wohnort zugewiesen worden war, fuhr in dieser Sache wiederholt nach Bern. Im Verlauf seiner Verhandlungen mit Ministerialrat Dr. Ebrar erhielt er die prinzipielle Zustimmung der Schweizer Behörden zu dieser Transaktion. Zur Realisierung seines Planes kam es jedoch nicht.

Als Dr. Billitz die Nachricht erhielt, russische Truppen seien bei Kispeszt vorgestoßen, fuhr er nach Budapest zurück, ehe noch der Plan in eine konkrete Formulierung gebracht werden konnte.

Am 2. November 1944 traf Becher in Zürich ein. Lächelnd erklärte er, daß die Räder jetzt rollten, nachdem Himmler bereits Befehl zur Abfahrt der Bergen-Belsen-Gruppe erteilt hätte. »Vielleicht sind sie schon unterwegs...«, fügte er hinzu.

Am Samstag, dem 4. November mittags, fand im Hotel Walhalla in St. Gallen die erste sachliche Besprechung statt. Becher hielt einen langen Vortrag und schlug manchmal bei ihm ungewohnt scharfe Töne an. Er erklärte:

1. Die slowakischen Juden seien »aus militärischen Gründen« ausgerottet worden;
 2. die Juden Budapests würden zwecks Arbeitseinsatz ins Reich überführt;
 3. Himmler sei bereit, darüber zu verhandeln, außer der Bergen-Belsen-Gruppe noch weitere Kontingente von Juden aus den Konzentrationslagern freizugeben und in die Schweiz ausreisen zu lassen;
 4. Himmler sei ferner bereit, darüber zu verhandeln, daß gewisse Kategorien von in Deutschland lebenden Juden als bevorzugte Ausländer, Zivilinternierte oder Kriegsgefangene behandelt und vom Internationalen Roten Kreuz betreut würden;
 5. Himmler bestehe allerdings auf der sofortigen Lieferung der als Gegenleistung vorgesehenen Waren.
- Abschließend erklärte Becher, daß er sich nicht in eine

dilatatorische Behandlung des Fragenkomplexes einlassen könne, sondern eine eindeutige Stellungnahme verlangen müsse.

In seiner Antwort sagte Saly Mayer, er müsse die Angelegenheit vom Standpunkt der Schweizer Neutralität betrachten. Er schlug Becher vor, nicht weiter von »Menschenhandel« zu sprechen. Becher war damit einverstanden, in Zukunft von »Leistung und Gegenleistung« zu reden. Auf Worte käme es ihm nicht an.

McClelland und Becher

Am nächsten Tag ereignete sich etwas, das dazu angetan war, den bereits allzu nervösen und ungeduldig gewordenen Becher zu beruhigen.

Für Sonntagabend wurde im Hotel Savoy in Zürich eine Zusammenkunft zwischen Roswell McClelland und Kurt Becher arrangiert.

Der Vertreter Präsident Franklin D. Roosevelts und der Beauftragte Himmlers saßen einander an einem Verhandlungstisch gegenüber: die Vertreter zweier Welten, die sich einen entscheidenden Kampf auf Leben und Tod lieferten.

Beide jung, um die Mitte der Dreißigerjahre. Der War Refugee Board hätte zu dieser Besprechung kaum einen würdigeren Vertreter entsenden können; McClelland, der Quäker, ein Humanist par excellence, nüchterner Diplomat von hoher Bildung, dem die europäische Juden- tragödie in all ihren Einzelheiten bekannt war. Auf der anderen Seite Becher, bedacht auf das Prestige des Dritten Reichs, Vertreter einer mechanisierten Denkart, an einer verlorenen Sache hängend und doch auf der Suche nach etwas, was er noch lange nicht auszusprechen wagte.

Beide erschienen inkognito.

Becher besaß Himmlers vorherige Zustimmung. Ob McClelland nicht aus eigener Initiative gehandelt hat, weiß ich noch heute nicht.

McClelland sprach offen. Er war ruhig, aber hart. Er erklärte, daß der einfache Mensch nichts für ein Regime übrig haben könne, das den kalten Mord zur Staatsraison erhoben hatte.

Becher verteidigte sich, erhob Gegenanklagen. Er sprach von den Bombardements der Alliierten, denen Millionen deutscher Frauen und Mütter bereits zum Opfer gefallen wären.

»Doch nicht deswegen sind wir da«, sagte McClelland. »Ich möchte helfen. Ich bin bereit zuzustimmen, daß zu diesem Zweck zwanzig Millionen Franken in der Schweiz deponiert werden. Der Joint will sie besorgen. Sie wollen Waren, doch Sie erwarten bestimmt nicht, daß Ihnen der Joint diese Waren besorgen soll. Das Dritte Reich muß diese Einkäufe allein tätigen. Ich behalte mir das Recht vor, die Wareneinkäufe sowie die Gegenleistungen auf deutscher Seite zu kontrollieren. Die Genehmigung der Ausfuhr dieser Waren ist eine Angelegenheit der Schweizer Regierung. Unter Umständen wäre ich aber bereit, Schritte beim Bundesrat zur Erteilung einer solchen Genehmigung zu unternehmen.

Dann kam die Rede auf die deutschen Gegenleistungen. McClelland verlangte die Respektierung, die Achtung des menschlichen Lebens, das Am-Leben-Erhalten aller Zivilpersonen, die sich in den Händen der Deutschen befänden, ohne Rücksicht auf Rasse, Religion und Nationalität.

Becher erklärte, er werde dem »Reichsführer-SS« McClellands Punkte vorlegen und hoffe, daß diese berücksichtigt würden. Schließlich wurde vereinbart, daß Ketlitz, der Begleiter Bechers, in der Schweiz verbleiben würde, um Bareinkäufe zu tätigen. Das Gespräch ging gegen ein Uhr nachts zu Ende.

Der Bluff mit den zwanzig Millionen Franken

Damit Becher den Eindruck gewänne, daß es diesmal nicht nur um leere Worte ging, zeigte ihm Saly Mayer ein Telegramm. Es war von Cordell Hull, dem damaligen amerikanischen Außenminister, unterzeichnet. Laut diesem Telegramm genehmigte das State Department dem Joint die Überweisung von fünf Millionen Dollar in die Schweiz. Diese Summe sollte unter der Aufsicht des War Refugee Board für Rettungszwecke verwendet werden. Dieses Telegramm war für Becher besonders wichtig. Obwohl in ihm nicht die Rede davon war, daß die fünf Millionen Dollar (etwas mehr als 21 Millionen Schweizer Franken) zu Warenlieferungen für das Reich dienen sollten, war er nun anzunehmen geneigt, daß das Geschäft, »sein Geschäft«, nun doch »ins Rollen« komme. Er wollte es glauben — weil es seinen Wunschträumen eher entsprach als die Erkenntnis, daß er bloß einer neuen Etappe in einem konsequent geführten diplomatischen Spiel gegenüberstand.

Besonders beeindruckt war er aber von der Aussprache mit McClelland. Nun konnte er Himmler melden, daß es ihm gelungen sei, persönlichen Kontakt mit einem Sonderbeauftragten Roosevelts aufzunehmen. Vage und unausgesprochene Hoffnungen klammerten sich an diesen Kontakt, geheime Wünsche für eine politische Annäherungsmöglichkeit und ein eventuelles persönliches Alibi, die um so intensiver wurden, je schlimmer es dem Dritten Reich auf den Schlachtfeldern erging.

Von dieser Seite aus gesehen, bedeutete unsere Schweizer Reise also einen ungeheuren Schritt nach vorwärts.

Und was bedeutete sie für unsere Rettungsarbeit? Früher oder später, in einigen Wochen oder Monaten, würde Becher erfahren, daß ihm für dieses Geld keine Ware zur Verfügung stand. Würden Versprechungen aber

ausreichen, um die »Himmler-Linie« bis zum Zusammenbruch des Reichs halten zu können? Würden die weiteren militärischen Rückschläge des Reichs Himmler unterdessen dazu bewegen, auch ohne geschäftliche Gegenleistungen in der Judenfrage nachzugeben?

Ob diese Fragen positiv oder negativ zu beantworten waren – eines stand fest: Die vielleicht nur vorübergehend bleibenden Erfolge der Schweizer Reise mußten unter allen Umständen zur Erreichung sofortiger Konzessionen ausgenützt werden.

McClelland hatte von Becher »die Respektierung des Lebens aller Zivilpersonen« gefordert und das Gespräch damit in die Sphären einer höheren Humanität gehoben. Auf diese Weise hatte er einen indirekten Protest der Menschheit gegen die von den Nazis überall im besetzten Europa angewandten Methoden gegenüber allen niedergeworfenen Völkern zum Ausdruck gebracht. Nun ging es auch um die Verteidigung des Lebens von Holländern, Franzosen und Polen – um das Recht des Menschen zum Leben überhaupt, auch wenn dieser Mensch nicht der »Herrenrasse« angehörte. In der Formulierung McClellands war auch die Ablehnung enthalten, die Juden als Tauschobjekt, als »Fonds de commerce« der Deutschen zu betrachten. Es war eine moralisch und politisch tadellose Konstruktion, würdig des Vertreters der Vereinigten Staaten und von hohem erzieherischem Wert. Sie gab aber keine Antwort auf die Frage, die uns in erster Linie interessierte: Wird diese Formulierung Himmler und seine Nazis zur Einstellung ihrer Vernichtungspolitik veranlassen? Wird sie das Dritte Reich dazu bewegen, die Morde in den Konzentrationslagern, die Deportation der Budapester Juden und die Vergasungen sofort einzustellen und das jüdische Leben zu respektieren, »ohne Rücksicht auf Rasse oder Religion«?

McClelland, der Amerikaner und Vertreter Roosevelts, der von Hitlers Propaganda beschuldigt wurde, den

nachwirft?« erwiderte Saly Mayer und schlug dabei mit der Faust auf den Tisch.

Einige Sekunden lang war es still. Dann sagte Becher, der blaß geworden war: »Herr Mayer scheint seine Nerven verloren zu haben.«

Es wurde nicht weiter verhandelt.

Saly Mayer und Ketlitz begleiteten uns bis zum Schweizer Zollhaus in St. Margrethen.

Kaum hatten wir wieder deutschen Boden betreten, als mir Becher meinen Reisepaß wegnahm.

Mein »deutscher Fremdenpaß« war von der Deutschen Gesandtschaft in Budapest für die Schweizer Reise ohne den Vermerk »Jude« ausgestellt worden.

Dann bestiegen wir seinen Mercedes.

Becher versucht Himmler zu entlasten

Es ist mir nicht klar, ob es die lange Reise — über Nürnberg und Wien nach Budapest — oder andere Gründe waren, die Becher zum erstenmal veranlaßten, offener, wenn auch mit bestimmter Tendenz, über die innerpolitische und militärische Lage Deutschlands zu mir zu sprechen.

Als wir bei der Judenfrage angelangt waren, fragte Becher, was das Ausland wohl über die Zahl der vom Dritten Reich vernichteten Juden dächte. Ich nannte die Ziffer von fünf bis sechs Millionen.

»Unsinn! Und das Ausland denkt vielleicht auch, daß ausschließlich Himmler daran schuld ist?«

»Hitler und Himmler.«

Becher versuchte Himmler in Schutz zu nehmen: »Wissen Sie, daß Himmler die Juden noch in keiner einzigen seiner Reden beschimpft hat? Man hat den »Reichsführer« zu verschiedenen Maßnahmen gezwungen, die nicht in seiner Absicht waren. Er ist im Grunde genommen ein

gutherziger Mensch und kein Massenmörder. Auch jetzt weiß man wenig davon, wie schwer es der »Reichsführer« hat, wenn es sich darum handelt, irgendeine Anordnung zu treffen, um die Lage der Juden zu erleichtern. So versuchen Kaltenbrunner und andere SS-Führer alles, um meine Aktion bei Himmler anzuschwärzen und zu vereiteln; die einen aus Fanatismus, die anderen aus Eifersucht. Die Vertrauensmänner der Gestapo in der Schweiz haben von Kaltenbrunner Auftrag erhalten, meine Verhandlungen mit dem Joint zu kontrollieren.«

Hier nannte er insbesondere einen Schweizer Agenten T., der schon seit Wochen bemüht war, sich Saly Mayer »zur Verfügung zu stellen«.

Becher fuhr fort: »Auf Himmlers Tisch liegen bereits Meldungen, wonach ich mich vom Weltjudentum blaffen lasse.«

Es war nicht üblich, daß ein hoher SS-Offizier einen Juden in das Intrigenspiel des inneren SS-Betriebs hineinblicken ließ. Wenn Becher, ein dekoriertes Offizier der Waffen-SS, auch aus einem anderen Holz geschnitzt war als die professionellen Massenmörder der politischen SS, so war ein persönlicher Kontakt zwischen ihm und einem Juden, schon seines Ranges und seiner Position wegen, nicht möglich. Ein solcher Kontakt, wenn auch offiziell genehmigt, konnte selbst ihm lebensgefährlich werden. Die Gestapo war auf der Hut. Sie spionierte auch innerhalb der SS, denunzierte und ermordete erbarmungslos jeden, der es gewagt hatte, »von der Linie abzuweichen«.

In dieser Lage, in der ein Jude nichts oder nicht viel, der deutsche Verhandlungspartner jedoch alles bedeutete, sollten wir mit viel Takt und Vorsicht denen das Spiel erleichtern, die zur Hilfe gewillt waren. Von persönlichen Imponderabilien hing es vielfach ab, ob jüdischerseits etwas zu erreichen war oder nicht.

Schutzpässe

die schwedischen Diplomaten für die Juden ein. Eine hervorragende Pionierarbeit unter ihnen wurde von Raoul Wallenberg geleistet. Als erster setzte er beim ungarischen Innenminister durch, daß 4500 ungarischen Juden, denen Schweden Einreisevisa erteilt hatte, als »Kandidaten auf schwedische Staatsbürgerschaft« gewisse Begünstigungen gesichert wurden. Wallenberg war nach Budapest im Auftrag des War Refugee Board gereist; seine Arbeit wurde vom Joint finanziert. Der päpstliche Nuntius, der spanische und der portugiesische Geschäftsträger sowie der Delegierte des IRK hatten im Augenblick der Machtergreifung durch die Pfeilkreuzler ebenfalls ihre Schützlinge. Nur die Türken unternahmen in dieser Beziehung überhaupt nichts.

Als die Deportation unvermeidlich schien, sorgten der Schweizer Konsul Lutz, Raoul Wallenberg und der Delegierte des IRK, Friedrich Born, durch gemeinsame Intervention bei Außenminister Baron Gabriel Kemeny dafür, daß die Inhaber von »Schutzbriefen« nicht ausgehoben, sondern in ihren Wohnungen belassen würden. Born setzte ferner durch, daß Krankenhäuser und Kinderheime auch formell unter den Schutz des Internationalen Roten Kreuzes kamen.

Der schwedische Gesandte Danielson, der päpstliche Nuntius Angelo Rotta, der Schweizer Konsul Lutz und der Vertreter des IRK, Friedrich Born, intervenierten und protestierten fast täglich bei den einzelnen Regierungsmitgliedern gegen die Exzesse der Pfeilkreuzler.

Die offiziell anerkannte Zahl der »Schutzpässe« belief sich auf etwa 15 000. Als die Deportationen begannen, war fast jeder zweite Budapester Jude schon im Besitz eines solchen; manche besaßen auch drei bis vier verschiedener Nationalität. Der Grund hierfür lag einerseits darin, daß die neutralen diplomatischen Vertretungen selbst mehr »Schutzpässe« ausstellten als ihnen »erlaubt« war, und

schuf ebenfalls eine Kategorie von »bevorzugten« Juden. Gabor Vajna, der Innenminister der Pfeilkreuzler, folgte diesem Beispiel.

Die pfeilkreuzlerische Regierung war von keinem neutralen Staat — außer der Türkei — *de jure* anerkannt worden. Die Interventionen zugunsten der Juden bedeuteten für Außenminister Kemeny die einzige diplomatische Tätigkeit; denn diese Interventionen kamen einer *de facto*-Anerkennung nahe. Kemeny hatte den Ehrgeiz und die Hoffnung, durch kleine Konzessionen in der Judenfrage auch die formelle Anerkennung seiner Regierung durchsetzen zu können. In diesem Sinn richtete er auch eine Note an die neutralen Vertreter.

Daß die Deutschen zu diesen Konzessionen ebenfalls ihre Zustimmung gaben, glaube ich mit unserer Aktion erklären zu dürfen.

Die geschäftlichen Verhandlungen der Deutschen mit den Juden bildeten längst kein Geheimnis mehr. Die neutralen Diplomaten wußten davon, denn wir hatten sie informiert und auf dem laufenden gehalten. Die früher praktizierte absolute Intransigenz der SS war bereits gebrochen. Sie wurde manchmal auch zu Konzessionen ohne »Gegenleistungen« bereit.

Hinzu kam, daß die neuen Judenverfolgungen nicht mehr der Sympathie und Mitarbeit der ungarischen Zivilbevölkerung begegneten, wie dies in den Zeiten von Endre und Baky der Fall gewesen war. Auch manche Hausmeister waren nüchterner geworden und drückten ein Auge zu, wenn sich Juden verstecken wollten — die russische Armee stand schon in unmittelbarer Nähe . . .

Der Fußmarsch

Am 8. November erreichten wir wieder Budapest. Es war der Tag, an dem Eichmann wieder mit den Deportata-

tionen begann. Zuerst wurden die Leute in eine Ziegelei gebracht, wo sich bereits mehr als fünftausend Menschen, darunter auch eine große Anzahl von Kindern und Greisen, befanden.

Ich alarmierte sofort Becher und bat ihn, unsere Schnellschritts-Konvention respektieren zu lassen. Becher ließ Eichmann zu sich kommen und forderte ihn auf, die Altersgrenze zu beachten.

Am nächsten Tag fand im Innenministerium eine Konferenz statt, an der ungarischerseits der pfeilkreuzlerische Polizeichef Solymossy, Oberstleutnant Ferenczy und Lullay und deutscherseits Eichmann, Hunsche und Dannecker teilnahmen. Zur allgemeinen Überraschung erklärte Eichmann, daß er nicht bereit sei, Kinder, Greise und kranke Juden zu übernehmen.

»Was sollen wir denn mit ihnen anfangen?« fragte Ferenczy.

»Was denken Sie eigentlich? Daß das Deutsche Reich ein Kinderheim oder Altersasyl ist?!« erwiderte Eichmann in dem ihm eigenen zynischen Spott.

Die in der Ziegelei befindlichen Kinder und Greise wurden nun ausgewählt und mit den Kranken gemeinsam zurückgeschickt. Dagegen setzte man die als »marsch- und arbeitsfähig« befundenen Personen, mit 70 Prozent Frauen, gruppenweise auf der Landstraße Budapest-Wien in Marsch. Von Soldaten und Pfeilkreuzlern bewacht, mußten Männer und Frauen in Regen und Schnee 180 km zu Fuß zurücklegen. Wer zurückblieb, wurde erschossen. Die Unglücklichen warfen unterwegs ihr Gepäck, das Lebensmittel und Kleidung enthielt, weg, nur um sich weiterschleppen zu können. Sie übernachteten unter freiem Himmel und bekamen während einer Woche kaum zweimal eine warme Suppe. Tausende gingen an Erschöpfung zugrunde und Hunderte wurden erschossen.

Für U. ist Es ein Wunsch mit ihm in dem Graphen Becher steht —

Sechs bis sieben Tage lang dauerte dieser grauenvolle Marsch.

Diejenigen, die ihn überstanden, waren kaum mehr als Menschen zu erkennen.

Die Auslieferung der »Arbeitsdienstler«

Unter dem Regime der Pfeilkreuzler glückte es Eichmann endlich, seinen langgehegten Traum zu realisieren, der »Arbeitsdienstler« habhaft zu werden. Der neue Kriegsminister Beregfi lieferte sie dem Judenkommando aus. Man ließ sie sammeln und größtenteils ebenfalls zu Fuß in Richtung zur österreichischen Grenze marschieren.

Vielen Hunderten gelang es, während des Marsches zu flüchten, besonders denjenigen, die Budapest passiert hatten.

Manchen von ihnen verhalfen die kommandierenden ungarischen Offiziere und Unteroffiziere hierzu. In Budapest wurden sie mit individuellen »Schutzpässen« versehen. Manchmal wurden auch kollektive Schutzpässe für ganze Kompagnien ausgestellt. Dabei halfen Konsul Lutz und Wallenberg eifrig mit. Auch das Palästina-Amt und unser Büro waren bei der Beschaffung, Verfertigung und Bereitstellung dieser »Schutzpässe« behilflich.

Wisliczeny war von Eichmann an die ungarisch-österreichische Grenze abkommandiert worden, um die Budapester Juden auf der deutschen Seite in Empfang zu nehmen.

Er wollte auch diesmal seinen guten Willen dokumentieren und versprach, bevor er sein neues Amt antrat, daß er erschöpfte und kranke Juden nicht übernehmen, sondern nach Budapest zurückdirigieren würde.

Etwa um den 10. November 1944 herum tauchte Wisliczeny plötzlich in Budapest auf und machte mich darauf

Schutzpässe

aufmerksam, daß Eichmann außerordentlich aufgeregt sei, weil er in Budapest nicht die erhoffte Zahl Juden vorgefunden habe. Schon die Deportationen aus der Provinz waren für ihn eine Enttäuschung gewesen, war es ihm doch nicht einmal gelungen, eine halbe Million Juden aufzutreiben. Er hatte sich eingebildet, daß Hunderttausende Juden aus der Provinz nach Budapest geflüchtet wären und sich dort versteckt hielten. Er hatte gehofft, sie jetzt in die Hand zu bekommen.

»Geschützte« Häuser

Als Eichmann erkannte, daß sich auch eine große Anzahl arbeits- und marschfähiger Juden im Besitz von »Schutzpässen« befand — was ihn daran hinderte, Hand an sie zu legen —, entschloß er sich, allgemein den Kampf gegen Schutzpässe und Altersgrenze aufzunehmen. Vorerst wollte er die in Zirkulation befindlichen Pässe auf ihre Echtheit hin kontrollieren. Er veranlaßte daher, daß Inhaber von »Schutzpässen« aus ihren Wohnungen in bestimmte Häuser umgesiedelt wurden.

In diese sogenannten »geschützten« Häuser strömten nun 40 000 bis 50 000 Menschen, die auf Treppen, Dachboden und in Kellern hausten. Sie alle waren im Besitz von Schutzpässen — echten und gefälschten.

Gleich am Tag unserer Rückkehr aus der Schweiz hatte ich Konsul Lutz über die Vereinbarung mit Becher hinsichtlich der Altersgrenze berichtet. Ich schlug ihm vor, die legal anerkannten 7800 Schutzpässe der Schweizer Gesandtschaft nur solchen Personen auszustellen, die auf Grund ihres Alters von der Deportation bedroht waren, sie also nicht an Kinder oder Greise auszugeben, die jetzt als relativ geschützt gelten konnten.

Soweit ich weiß, wurde dieser Rat nicht befolgt. Zu Ver-

einbarungen mit der SS hatte man verständlicherweise eben kein Vertrauen.

Massen von Budapester Juden und Hunderte von »Arbeitsdienstlern« suchten in diesen Wochen Schutz in der vermeintlichen Sicherheit des Columbus-Lagers.

Auch diejenigen Menschen, die sich aus der Provinz gerettet und in der hoffnungsvollen Stimmung der August- und Septembertage das Lager verlassen hatten, um in Privatwohnungen zu ziehen, kamen zurück. Etwa 800 Kleinkinder, für die es in den Kinderheimen keinen Platz mehr gab, mußten wir ebenfalls in diesem Lager unterbringen. So stieg die Zahl seiner Insassen in einigen Tagen auf mehr als 3500. Wir waren nicht imstande, den Massenzustrom zu verhindern, obwohl wir darauf hinwiesen, daß das Lager lediglich den fragwürdigen Schutz des Internationalen Roten Kreuzes genoß. Die verängstigten Juden zogen das Lager aber ihren Privatwohnungen vor. Und tatsächlich wurden zwar die ihm benachbarten Häuser geräumt, während das Lager selbst unbehelligt blieb, obwohl es dort längst keine SS-Wache mehr gab.

Während des Sommers war das Lager ausgebaut und mit einem Krankenrevier, einer Ambulanz und sogar mit einer Badebaracke ausgestattet worden. Mit Rücksicht auf die erwartete Belagerung Budapests waren Lebensmittelvorräte für zwei bis drei Monate eingelagert worden.

Für die Aufnahme und Unterbringung einer so großen Masse von Menschen war das Lager dennoch nicht eingerichtet, und so wurden jetzt auch Gänge und Treppen als Schlafstätten verwendet.

Die Frage der Sicherheit stellte uns vor das größte Problem. Offiziell stand das Columbus-Lager unter dem Schutz des Internationalen Roten Kreuzes, dessen Delegierte der Regierung meldeten, daß in der Columbusgasse etwa 1000 Juden ihre Auswanderung abwarteten. Diese Meldung war von den Pfeilkreuzlern zur Kenntnis ge-

nommen worden. Wir befürchteten nun, daß das mehrfache Übertreten der von den Behörden genehmigten Zahl früher oder später als Vorwand zu einem Eingreifen dienen könnte.

Um den Insassen vor den »unverantwortlichen« Überfällen pfeilkreuzlerischer Banden Schutz zu bieten, organisierten wir einen Selbstschutz, der aus jungen Zionisten und geflüchteten »Arbeitsdienstlern« bestand. Diese Schutztruppe traf auch alle Vorbereitungen, um im Fall einer Belagerung der Hauptstadt in der Lage zu sein, mit Waffen in die Straßenkämpfe einzugreifen.

Lagerleiter Moskovics und Lagerarzt Dr. Rafael besorgten Waffen und Munition. Eine Anzahl von Leventes, Mitglieder einer bereits erwähnten para-militärischen Jugendorganisation, die im Nachbargebäude untergebracht waren, schloß sich dieser jüdischen Selbstschutzorganisation an.

Wir versuchten, uns auch eine Rückendeckung bei den Deutschen zu sichern. Vor Eichmann argumentierten wir damit, daß es sich zumeist um Provinzjuden handle, die mit seiner Genehmigung und Hilfe im Sommer nach Budapest gebracht worden seien, und daß die Deutschen die SS-Wache doch nur aus Zwang vom Lager abkommandiert hätten.

Eichmann lehnte es ab, eine neue SS-Lagerwache zu bewilligen, erklärte sich jedoch bereit, bei einer Gegenleistung von zwanzig Lastautos sämtliche Insassen nach Bergen-Belsen bringen zu lassen. »Wenn das Geschäft mit Becher läuft, werden diese Leute in die Schweiz geschafft werden«, sagte er.

In meinem Gegenvorschlag bot ich fünfzehn Lastautos unter der Bedingung an, daß das Lager unberührt bliebe und die Lieferung erst nach Abschluß der Deportationen erfolgen könnte. Eichmann ging darauf ein. Auf diese Weise entging das Columbus-Lager der ersten Deportationswelle.

Eine Unterredung mit Rajniss

Konsequent in unserer Auffassung, jede sich bietende Möglichkeit im Kampf gegen die Vernichtung zu ergreifen, wandten wir uns an einen der neuen Machthaber Ungarns, Franz Rajniss, Kultusminister in der Regierung Szalasy und Mitglied des Regenschafftsrates.

Die durch die Beseitigung Horthys in der Staatsführung entstandene Lücke war durch Schaffung eines Regenschafftsrates ausgefüllt worden, und zwar bis zur Erhebung Szalasy durch das Parlament — noch immer dasselbe! — zum Führer der Nation. Der Rat hatte drei Mitglieder: zwei Pfeilkreuzler und den rechtsradikalen Rajniss, einen Vertrauensmann der Nazis.

Komoly bat Rajniss telegraphisch um eine Unterredung. Am 22. Oktober fand die Zusammenkunft in der Privatwohnung des Abgeordneten Dr. Ladislaus Nagy, eines politischen Freundes von Rajniss, statt. Komoly erschien in meiner Begleitung. Rajniss, dessen maßlose Ambition und Machtgier nun erfüllt war, schien viel bedrückter, unruhiger, stiller als im Frühling. Er war zu klug, um nicht zu befürchten, daß die Distanz zwischen dem Höhepunkt einer solchen Karriere und dem Strang nicht allzuweit sein dürfte. Er drohte nicht mehr, moralisierte auch nicht über die Juden. Er entschuldigte sich. Er sagte uns, daß er persönlich gegen die Deportationen sei und sich auch im Ministerrat, der zwei Tage nach der pfeilkreuzlerischen Machtergreifung abgehalten worden war, in diesem Sinn ausgesprochen hätte. Der deutsche Druck in dieser Beziehung sei jedoch sehr stark. Es sei auch fraglich, ob es der Regierung gelingen würde, die radikal-extremen und unverantwortlichen Elemente in den eigenen Reihen zu bändigen. »Vergessen Sie nicht, ich bin kein Pfeilkreuzler. Es ist nicht meine Partei, die an der Macht ist. In vieler Hinsicht bin ich machtlos.«

Wir wandten daraufhin ein, daß die Verantwortung für

die Deportationen letzten Endes auf das Konto der ganzen ungarischen Regierung gehe, weil die Erfassung der jüdischen Massen ohne die Mitarbeit der ungarischen Behörden nicht möglich gewesen wäre.

Komoly wies auch darauf hin, daß die Ausschaltung des Judenrates und die Abschaffung jeder offiziell anerkannten jüdischen Autorität die Lage für die Juden sinnlos verschärft habe. Ebenso würde durch das Aufhören der Tätigkeit in den jüdischen Krankenhäusern und Kinderheimen das Chaos nur vergrößert. Rajniss versprach daraufhin, sofort das Nötige zu veranlassen, um den Judenrat zu rekonstituieren; ferner wollte er sich im Ministerrat dafür einsetzen, die Deportationen zu beenden.

Von uns verlangte er eine Denkschrift, von der wir Kopien auch an Szalasy und dessen Stellvertreter Szöllösy schicken sollten.

Das Memorandum, das unsere Wünsche und Vorschläge enthielt, wurde von Komoly in seiner Eigenschaft als Präsident der inzwischen aufgelösten Zionistischen Organisation unterzeichnet. Kurz darauf erfolgte die Reorganisation des Judenrates.

Zertifikate — das jüdische Habeas-Corpus

In ihren Heimatländern waren die Juden der primitivsten Menschenrechte beraubt und zu Vogelfreien erklärt worden. Millionen von ihnen brachte man um, aber keine Stelle fand sich, die ihnen Schutz gewährt, kein Land, das sie hereingelassen hätte.

Hitler war ein Feind der Juden, und das jüdische Volk war Hitlers Feind. Waren die Juden »ex officio« also Verbündete der Vereinten Nationen? Wurden sie als solche behandelt?

Derjenige, der zu dieser Folgerung gekommen wäre, muß als naiv bezeichnet werden.

Ein für biedere Normalzeiten konstruiertes Rechtssystem wollte den Rechtsbegriff »Jude« nicht zur Kenntnis nehmen. Wenn der Realität »Jude« daher etwas passierte, war man eben machtlos. Eine Nation war zur Vernichtung verurteilt — und jahrelang gab es keinen Paragraphen, in dem man ihre Verteidigung hätte rechtlich verankern können. Die vielen historischen Lügen um die »Judenfrage« haben sich auch diesmal bitter gerächt.

Im Nürnberger Prozeß hat man sich zur Verurteilung der Kriegsverbrecher einiger Neuerungen auf dem Gebiet des Völkerrechts bedient. Wäre es nicht möglich gewesen, ebensogut zu improvisieren, als es sich darum handelte, die Massenmorde an Juden, wenn auch nur teilweise, zu verhindern?

Ich weiß, wie naiv diese Fragestellung klingt. Dies sind aber Fragen, die in allen Juden immer wieder erklingen werden, die unter der Nazi-Okkupation gelebt haben.

Unter diesem Gesichtspunkt seien die Zertifikate zur Einwanderung nach Palästina und ihre Handhabung in Ungarn betrachtet.

Das jüdische Rettungskomitee in Istanbul unter der Leitung von Chaim Barlas hatte in den Monaten, die der deutschen Besetzung Ungarns folgten, 7800 Zertifikate nach Budapest gesandt. Durch weitere Zusendungen aus Istanbul und aus der Schweiz erhöhte sich diese Zahl auf 30 000. Genaugenommen waren diese Zertifikate »ungedeckt«, denn sie berechtigten ihre Inhaber nicht, nach Palästina einzureisen. In Budapest genügten sie aber, um die Fiktion zu schaffen, als gehörten ihre Besitzer unter Umständen doch irgendwohin. Sie gaben auch der Schweizer Gesandtschaft, die die Interessen Englands in Ungarn vertrat, die formelle Berechtigung, für die Juden einzutreten, sie zu beschützen, ihre Deportation zu verhindern und über ihre Auswanderung zu verhandeln.

In der ersten Phase der ungarisch-jüdischen Tragödie, bei der Deportation der Juden aus der Provinz, nützte der Besitz von Zertifikaten ebensowenig wie der anderer Dokumente. Dagegen dienten sie uns als prinzipielle Grundlage bei der Verhandlung mit den Deutschen über die Bergen-Belsen-Transporte, die zum Großteil aus Budapester Juden bestanden.

Es war das hervorragende Verdienst des Schweizer Konsuls Lutz, bei der ungarischen Regierung und der Budapester Deutschen Gesandtschaft die formelle Anerkennung von 7800 Zertifikaten erreicht zu haben. So entstand überhaupt der Gedanke, durch das Schweizer Konsulat Schutzpässe auszugeben.

Diese Papiere ermöglichten den Schutz der ungarischen Juden gegenüber ihrer eigenen Regierung, während ihnen vorher unter keinen Umständen geholfen werden konnte. Die Inhaber der Zertifikate galten »rechtlich nicht mehr als ungarische Juden, sondern als Bürger eines im Entstehen begriffenen Staates.

Lutz wurde bei seiner Arbeit von Mosche Kraus, dem Leiter des Budapester Palästina-Amtes, inspiriert und unterstützt. Er und Michael Salomon, der Präsident des Palästina-Amtes, amtierten in den Büros der Schweizer Gesandtschaft, in denen sie die Angelegenheit der Zertifikat-Inhaber mit Hilfe einiger zionistischer Führer und der chalizischen Jugend erledigten. Dort fanden etwa 3000 Zertifikat-Inhaber durch die wohlwollende Mithilfe von Konsul Lutz während der ganzen Monate der Besetzung wirkungsvollen Schutz.

Kraus und sein Mitarbeiterstab leisteten eine ungeheure Arbeit und ermöglichten dadurch die Rettung von vielen tausend Juden. Die Büroräume in der Vadászgasse 31, die sich in einem unter dem Schutz der Schweizer Gesandtschaft stehenden Gebäude befanden und daher als exterritorial galten, wurden für die Hilfs- und Rettungsarbeit zu einem Begriff.

Unser mit den Deutschen verhandelndes Komitee, die Arbeitsgemeinschaft in der Vadászgasse und das Büro in der Merlegasse waren die verschiedenen Ausdrucksformen ein und desselben zähen und erbitterten Widerstands und Lebenswillens, ein und derselben zionistischen Energie und Initiative. Ihre Tätigkeit ergänzte sich praktisch und gab das tröstende Bewußtsein, daß zumindest in Budapest jedes nur denkbare Mittel angewandt wurde, um Rettung und Hilfe zu leisten.

Das deutsche Spiel mit der Ausreise der Schutzpaßinhaber

Monatelang verhandelten Konsul Lutz und Raoul Wallenberg mit den ungarischen Behörden über die Auswanderung der Inhaber von Schutzpässen.

Die ungarische Regierung gab ihre Zustimmung zur Auswanderung von 7800 Zertifikat-Inhabern. Den 4500 Schweden-Emigranten wurde die gleiche Erlaubnis erteilt. Um die Reise jedoch antreten zu können, brauchte man deutsche Durchreisevisa. Die neutralen Diplomaten wandten sich an den Judenreferenten der Deutschen Gesandtschaft in Budapest, Dr. Grell, der seine Instruktionen aber von Eichmann holte. Grell schlug eine Verzögerungstaktik ein. »Prinzipiell« war er einverstanden, berief sich aber auf verschiedene Schwierigkeiten, insbesondere darauf, daß er vorher Ribbentrops Zustimmung einholen müsse.

Lutz und Wallenberg berichteten optimistisch an ihre Regierungen. Im Einvernehmen mit der amerikanischen und englischen Gesandtschaft in Bern erteilte die Schweizer Regierung ihre Zustimmung zur Einreise von 14 000 ungarischen Juden. Die Vertreter der Jewish Agency in der Schweiz wurden von Kraus über den Plan auf dem laufenden gehalten. Dort traf man schon Vorbereitungen zur Aufnahme der Transporte.

Der Kommandant von Auschwitz gegen den Fußmarsch

Am 16. November traf eine Reihe hoher SS-Offiziere in Budapest ein. Einer Einladung Bechers folgend, kam der Chef der Waffen-SS Oberstgruppenführer Hans Jüttner in Begleitung Krumeys und des KZ-Kommandanten von Auschwitz, SS-Obersturmbannführer Rudolf Höß, nach Budapest.

Auf der Strecke zwischen Wien und Budapest waren sie Augenzeugen des grauenvollen Fußmarsches gewesen. Die sich auf der Landstraße häufenden Leichen, die gehetzten und ausgemergelten Menschen hatten selbst auf diese abgebrühten Gesellen einen höchst deprimierenden Eindruck gemacht.

Kaum in Budapest angelangt, verließen sie Becher gegenüber ihrer Entrüstung über das Geschehene Ausdruck. Der Kommandant des Konzentrationslagers Auschwitz zeigte sich in einem Gespräch, dem auch Billitz beiwohnte, besonders empört.

Das war überhaupt eine merkwürdige und wiederholt auftretende Erscheinung: Die meisten Henker der SS lehnten »unzivilisierte Methoden« ab. Außerdem kam Höß vom Hauptquartier Himmlers, wo er von der »neuen Orientierung« des »Reichsführers« in Kenntnis gesetzt worden war.

Jüttner erteilte dem Judenkommando in Budapest den Befehl, die Fußmärsche sofort abzustellen. Das war am 17. November. An diesem Tag gelang es, etwa 7500 in Marsch gesetzte Juden nach Budapest zurückzubringen.

Eichmann war momentan abwesend. Bevor er abgereist war, hatte er noch einmal versucht, die Vereinbarung bezüglich der Altersgrenze auszuspielen. Am 13. November hatte er die gegebenen Befehle dahin abgeändert, daß alle Kinder über *zehn* Jahren zu deportieren wären.

Als wir davon erfuhren, alarmierten wir Becher. In meinem Beisein telefonierte er mit Eichmann. Dieser

wollte zuerst nichts zugeben, leugnete den Befehl und sprach von »Greuelnachrichten«. Erst Bechers Drohung, sich telegraphisch an Himmler zu wenden, wenn Eichmann nicht aufhören würde, immer wieder in seine Aktion »hineinzufunkeln«, half. Eichmann gab nach und zog den Befehl zurück.

Unsere Freude über die Abstellung der Fußmärsche und die Deportation der Kinder sollte aber nicht sehr lange dauern.

Am 18. November erhielt Becher ein Telegramm von Ketlitz, der sich noch in der Schweiz befand, und in dem es hieß:

»Nach mehrtägigen Verhandlungen St. Gallen als Aufenthaltsort zugewiesen. Geld noch nicht erhalten. Stets neue Einwände. Bin überzeugt, daß Leistung auch nicht beabsichtigt oder nicht möglich, da Gesamtvolumen nicht vorhanden.«

Ergänzend teilte Ketlitz noch mit, daß er verschiedene Liefermöglichkeiten prüfe und es ihm ferner gelungen sei, »Einigkeit innerhalb der jüdischen Front zu schaffen«.

Das war eine Anspielung auf die Besprechungen, die er hinter dem Rücken Saly Mayers mit den Vertretern der Aguda in der Schweiz geführt hatte.

Das Telegramm machte Becher wütend. Er erklärte, ohne Verzug zwecks Berichterstattung zu Himmler fahren zu müssen, da er allein nicht mehr die Verantwortung tragen könne. Er meinte, daß Himmler wahrscheinlich die Verhandlungen sofort abbrechen würde, wenn er nicht einen positiven Bericht hinsichtlich der vereinbarten zwanzig Millionen Franken erhalte. Er bat mich, in diesem Sinn auch an Saly Mayer zu telegraphieren.

Am 19. November fuhr Becher zu Himmler. Am nächsten Tag ließ ich ihm, ohne von Saly Mayer noch eine Antwort zu besitzen, durch seinen Adjutanten ins

Himmlersche Hauptquartier folgendes telephonisch übermitteln:

»Ich wiederhole – im Auftrag – daß die zwanzig Millionen Franken zur Verfügung stehen. Die Verzögerung ist ausschließlich auf finanztechnische Gründe zurückzuführen. Saly Mayer und seine übergeordneten Instanzen arbeiten Tag und Nacht an der Beseitigung der letzten Schwierigkeiten. Die Annahme, daß die Auszahlung nicht beabsichtigt wäre, entbehrt jeder Grundlage.«

Diese Mitteilung erreichte Becher noch vor seiner Audienz bei Himmler. Dadurch konnte das erste Telegramm von Ketlitz unwirksam gemacht werden.

Am 21. November traf Eichmann nach vorübergehender Abwesenheit wieder in Budapest ein und verfügte sofort die Wiederaufnahme der Fußmärsche. Es war charakteristisch für ihn, gleichzeitig seine Verteidigung gegen meine zu erwartenden Proteste vorzubereiten. Er ließ mich zu sich kommen und erklärte, es gehe ihm nicht darum, Bechers Verhandlungen zu stören. Dennoch veranlaßte er sofort nach seiner Rückkehr, daß »weitere Kontingente in Marsch gesetzt« würden, weil der Befehl zur Einstellung der Fußmärsche auf Grund falscher Eindrücke »einiger Herren«, erlassen worden sei, die nicht imstande gewesen wären zu beurteilen, ob Menschen, die sieben bis acht Tage unterwegs gewesen waren, als arbeitsfähig betrachtet werden könnten oder nicht. Er würde seine Mitarbeiter, die den Befehl ausgeführt hätten, »zur Verantwortung ziehen«.

Auch Wisliczeny würde er vor ein Kriegsgericht stellen, weil er sich geweigert hatte, kranke Juden auf deutscher Seite zu übernehmen. Dann fuhr er fort:

»Ich brauche unbedingt noch 65 000 bis 70 000 Juden. Bisher sind nur 38 000 Juden aus Ungarn an der deutschen Grenze übernommen worden. Ferner brauche ich auch zumindest 20 000 »Schanzjuden« für den Südostwall in der

1944
Ostmark. Im Reich schanzen auch deutsche Kinder und Greise. Von Budapest bringe ich aber keine Kinder weg. Überhaupt hat sich das Reich verpflichtet, keine weiteren Juden umzulegen. Aber wo bleibt die Gegenleistung? Die Amerikaner wollen nur Zeit gewinnen, denn sie haben sich den ungefähren Zeitpunkt ausgerechnet, an dem sie den Krieg gewinnen. Ich will Ihnen aber nur sagen, daß Deutschland den Tiefpunkt bereits überwunden hat und siegen wird. Budapest wird fallen, aber Wien werden sie nicht mehr haben. Eine neue Waffe ist in Vorbereitung, der gegenüber die Alliierten machtlos sein werden. Ich bin bereit, Ihr Übereinkommen mit Becher so lange zu respektieren, als ich nicht die Überzeugung habe, daß es sich auf der Gegenseite nur um einen Bluff handelt.

Dann ging er zum »Mißbrauch« mit den Schutzpässen über. Wegen dieser »Schweineereien« werde er Konsul Lutz und Wallenberg zur Verantwortung ziehen. Er habe aber einen Vorschlag. Er werde sich um die Inhaber solcher Pässe nicht weiter kümmern, wenn ihm unsererseits freiwillig 20 000 weitere »Schanzjuden« zur Verfügung gestellt würden. Ansonsten wäre er jedoch gezwungen, alle Juden »ohne Ausnahme« in Marsch setzen zu lassen.

»Sie meinen doch wohl nicht«, erwiderte ich, »daß wir nach den angeblich versteckten Juden suchen werden? Oder glauben Sie, rein technisch, daß wir sie eher finden würden als Sie mit Ihrem gesamten Apparat von SS, ungarischer Polizei und Pfeilkreuzlern zusammen?«

»Weichen Sie mir nicht aus. Sagen Sie doch gerade heraus, daß Sie es nicht tun wollen. Die in Wien waren schlauer. In Wien haben sie es geschafft. Dafür kamen sie auch durchwegs nach Theresienstadt und nicht nach Auschwitz.«

Zu Eichmanns Klage über die »Schutzpaß-Inflation« wies ich darauf hin, daß Konsul Lutz berechtigt gewesen sei, auf Grund von 30 000 Zertifikaten eben 30 000 Schutz-

pässe auszugeben. Es sei nicht die Schuld der Schweizer Gesandtschaft, wenn sich die deutschen und ungarischen Behörden weigerten, mehr als 7000 bis 8000 »Schutzpässe« anzuerkennen. Dann sprach ich über die Schweizer Verhandlungen. »Die Amerikaner«, so sagte ich, »sind auf dem laufenden. Sie wissen von der Slowakei, sie wissen vom Fußmarsch. Sie hätten das Recht, alle bezüglich der Judenfrage von Deutschland angebotenen Zugeständnisse als Bluff aufzufassen.«

Nach fünf Tagen ließ Eichmann die Todesmärsche wieder aufnehmen.

So blieb uns also nichts anderes übrig, als zu versuchen, die Marschierenden ausreichend mit Lebensmitteln zu versorgen, die ihnen Kraft geben sollten, den schweren Weg leichter zu überstehen. Dank der kollektiven Anstrengungen des Schwedischen Roten Kreuzes, der »Abteilung A« des IRK und der Schweizer Gesandtschaft gelang es uns, den bereits auf dem Weg befindlichen Juden Lebensmittel und Arzneien zukommen zu lassen.

Die Leitung und Organisation solcher Transporte hatte unsererseits der kommunistische Jugendführer Georg Aczel inne. Er war einer der Verbindungsmänner zwischen unserem Komitee und der ungarischen Widerstandsbewegung, in der die Kommunisten eine bedeutende Rolle spielten. Ihm gelang es oft, getarnt als Beauftragter des Internationalen Roten Kreuzes, Nahrungsmittel und Medikamente in die Ziegeleien einzuschmuggeln. Er hatte ferner die Möglichkeit, auch den Leuten auf dem Marsch wiederholt Lebensmittel zuzustecken. Zu gleicher Zeit war Aczel auch unser Verbindungsmann zu Ferenczy und Lullay, mit denen uns der direkte Verkehr nicht mehr möglich war.

Ferenczys Rolle bei der Organisation der Fußmärsche verlangt eine nähere Betrachtung dieses Mannes. Wenn

die ungarische Provinz in einem Zeitraum von sechs Wochen — zwischen 15. Mai und Ende Juni — »judenrein« wurde, war dies in hohem Maß sein Werk. Wenn die Räumung so gründlich war, daß ihr fast kein einziger Jude entkommen konnte, war dies außer auf Endre auch auf ihn zurückzuführen. Er denunzierte erbarmungslos jeden ungarischen Beamten, jede Zivilperson, die es gewagt hatten, die Maßnahmen milder zu interpretieren oder Juden in Schutz zu nehmen.

Nachdem Horthy gegen die Fortsetzung der Deportationen Stellung bezogen hatte, war auch Ferenczy gemäßiger geworden. Er hatte Verbindungen zu einflußreichen Juden gesucht, mit uns fraternisiert und sich angeboten, die ungarische Gendarmerie gegen die SS in den Kampf zu führen.

Während er auf der einen Seite versucht hatte, sich ein Alibi für die Zukunft zu schaffen, spielte er vor Eichmann den unerbittlichen Judenhasser, der nur durch den Druck seiner Regierung gezwungen war, eine »passive« Haltung einzunehmen. Kaum aber hatten die Pfeilkreuzler die Macht an sich gerissen, war er wieder zu seiner ursprünglichen Rolle zurückgekehrt. Als Eichmann erneut nach Budapest gekommen war, hatte er sein Alibi-Spiel aufgegeben und vor ihm kapituliert.

Wir und die ungarische Widerstandsbewegung

Neben der Leitung der »Abteilung A« des Roten Kreuzes setzte Komoly auch seine politische Tätigkeit fort. Er besuchte wiederholt den päpstlichen Nuntius, den spanischen und den portugiesischen Geschäftsträger sowie Raoul Wallenberg, den tapferen und immer einsatzbereiten Leiter des Schwedischen Roten Kreuzes.

Gleich nach der Machtergreifung durch die Pfeilkreuzler hatte Bajcsi Zsilinszki Endre, der später den Märtyrertod

erlitt, Anstrengungen unternommen, die zersplitterten demokratischen Kräfte Ungarns in einer gemeinsamen Front zu erfassen. Ein Komitee wurde gebildet, ein Plan ausgearbeitet, um in Zusammenarbeit mit der ungarischen Armee einen Aufstand gegen die Deutschen in Budapest zu organisieren.

Unsere Verbindungen zur Widerstandsbewegung wurden immer enger. Der linke Flügel der zionistischen Jugend arbeitete mit den sozialistischen und kommunistischen Jugendgruppen zusammen.

Ein Führer der ungarischen Widerstandsfront und leitendes Mitglied der kommunistischen Partei fand in unserem Bunker Zuflucht. Wir stellten ihm, freilich ohne sein Wissen, einen von Becher unterfertigten Ausweis zur Verfügung, der es ihm ermöglichte, an den Aufstandsvorbereitungen teilzunehmen. Durch seine Vermittlung leiteten wir dem Komitee der Widerstandsbewegung auch größere Geldmittel zur Beschaffung von Waffen und Munition zu.

Das Widerstandskomitee bat uns, zu versuchen, etwa 1600 politische Gefangene, darunter bekannte Führer der kommunistischen und sozialistischen Parteien, vor der Deportation zu retten. Wir übernahmen die Aufgabe und brachten die Sache so weit, Himmlers Zustimmung zu dem Austausch der 1600 zu erreichen.

Austausch von Juden gegen Volksdeutsche

Die neue rumänische Regierung faßte Anfang November den Beschluß, alle in Siebenbürgen wohnhaften Volksdeutschen nach Sibirien zu deportieren. Jüdische Führer in Bukarest, vor allem Zissu und Dr. Marton, versuchten diesen Beschluß mit dem Schicksal derjenigen Juden zu koppeln, die gleichzeitig mit denen Ungarns aus dem nunmehr wieder rumänisch gewordenen Nordsieben-

bürgen deportiert worden waren. Die rumänische Regierung zeigte Entgegenkommen und veröffentlichte eine Erklärung, in der es hieß, daß sie die Volksdeutschen in Siebenbürgen als Geiseln betrachte, aber bereit sei, sie gegen die aus Nordsiebenbürgen deportierten Juden auszutauschen. Diese Erklärung wurde durch Vermittlung des Internationalen Roten Kreuzes an die deutsche und die ungarische Regierung weitergeleitet und im rumänischen Radio bekanntgegeben. Unter den deutschen Führern in Budapest löste sie ungeheure Erregung aus. *Der unausweichliche Gedanke, daß ihre eigenen Waffen und Methoden nun gegen ihr eigenes Volk eingesetzt werden könnten, ließ finstere Vorahnungen in ihnen aufkommen.*

Wir rannten offene Türen ein, als wir jetzt an Becher die Frage richteten, ob er nicht bereit sei, eine gewisse Anzahl Budapester Juden und ungarischer politischer Gefangener gegen Volksdeutsche aus Siebenbürgen austauschen zu lassen. Becher war prinzipiell einverstanden. Er sagte zu, sich dafür um Himmlers Zustimmung bemühen zu wollen.

Damit angesichts des bevorstehenden russischen Ansturms auf Budapest keine Zeit verloren gehe, baten wir den Delegierten des Internationalen Roten Kreuzes, Friedrich Born, in dieser Angelegenheit offiziös zwischen Budapest und Bukarest zu vermitteln. Born telegraphierte nach Genf und erhielt die Zustimmung seiner Zentrale. Konsul Lutz wurde ebenfalls gebeten, bei seiner Regierung die guten Dienste der Schweiz als Vermittlerin in dieser Aktion zu erwirken.

Nun warteten wir nur noch auf die Entscheidung Himmlers.

Ohne Bedeutung, aber für die inneren Verhältnisse im Dritten Reich bezeichnend, ist die folgende Episode: Wir hörten nicht auf, bei jeder Gelegenheit die Ausreise

Die ungarische Regierung erklärte sich zu Anfang damit einverstanden. Dagegen setzte Eichmann durch, daß die »Schutzpässe« auf ihre Echtheit geprüft würden. Inhaber solcher »Schutzpässe«, die als falsch erkannt wurden, bildeten die letzten Kontingente von Juden, die Eichmann von Budapest nach Auschwitz in Marsch setzte.

Respektierung des jüdischen Lebens?

Becher kehrte am 26. November aus dem Hauptquartier Himmlers mit der Erklärung zurück: »Ich habe auf der ganzen Linie gesiegt.« Er erzählte, daß seine Denkschrift an Himmler ihre Wirkung nicht verfehlt habe. Nach ihrer Lektüre habe Himmler die sofortige Einstellung der Judenvernichtung angeordnet; die Vergasungen in Auschwitz sollten unverzüglich aufhören, die Gaskammern sogar demontiert werden.

Sein Befehl laute ausdrücklich, das jüdische Leben zu respektieren. Mehr als das: Die im Reich arbeitenden Juden sollten in Zukunft die gleichen Lebensmittelrationen erhalten wie die »Ostarbeiter«. Kranke sollten in Spitälern untergebracht werden. Wo es keine jüdischen Krankenhäuser gäbe, bestünde kein Einwand, sie mit »Ariern« zusammenzulegen. Himmler machte die untergeordneten SS-Führer persönlich für die Beachtung seines Befehls verantwortlich.

Den Text des Befehls hatte Becher Kaltenbrunner mit der Weisung übergeben, ihn sämtlichen Kommandanten von Konzentrationslagern und Gestapostellen bekanntzugeben.

Die tatsächliche Existenz dieses Himmler-Befehls wurde später verschiedentlich bestätigt. Es war etwas mehr als bloßer Bluff. Über die Art seiner »Beachtung« und die Sabotierung durch Eichmann wird später noch berichtet.

Becher fügte hinzu, Himmler habe außerdem telegra-

phisch die Einstellung der Fußmärsche aus Budapest angeordnet. Gegen einen schriftlichen Befehl des »Reichsführers« sei Eichmann machtlos. »Jetzt will ich hoffen«, sagte Becher, »daß Herr McClelland das Entgegenkommen Himmlers zu würdigen wissen wird. Zwanzig Millionen Franken sind eine lächerliche Summe im Vergleich zu dem, was ich durchgesetzt habe.«

Schließlich erklärte Becher, daß Himmler seine Zustimmung auch zur geplanten Austauschaktion erteilt habe.

Er schlug vor, daß ich selbst den diesbezüglichen deutschen Antrag an die russischen Militärbehörden weiterleiten solle. Die Front liege fünfzehn Kilometer vor Budapest. Eichmann sollte mich bis zu einem von der SS gehaltenen Frontabschnitt begleiten; von dort aus müßte ich den Weg mit einer weißen Fahne fortsetzen.

Der Plan Bechers klang zwar stark »SS-artig«. Darauf sollte es mir aber nicht ankommen. Am gleichen Abend besprachen wir ihn mit Mitgliedern der ungarischen Widerstandsbewegung. Sie waren einverstanden. Am 28. November sollten wir uns zusammen mit einem russisch sprechenden Delegierten der kommunistischen Partei zu dieser Grenzbesprechung begeben.

In diese fast idyllisch gewordene Situation schlug blitzartig das neue Telegramm von Ketlitz an Becher ein, das am 27. November eintraf und folgenden Wortlaut hatte: »Konnte Saly Mayer seit zehn Tagen nicht mehr sprechen. Verleugnet sich am Telephon. Aufenthalt in der Schweiz zwecklos. Bitte um Abberufung.«

Mit der hohen Diplomatie in der Schweiz stimmte also wieder etwas nicht. Dies war zwar vorauszusehen gewesen; der Zeitpunkt aber, in dem es eintrat, war der denkbar schlechteste. Becher hatte das erste Telegramm von Ketlitz unter den Tisch fallenlassen und sich mit unseren Zusicherungen begnügt. Diesmal wagte er das nicht mehr.

An der Besprechung der Lage, die durch das neue Telegramm geschaffen worden war, nahm auch Eichmann teil, der in den vergangenen Wochen einige Male zurechtgewiesen worden war und angesichts des »großen Geschäfts« hatte einlenken müssen. Er ergriff nun als erster das Wort. Er fand seine alte Sprache wieder.

»Ja«, sagte er, »ich habe das alles kommen sehen. Ich habe Becher unzählige Male gewarnt, sich nicht an der Nase herumführen zu lassen. Ich kann Ihnen jetzt nur eines sagen. Telegraphieren Sie in die Schweiz, damit man die Sache in Ordnung bringt. Falls ich in 48 Stunden nicht Ihre positive Antwort habe, werde ich das ganze jüdische Dreckpack von Budapest umlegen lassen.«

Als zweiter sprach Becher von seinen einzigartigen Leistungen. Er zählte sie auf: die Ausreise der Bergen-Belsen-Gruppe, den Himmler-Befehl, die Altersgrenze. Schließlich fragte er mich, was ich dazu zu sagen hätte.

Ich konnte nur antworten, daß es sich um ein Mißverständnis handeln müsse. Ich bemerkte, daß Ketlitz kein Diplomat sei und seine Auseinandersetzung mit Saly Mayer eher auf persönlichen als auf objektiven Momenten beruhen dürfte.

Wieder war es Dr. Billitz, der vermittelnd eingriff. Er schlug vor, mich noch einmal an die Schweizer Grenze fahren zu lassen, um die Angelegenheit mit Saly Mayer zu klären. Becher war sofort einverstanden; Eichmann stellte sich dagegen, weil damit »wieder nur kostbare Zeit vergeht«. Schließlich verlängerte er sein Ultimatum bis zum 2. Dezember; wir sollten jedoch telegraphisch Bescheid geben.

Bevor wir auseinandergingen, richtete Eichmann noch ein letztes Wort an mich: »Ihre Familie soll in den nächsten Tagen mit der Bergen-Belsen-Gruppe in die Schweiz fahren. Sie werden auch an der Grenze sein. Sie werden mir durchgehen! Eher lasse ich Ihre Familie in Bergen-Belsen zurückhalten.«

Das war unsere letzte Unterredung, Eichmanns letzter Druck auf mich. Ich sagte ihm gleich, ich würde nur dann an die Grenze reisen, wenn meine Familie mit der Gruppe mitfahren dürfte. Ich versprach ihm, unter allen Umständen zurückzukommen. »Ja, wissen Sie«, erwiderte Eichmann, »der Brand hat mir das gleiche versichert... Aber passen Sie gut auf, wenn Sie mir auch im Ausland bleiben, wird es keinen Pardon mehr geben. Ihre Juden werden meine Vergeltung kennenlernen.«

Es war aufschlußreich, wie sich Eichmann an mich klammerte!

Ich versah mich mit einem Schreiben Dr. Karl Wilhelms, das an die jüdischen Organisationen im Ausland gerichtet war und einen erschütternden Hilferuf der Budapester Juden enthielt.

Am 28. November fuhren wir mit einem Auto an die Schweizer Grenze.

Auf den Straßen der ungarischen Hauptstadt lagen erschossene Juden in gefrorenen Blutlachen. Hie und da waren die Leichen mit Papier zugedeckt. Es waren diejenigen, die sich während der Überführung aus den Wohnungen ins Ghetto »unartig« benommen hatten, auch solche, die man mit gefälschten Schutzpässen ertappt hatte.

In meiner Begleitung fuhr diesmal SS-Hauptsturmführer Krell, ein Adjutant Bechers, an die Grenze. Er besaß strikte Befehle. Bis zum 2. Dezember hatte er telegraphisch an Budapest zu melden, ob Saly Mayer den Betrag von zwanzig Millionen zum Wareneinkauf zur Verfügung gestellt hatte oder nicht. Er hatte auch Befehl, die Bergen-Belsen-Gruppe an der Grenze zurückzuhalten, wenn sich herausstellen sollte, daß die Zusage bezüglich der zwanzig Millionen lediglich Bluff wäre. Schließlich erhielt er Vollmacht, mit mir die Endverrechnung vorzunehmen und die zwanzig Millionen Franken anzutasten,

wenn auf den vereinbarten Betrag von 1 684 000 Dollar, tausend Dollar pro Kopf, noch etwas fehlen sollte.

Am 29. November erreichten wir die Schweizer Grenze. Saly Mayer, den wir von unserer Ankunft telegraphisch verständigt hatten, war nicht mehr da. Er hatte von 16 bis 18 Uhr gewartet und war dann nach St. Gallen zurückgefahren. Dagegen wurden wir von Ketlitz und einem Herrn Rubinfeld erwartet.

Ketlitz erklärte sich entschlossen, mit unserem »Bluff« aufzuräumen. Nicht nur, daß er das Geld nicht erhalten habe, sei er aus der Schweiz auch noch ausgewiesen worden. Er müsse das Land in 24 Stunden verlassen. Er sei überzeugt, daß Saly Mayer dahinterstecke. Dagegen habe er den Schweizer Agudisten Rubinfeld mitgebracht, weil er den Eindruck habe, daß sich mit den Orthodoxen eher arbeiten ließe. Rubinfeld erklärte sich seinerseits bereit, an Stelle von Saly Mayer einzuspringen und die Finanzierung der Aktion zu übernehmen. Seine Organisation, die »Hijefs«, verfüge zwar momentan nur über eine Million Franken; wenn aber noch weitere Transporte von Juden aus dem Reich zu erwarten wären, würde sie über viele weitere Millionen verfügen.

Was hätte ich in unserer drückenden Lage mit dieser neuen »Kombination« anfangen sollen? Ich bat Saly Mayer und Nathan Schwalb telegraphisch um eine dringende Grenzbesprechung.

Krell, im Zivilleben Ingenieur bei den IG-Farben, sagte auf der Rückfahrt, er begreife sehr wohl, daß Saly Mayer mit dieser »verdammten Sache« Schwierigkeiten habe. Doch was sollte er nun nach Budapest melden? Heute mußte telegraphiert werden, denn am Tag darauf, dem 2. Dezember, sollte das von Eichmann gestellte Ultimatum ablaufen.

Auf der Rückfahrt gesellte sich auch der aus der Schweiz ausgewiesene Ketlitz zu uns. Er schwor, sich an Saly Mayer und der »Aktion« zu rächen. Nun entbrannte eine heftige Debatte über den Text des Telegramms an Becher. Ketlitz meinte, es könnte Becher den Kopf kosten, wenn Himmler erführe, daß die ganze Aktion ein »Humbug« sei. Am besten wäre es, jetzt mit der Wahrheit her auszurücken.

Nach Bregenz zurückgekehrt, setzten wir unsere Debatte bis in die Nacht fort. Ich versuchte mit aller Kraft, Krell und Ketlitz zu überzeugen, daß es gegen Bechers Interesse verstoße, ihm negativen Bescheid zu geben. Ein negatives Telegramm würde ihn vor den Radikalen, insbesondere vor Eichmann, bloßstellen und wäre völlig sinnlos. Es wäre im Gegenteil vielmehr ihre Pflicht, ihren Chef Becher zu decken und Zeit zu gewinnen. Es sei klar, so argumentierte ich weiter, daß es sich bei den Alliierten nur um vorübergehende Schwierigkeiten handeln könne. Diese seien dem Fußmarsch, der Fortsetzung der Vernichtungsaktion in der Slowakei und schließlich auch der Tatsache zuzuschreiben, daß die Gruppe aus Bergen-Belsen noch immer nicht ausreisen durfte.

Deutscherseits müßten in der Judenfrage zuerst klare Handlungen erfolgen, dann würde auch das »Geschäft« laufen. Dann würde Ketlitz auch wieder sein Schweizer Einreisevisum bekommen. Wenn die Bergen-Belsen-Gruppe ausreise, würde sich die Stimmung auf der anderen Seite mit einem Schlag ändern; auch Geld würde dann vorhanden sein. Ihre Aufgabe sei es, darauf zu ach-

ausreisen lassen soll oder nicht, geht nun weiter. Krell ist dafür, Ketzlitz dagegen. Krumej meint, man solle vorher telegraphisch bei Becher anfragen.

Krell ist dagegen.

Sie beschließen, den Kommandanten des Grenzkommissariats, Homan, zur Beratung mit heranzuziehen.

Endlich darf ich zum Bahnhof gehen. Die Menschen, von denen wir uns vor fünf Monaten in Budapest verabschiedet haben, befinden sich in einem regulären D-Zug. 1368 Juden.

Auch meine Familie ist dabei.

In Bergen-Belsen war die Gruppe nicht zur Arbeit gezwungen worden. Man hatte sie nicht mißhandelt und ihr die autonome Leitung belassen; auch ihre Nahrung war verhältnismäßig erträglich gewesen. Außer der üblichen Rübensuppe bekamen die Menschen täglich 330 Gramm Brot, etwas Margarine, Marmelade, manchmal Würst; täglich Milch für Kranke und Kinder; sogar Zigaretten hatte man an sie verteilt. Immerhin hatten fast alle eine große Gewichtsabnahme zu verzeichnen. Während ihrer Lagerzeit waren drei Personen eines natürlichen Todes gestorben, dagegen hatte es acht Geburten gegeben. Die Kranken hatte man ordentlich gepflegt. Alliierte Bomber hatten das Lager wiederholt überflogen, ohne es aber anzugreifen. Auch unterwegs hatte die Gruppe Glück gehabt: Es hatte keinen Tieffliegerangriff gegeben. Für den Weg waren sie ausreichend mit Lebensmitteln versorgt worden.

Nach anderthalb Stunden erscheinen Krell und Krumej beim Zug. Sie teilen mit, beschlossen zu haben, den Zug in die Schweiz fahren zu lassen.

Um 21 Uhr geht es los. Abfahrt nach Lustenau. Dort steht bereits ein hellerleuchteter und gutgeheizter Schweizer Zug bereit. Auf Zollkontrolle wird verzichtet.

Dagegen bleibt noch eine letzte Formalität zu erfüllen: Dr. Joseph Fischer als Leiter der Gruppe muß mit mir zusammen einen Empfangsschein über die »Ablieferung von 1368 Juden« unterschreiben.

Endlich, um ein Uhr nachts, setzt sich der Zug in Bewegung und passiert die Rheinbrücke.

Diesen paar Menschen ist es gelungen, das Dritte Reich hinter sich zu bringen.

Sie sind gerettet.

Befehlsgemäß sollte Krell noch vor der Ausreise der Gruppe unsere »endgültige« Verrechnung vornehmen. Nach der Abfahrt des Zuges zogen wir uns ins Zollamt in Lustenau zurück, um das Versäumte nachzuholen. Während uns die Zollbeamten aus Lustenau mit heißem Tee bewirteten, setzten wir die fünf Monate währende Diskussion über den Wert der in Budapest abgelieferten Pengö, Valuten und Juwelen fort. Auch diesmal konnten wir uns über den zu veranschlagenden Kurs nicht einigen. Nach meiner Auffassung hatten wir auf weitere vierhundert Personen Anrecht. Krell glaubte dagegen, wir wären noch 65 000 Dollar schuldig. Dabei blieb es. Um drei Uhr früh fuhren wir dann gemeinsam nach Bregenz zurück.

Einige Personen aus der Gruppe waren in Bergen-Belsen zurückgehalten worden. Auf Eichmanns Befehl blieben die Mutter und zwei Schwestern von Joel Brand dort. Dr. Andreas Kassowitz hatte sich bei der Aufnahme der Personalien unglücklicherweise als rumänischer Staatsbürger bezeichnet. Man hielt ihn zurück, damit er gegen einen Volksdeutschen aus Siebenbürgen ausgetauscht werden könnte.

Besonders tragisch sind die Fälle von Dr. Eugen Kertesz und Dr. Alexander Weiss, zwei Rechtsanwälten aus Klausenburg. Ihre in Budapest lebenden Töchter waren von

2. Mit kurzfristiger Reise Dr. Kastners in die Schweiz einverstanden.
3. Situation in Budapest entspricht vollständig meinem Telegramm vom 4. Dezember. Wir werden Vorkehrungen treffen, daß auch ungarischerseits keine Eingriffe erfolgen, die zu unserer beabsichtigten Linie im Gegensatz stehen.
4. Außer diesem Lagebericht ist Saly Mayer auszurichten, daß unsere Maßnahmen unter der Voraussetzung erfolgten, daß die vereinbarten Leistungen auch von der anderen Seite erfüllt und die fünfzehn »Ackersegen« in kürzester Zeit zur Verfügung gestellt werden.« — »Ackersegen« war das Codewort für je eine Million Franken.

Am 10. Dezember fuhr Krell nach Budapest zurück und nahm einen Bericht von mir an unser Komitee mit. Ich warnte meine Freunde davor, weitere Verpflichtungen gegenüber Becher zu übernehmen, da nach den Aussagen Saly Mayers seinerseits mit weiteren Geldbeträgen nicht mehr zu rechnen wäre.

Ketlitz beschloß, mit mir an der Grenze zu bleiben und auf sein Schweizer Einreisevisum zu warten.

Am 11. Dezember traf folgendes Telegramm von Becher ein: »Die Lage in Budapest ist brenzlich geworden. Bitte um sofortige Mitteilung wegen der fünfzehn Millionen.«

Der Ernst von Bechers Drohung war von Bregenz aus nicht leicht zu beurteilen.

In Wirklichkeit war die Lage in Budapest aber überaus kritisch geworden. Auf der Schweizer Seite stieg nun eine neue Rakete auf, die geeignet war, im deutschen Verhandlungspartner neue Hoffnungen zu erwecken und damit Zeit zu gewinnen: Die Ankunft von Dr. Joseph Schwartz wurde in der Schweiz erwartet.

Die Persönlichkeit des europäischen Direktors des Joint war eine Garantie dafür, daß zumindest jüdischerseits

alles geschah, was für das Gelingen dieser Aktion von Bedeutung war. Ich versicherte Ketlitz, daß Dr. Schwartz nur deshalb in die Schweiz käme, um für die Deponierung der weiteren fünfzehn Millionen Franken »ebenefalls« besorgt zu sein.

In diesem Sinn wurde Bechers letztes Drohungs-Telegramm beantwortet.

Ich sollte nun in die Schweiz, um Dr. Schwartz zu sprechen. Am 20. Dezember traf ich in St. Gallen ein. Hier fand eine Reihe von Besprechungen statt, an denen auch Nathan Schwalb teilnahm. Alles drehte sich um die Beseitigung der objektiven politischen und technischen Hindernisse, die weiteren Verhandlungen im Weg standen. Hätten die Alliierten, insbesondere die Vereinigten Staaten, auch ihre Zustimmung zur Fortsetzung von Gesprächen mit den Deutschen gegeben und die Überweisung von fünf Millionen Dollar bewilligt, wäre es für den Joint noch immer schwierig gewesen, diese Dollars in Schweizer Franken zu konvertieren. Zwischen Amerika und der Schweiz herrschte eine schwierige Situation, die wegen der Handels- und Finanzbeziehungen der Schweiz zum Dritten Reich entstanden war. Immerhin sollte erreicht werden, daß den Deutschen das Geld, das sie niemals erhalten sollten, zumindest *vorgezeigt* werden sollte.

Es war zu hoffen, daß Dr. Schwartz alles unternehmen würde, um einen Abbruch der Aktion zu vermeiden.

Die Vorschläge der Hijefs-Vertreter

Am nächsten Tag erhielt ich im Hotel den Besuch der Brüder Sternbuch, die in der Schweiz als Beauftragte des Orthodoxen Rabbinerverbands in Amerika und der Hijefs um die Rettungsarbeit bemüht waren. Sie began-

nen mit einer Anklage gegen Saly Mayer, die von einem unerbittlichen persönlichen Haß getragen war, und baten mich, auf Becher einzuwirken, statt mit Saly Mayer mit ihnen »zusammenzuarbeiten«. Sie würden schon »das nötige Geld aufbringen«. Übrigens hätten sie über eine »vornehme Schweizer Persönlichkeit« auch direkte Verbindung zu Himmler.

In meiner Antwort sagte ich, daß der Joint unabhängig von der Person Saly Mayers weder aus politischen noch finanziellen oder psychologischen Gründen aus der Aktion ausgeschaltet werden dürfe. Keine andere jüdische Organisation besitze die Mittel und Möglichkeiten des Joint, keine andere könne den Deutschen schon durch ihren bloßen Namen und ihr Prestige so viel verheißen.

Ich fragte sie, ob es nicht nützlicher wäre, ihre Anstrengungen mit der Arbeit Saly Mayers zu koordinieren, ihre Möglichkeiten, wenn sie solche hätten, in den Dienst der gemeinsamen Sache zu stellen. Auch die erwähnte Schweizer Persönlichkeit — es war Alt-Bundesrat Dr. Jean-Marie Musy — könnte der Aktion behilflich sein, indem sie Himmler auf die politischen und propagandistischen Vorteile hinweise, die sich bei einer Änderung der Judenpolitik für das Dritte Reich ergeben würden.

Die beiden Sternbuchs waren anderer Meinung. Sie hatten den Ehrgeiz, daß Musy in ihrem Auftrag zu Himmler fahren solle, um unter ihrer »Firma« die Herauslassung eines Judentransports zu erwirken.

»Warum soviel Energie für *einen* Transport?« fragte ich sie. »Glauben Sie, daß ein solcher in diesem Augenblick wichtiger ist als beispielsweise die Rettung von 100 000 Juden, die sich im Budapester Ghetto befinden?«

Der Präzedenzfall der Bergen-Belsen-Gruppe war immerhin verlockend. Ein das Ausland betretender Judentransport war spektakulärer, »amerikanischer« als die aufreibende und schwierige Kleinarbeit, die darin bestand,

Im Zeichen dieser »Illegalität« stand auch meine Besprechung mit Dr. Chaim Posner, dem Leiter des Genfer Palästina-Amtes und Schweizer Vertreter des palästinensischen Rettungskomitees. Von Posner erfuhr ich, daß die Zusammenarbeit zwischen den einzelnen jüdischen Institutionen in der Schweiz nicht gerade gut war. Er selbst wurde über die Arbeit unseres Komitees nicht auf dem laufenden gehalten. Richard Lichtheim, der Vertreter der Jewish Agency in der Schweiz, der von der Aussichtslosigkeit jedwelcher Rettungsaktionen überzeugt war, hielt sich von unserer Arbeit fern. Daß Saly Mayer, außer Nathan Schwalb, weder die zionistischen Vertreter noch die Beauftragten des Jüdischen Weltkongresses Dr. Gerhard Riegner oder Dr. Silberschein zur Aktion zugelassen hatte, versteht sich fast von selbst. Schwalb war diese Ehre nur zuteil geworden, weil er die unterirdische Verbindung mit uns in Budapest überhaupt geschaffen und die ersten zögernden Schritte von Saly Mayer zur Beteiligung an der Aktion mit der Impulsivität und unablässigen Energie eines Pioniers inspiriert, wenn nicht sogar erzwungen hatte.

Das Bild der innerjüdischen Idylle in der Schweiz wurde noch durch eine geradezu unvorstellbare und ebenso sinnlose Geheimnistuerei ergänzt, in der schließlich alle von Budapest unter so vielen Risiken gesandten Informationen hoffnungslos versanken. Der von Nathan Schwalb weitergeleitete Teil blieb außerdem ohne jedes Echo.

Mit Mühe und Not ließ sich Saly Mayer dazu überreden, einen Brief zu schreiben, in dem er die Deponierung der zwanzig Millionen bis zur nächsten Grenzbesprechung zusagte. Dieser Brief sollte die Depot-Scheine ersetzen, weil ich befürchtete, daß meine mündlichen Zusagen diesmal nicht genügen würden. Ebenfalls auf mein Drängen hin wurde Becher in diesem Brief gebeten, sich für Gisi Fleischmann einzusetzen, deren tragisches Schicksal uns damals noch nicht bekannt war.

nal des Orthodoxen Krankenhauses in Varosmajor sowie des jüdischen Spitals in der Marosgasse. Bombenangriffe, Artillerie- und Minenwerferbeschuß, Hunger und Krankheiten forderten ununterbrochen Opfer unter den Bewohnern des Ghettos und der »geschützten« Häuser.

Die Razzien der Pfeilkreuzler verschonten aber auch die Kinderheime nicht, deren Nicht-Einbeziehung in das Ghetto Friedrich Born mit Hilfe der neutralen Vertretungen durchgesetzt hatte. Es gab aber kaum mehr eine Autorität, die solche Gemetzel hätte verhindern können, wie sie die Pfeilkreuzler-Detachements sowohl in den »geschützten« Häusern wie auch in den Kinderheimen veranstalteten, wo mit falschen Papieren »arisierte« Erwachsene unter dem Schutz der Tafeln des Roten Kreuzes für die Kinder sorgten. In einzelnen Heimen erschoss man nach einer Leibesvisitation alle Erwachsenen, worauf das Personal aus den anderen Heimen flüchtete. In mehreren Heimen gab es unter den somit ohne Aufsicht gebliebenen Kindern erschreckend viele Opfer.

Während des Artilleriebeschusses, den Bomben- und Maschinengewehrangriffen der russischen Flieger hatten die Grünhemden keine andere Aufgabe als zu rauben, zu plündern und nach versteckten Juden zu suchen, die sie zu Tausenden zur Donau schleppten und mit Maschinengewehren niedermähten.

In der Nacht vom 2. auf den 3. Dezember versuchten Pfeilkreuzler das Lebensmittelmagazin des Columbus-Lagers auszurauben. Die Schutzwache des Lagers feuerte auf die Angreifer: zwei Pfeilkreuzler wurden an Ort und Stelle getötet; die übrigen flüchteten.

Die Polizei griff ein.

Der aufopferungsvolle, tapfere Lagerleiter Moskovics, Lagerarzt Dr. Rafael und sein 17jähriger Sohn wurden als »Vergeltung für den Widerstand« erschossen. Die Arbeits- und Marschfähigen wurden zur Einwaggonierung abgeführt, die übrigen ins Ghetto gebracht.

sendungen ein sicheres Geleit zu stellen. Als Gegenleistung forderte er dafür 150 000 Pengö. Für dieses Geld wollte Eichmann den zwei zum »Schutz« Budapests zurückgelassenen SS-Divisionen Weihnachtsäpfel kaufen.

Der Befehl nützte.

Von nun an hörte die Plünderung der Lebensmittelsendungen auf.

Vom 8. Dezember an versah ein gemeinsames Organ unseres Komitees und des Judenrates, bestehend aus Karl Wilhelm, Lajos Stöckler, Emil Bauer, Otto Komoly und Hansi Brand, die Lebensmittelversorgung. Für die Verpflegung und Aufsicht der Kinderheime sorgte Dr. Osterweil, dem ein beträchtlicher Vorrat an Arzneien wie auch ein kleiner Stab von Ärzten zur Verfügung stand.

Himmler verbietet die Liquidierung des Ghettos

Um den 8. Dezember herum verbreitete sich die Nachricht, daß der pfeilkreuzlerische Minister Kovarcz die Liquidierung des Ghettos gefordert habe, ehe noch die ungarischen Behörden gezwungen wären, die Stadt zu evakuieren. Glaubwürdige Informationen lauteten dahingehend, daß die Regierung Szalasy sich den Standpunkt von Kovarcz zu eigen gemacht habe. Nach einer im Gebäude der Schweizer Gesandtschaft abgehaltenen Konferenz suchte Ingenieur Biss deswegen Becher auf. Er gab ihm die Nachricht bekannt und machte ihn darauf aufmerksam, daß man im Ausland für jede dem Ghetto zustoßende Unbill die Deutschen verantwortlich machen würde. Auch Dr. Billitz bat Becher dringend um eine Intervention. Becher wandte sich an seinen unmittelbaren Vorgesetzten, General Winkelmann. Der SS-General beorderte Kovarcz zu sich. Er verbot den Pfeilkreuzlern, das Ghetto anzutasten und unterstrich vor Kovarcz, daß dadurch deutsche Wirtschaftsinteressen verletzt wür-

den. Winkelmann und Becher verlangten in einem gemeinsamen Telegramm die Zustimmung ihres höchsten Chefs zur Wahrung der Sicherheit des Ghettos. Und Himmler stimmte zu.

Mit dieser Intervention war das Schicksal des Ghettos entschieden. Dagegen waren die außerhalb des Ghettos verbliebenen und »getarnten« Juden vogelfrei. In der Folge erlitt das Ghetto nur noch zwei Angriffe von Pfeilkreuzlern, die eine kleinere Zahl Opfer forderten. Im Endeffekt ergab sich die paradoxe Situation, daß die große Masse der Ghattobewohner am Leben blieb, während ein großer Teil der außerhalb des Ghettos Gebliebenen umkam.

Seine Interventionen im Interesse des Ghettos versuchte Becher in zwei Richtungen auszuwerten. Einerseits telegraphierte er an die Schweizer Grenze und urgierte die Deponierung der noch »ausstehenden« fünfzehn Millionen Franken — im Glauben, daß die fünf Millionen schon zu seiner Verfügung stünden; zweitens forderte er von Biss die Ablieferung der ihm im Zusammenhang mit dem Schutz des Columbus-Lagers angebotenen Lastautos. Ein Preßburger Kaufmann, der sie unserem Komitee angeboten hatte, war geneigt, gegen Zahlung eines beträchtlichen Vorschusses bei Becher vorzusprechen und ihm zu erklären, daß sich die Lastautos in der Slowakei zu seiner Verfügung befänden.

In diesem einen Fall lag es nicht an uns, daß die gekauften und zum Teil schon bezahlten Autos nie in den Besitz der Deutschen gelangten.

Der Tod von Otto Komoly

Ende Dezember zog sich Offenbach, der wegen seines Äußeren und seiner auffallend jüdischen Aussprache besonders gefährdet war, in einen Bunker zurück.

Otto Komoly, Hansi Brand, Ingenieur Andreas Biss und eine engere Garde von Mitarbeitern setzten ihre Arbeit, die hauptsächlich in der Organisation von Lebensmittel-Convoys bestand, so lange fort, bis die Straßenkämpfe das Ghetto erreichten. Dann setzten sie sich nach Buda ab, wohin mittlerweile auch Friedrich Born übersiedelt war; die Angelegenheiten des Roten Kreuzes in Budapest führte unterdessen der aus der Schweiz angekommene Délégué adjoint Hans Weyermann weiter.

Da der Verkehr auf den Straßen wegen der Beschießung immer gefährlicher wurde, zog Komoly am 28. Dezember von seiner Wohnung ins Hotel Ritz, wo sich das Hauptquartier Weyermanns befand.

Am 1. Januar erschienen Detektive im Hotel. Sie unterzogen Komoly einem Verhör und führten ihn dann fort, angeblich in das Parteihaus der Pfeilkreuzler in der Varoshazgasse. Die Geheimpolizisten versicherten Weyermann, daß Komoly innerhalb einer Stunde zurückkehren würde. Weyermann nahm dies zur Kenntnis, und so ging Komoly allein mit ihnen. Den Mitgliedern des Komitees, die mittlerweile von Frau Komoly alarmiert worden waren, gelang es selbst bei Ausnützung sämtlicher Verbindungen nicht, festzustellen, wohin man ihn geführt hatte und was mit ihm geschehen war. Becher und sein Stab hatten Budapest schon am 23. Dezember verlassen, und so stand die deutsche Verbindung, die man zur rechten Zeit vielleicht mit Erfolg hätte einsetzen können, nicht zur Verfügung.

Dasselbe Schicksal wie Otto Komoly ereilte auch den Führer des Haschomer Hazaïr, Simcha Hunwald, der zusammen mit Arthur Weiss das von der Schweiz geschützte Haus in der Vadaszgasse verwaltete.

Pest und das Ghetto wurden in der Zeit vom 13. bis 16. Januar, Buda, wo sich drei Kinderheime und etwa 10 000 versteckte Juden befanden, erst am 13. Februar befreit.

UM DIE RETTUNG DER ÜBRIGGEBLIEBENEN JUDEN IM REICH

Im Nachfolgenden werden Ereignisse und Eindrücke seit meiner Abreise aus der Schweiz bis zum Abschluß der Aktion tagebuchartig wiedergegeben.

Eichmann sabotiert Himmlers Befehle

30. Dezember 1944. Eintreffen in Wien. Die Weiterreise nach Budapest ist nicht möglich. Zu meinem Glück ist Becher in Wien. Mit einem Teil seines Stabs befindet er sich im Hotel Imperial. Auf seine Intervention hin bekomme ich durch Vermittlung von Dr. Adolf Ebner, dem stellvertretenden Chef der Wiener Gestapo, ein Zimmer im Grand Hotel. Ich besitze einen deutschen Fremdenpaß, ausgestellt von der Deutschen Gesandtschaft in Budapest, ohne Angabe der »rassischen« Herkunft.

Dr. Billitz liegt mit hohem Fieber im Cottage-Sanatorium. Er erzählt, Becher habe veranlaßt, die Flugzeug- und Waffenfabrik von Csepel abzumontieren; jetzt wolle er sie irgendwo in Österreich in Betrieb setzen. Am 24. Dezember habe Becher aus Wien seinen Adjutanten nach Budapest geschickt, um Dr. Billitz zu holen. Billitz wollte zwar in Budapest bleiben, fuhr aber dennoch zu Becher, um mit ihm zu sprechen.

Zwei Stunden später hatte sich der russische Ring um Budapest jedoch geschlossen.

»Nun bin ich allein hier, ohne Familie«, erzählte er. »Ich habe die Rolle neben Becher ursprünglich nur übernommen, um das Manfred-Weiss-Werk zusammenzuhalten und das alte Personal, darunter auch das jüdische, zu schützen. In Budapest konnte ich mich wenigstens noch damit trösten, daß ich etwas für Ungarn tat. Jetzt verlangt man aber von mir, hier zu helfen, Waffen gegen die alliierten Mächte zu schmieden. Was glaubt Becher denn eigentlich?«

Billitz bestätigte noch, daß die Pfeilkreuzler-Regierung Mitte Dezember die Ausrottung des Ghettos beschlossen habe. Ingenieur Komoly, Ingenieur Biss und er hätten sich bei Becher eingesetzt, und Becher habe bei General Winkelmann vorgeschlagen. Der letztere hätte den Pfeilkreuzlern mit allem Nachdruck verboten, das Ghetto auch nur anzutasten.

Zehn Tage später starb Dr. Billitz an Flecktyphus. Auf dem evangelischen Friedhof wurde dieser begabte Jude und treue Ungar, der mit dem Judentum erst in den letzten Monaten in Berührung gekommen war und unserer Aktion durch Beeinflussung Bechers große Dienste geleistet hatte, von einem evangelischen Pfarrer als »Märtyrer der deutschen Sache« bestattet.

Januar
3. Januar 1945. Ich werde zu Dr. Adolf Ebner vorgeladen. Er empfängt mich im berühmten Gebäude der Wiener Gestapo, dem Hotel Metropol. Es wird mir vorgeschrieben, ich dürfe mit »Ariern« nicht verkehren, keine Bekanntschaften machen; niemand dürfe wissen, daß ich Jude sei.

Nachmittags Besuch im jüdischen Notlazarett in der Malzgasse 16. Chefarzt und zugleich »Faktotum«, Dr. Tuchmann, leistet seine Arbeit mit großer Hingabe. Dort findet auch mein erster Kontakt mit den 15 000 Juden statt, die hier »auf Eis gelegt« worden sind.

4. Januar. Becher hat in der Hohenstaufengasse das neue Büro des Manfred-Weiss-Konzerns eingerichtet. Nachmittags kommt es zum erstenmal zu einer ausführlichen Aussprache mit ihm. Vor allem erkläre ich, daß die fünf Millionen trotz der politischen Schwierigkeiten deponiert worden sind. In der Schweiz sei aber erst durch die Ankunft der Bergen-Belsen-Gruppe und durch eine neue Intervention von McClelland eine Entspannung der Lage eingetreten.

Mit dem Geld könnte später Ware gekauft werden, auch solche, die er sich wünsche: 122 Traktoren und 30 Lastkraftwagen würden ausbezahlt. Die Lieferung könne aber erst später erfolgen. Hingegen wären drei Waggon Ovomaltine, Kondensmilch und Käse schon im Lauf des Dezembers aus der Schweiz in Konzentrationslager nach Deutschland geliefert worden.

Für die Zukunft — sage ich Becher — würden unsererseits wahrscheinlich nur solche Leistungen in Betracht kommen, die durch das Internationale Rote Kreuz gehen könnten; so könnte man zum Beispiel auf unsere Kosten Pakete an deutsche Kriegsgefangene bei den Alliierten schicken, wenn Himmler gleichzeitig erlauben würde, daß wir Pakete mit Lebensmitteln und Arzneien an jüdische Insassen der Konzentrationslager unter der Kontrolle des IRK senden. Sollte er andere Möglichkeiten erwägen, gäbe es

- a) den (bereits erwähnten) Plan von Billitz zur Ausnutzung des ungarischen Einfuhrkontingents aus der Schweiz und
- b) eine Austauschaktion zwischen Juden im Reich und Volksdeutschen aus russisch besetzten Gebieten.

Becher erklärte düster, er habe McClelland ausdrücklich gesagt, daß als Gegenleistung bei unserer Aktion nur kriegswichtige Waren in Betracht kämen. Er werde die

Vorschläge aber Himmler unterbreiten. Der »Reichsführer« würde entscheiden, ob die Verhandlungen auf dieser Basis weitergeführt werden könnten oder nicht.

Der Brief, den ich Becher von Saly Mayer mitgebracht habe, hatte auf mein Drängen eine Anfrage über das Schicksal Gisi Fleischmanns enthalten.

Becher verfaßt darauf folgendes Telegramm an Eichmann, der gerade in Berlin war. »Der Reichsführer-SS möchte wissen, wo sich Frau Gisi Fleischmann aus Preßburg befindet.«

8. Januar. Eichmanns telegraphische Antwort an Becher lautete: »Die Jüdin Gisi Fleischmann wurde von der slowakischen Polizei ertappt, als sie einen Greuelbericht über die slowakischen Judenmaßnahmen an einen Schweizer Joint-Juden abfaßte, obzwar dieselbe Jüdin von SS-Hauptsturmführer Brunner die Vertrauensaufgabe der Verpflegung der internierten Juden erhielt. Die Jüdin Fleischmann hat darüber hinaus dem Schweizer Konsul in Preßburg erklärt, es gehe den Deutschen bereits so schlecht, daß sie auf die wirtschaftliche Hilfe der Juden angewiesen seien.«

Das Telegramm ist zwar verständlich, doch ich tue so, als ob ich es nicht verstünde, und bitte Becher, Eichmann zu einer klaren Antwort zu veranlassen.

Besuch bei Wisliczeny

9. Januar. Wisliczeny empfängt mich nachmittags in seiner Wiener Wohnung. Er hat viele Bücher, darunter die besten Werke der jüdischen und zionistischen Literatur: Ruppins Soziologie, Bände von Stefan und Arnold Zweig, Emil Ludwig, Lion Feuchtwanger und Karl Kraus. Auch die neueste politische Literatur, wie Davis' »Mission in Moscow« befindet sich in seiner Bibliothek.

Wisliczeny erzählt nun mit viel weniger Zurückhaltung als früher über Himmlers Verbot der weiteren Vernichtung von Juden und dessen Vollzug:

»Eichmann machte die größten Anstrengungen, um diesen Befehl zu sabotieren. So telegraphierte er an die Kommandanten der jüdischen Konzentrations- und Arbeitslager in Polen, die vom russischen Einmarsch bedroht waren: »Das Leben der Juden ist prinzipiell zu respektieren. Falls sie bei der Räumung des Lagers aber Widerstand leisten oder Schwierigkeiten machen, soll man sie schärfstens bestrafen.« Jetzt ist Eichmann wütend, weil nicht alle Lagerkommandanten seine Absichten verstanden und viele von ihnen die jüdischen Insassen bei der Räumung den Russen überlassen oder sie ins Reich zurückgeführt haben. Es gab aber auch Kommandanten, die den Befehl laut den Intentionen Eichmanns deuteten und die evakuierten Juden auf dem Rückweg erschießen oder in Fußmärschen zugrunde gehen ließen.«

»Wieso wagt es Eichmann, Himmlers Befehl zu sabotieren?« frage ich.

»Er wird schon irgendein Telegramm aufweisen. Müller und Kaltenbrunner werden ihn dabei decken. Ich weiß übrigens, daß wir dafür zu zahlen haben werden. Ich kann nur wenig dagegen tun. Ich habe meine Mutter hier; mein Bruder ist Ritterkreuzträger in der Armee. Wissen Sie übrigens, daß nicht einmal wir, die Offiziere des Judenkommandos, bis zum Frühling 1942 von den Gaskammern gewußt haben? Eichmann hat uns damals zu einer Konferenz nach Berlin beordert und uns mitgeteilt, daß mit den europäischen Juden nun rasch ausgeräumt werden müsse. »Der Krieg geht bald zu Ende«, hatte er gesagt, »und nach Friedensschluß wird uns die Anwendung solcher Methoden nicht mehr möglich sein. Wir müssen uns beeilen.«

Ich hatte den Mut zu bemerken: »Gebe Gott, daß diese Methoden niemals gegen uns angewendet werden!«

Wisliczeny bei Verbot des Fußmarsches
Nur Eichmann wollte den Todesmarsch

Wisliczeny erzählt weiter: »Ich wollte auch bei dem unglücklichen Fußmarsch aus Budapest helfend eingreifen. Gegen Eichmann war es aber unglaublich schwer, auch nur das Mindeste durchzusetzen.

Sie erinnern sich wohl noch, daß die Einstellung dieses Fußmarsches auf Wunsch von Jüttner, Höß und Krumej erfolgte, und wie Sie wissen, war Höß Kommandant von Auschwitz. Als er von Himmler die Direktive erhielt, die Gaskammern zu sprengen, ging er zu Himmler, um neue Weisungen für die Behandlung der Juden einzuholen. Auf dem Rückweg kam er dann mit Jüttner und Krumej nach Budapest.

Eichmann wollte das Verbot nicht respektieren. Er verlangte, daß Himmler ihm den Befehl schriftlich mitteile. Höß und Krumej telegraphierten damals an das Reichssicherheitshauptamt. So traf Ende November auch das schriftliche Verbot Himmlers ein. Daraufhin gingen Tausende, die in der ersten Dezemberwoche deportiert wurden, schon per Eisenbahn ab. Und Sie können sich darauf verlassen, daß es im Dezember noch viel weniger Transportmöglichkeiten gab als Anfang November, da Eichmann die Fußmärsche angeordnet hatte.

Nach meiner Schätzung wurden in der letzten Phase 35 000 bis 45 000 Juden aus Budapest abtransportiert. Über 10 000 davon waren »Arbeitsdienstler«, die in gutem physischem Zustand zur Grenze kamen. Eine Ausnahme bildeten diejenigen aus der Kupfermine von Bor, ungefähr 1500 an der Zahl. Diese sahen elend aus und mußten erst in einem Erholungslager untergebracht werden. Ich war damals an der deutschen Grenze in Zurndorf mit der Übernahme der zu Fuß ankommenden Juden beschäftigt. Ich habe mit dem ungarischen Grenzkommandanten auf der anderen Seite sowie mit den Delegierten des Internationalen und des Schwedischen Roten Kreuzes verein-

kam es zu einer stürmischen Auseinandersetzung. Eichmann sagte, es sei nicht wahr, daß die Leute die Fußmärsche nicht aushielten, worauf ihm Krumej vorsichtig erwiderte: »Paß auf, Adolf, ich glaube dir alles bis auf das, was ich mit eigenen Augen sehe.«

2
Ich sagte Wisliczeny schließlich, daß die Deportation des Restes der slowakischen Juden auch ihn persönlich schwer belasten würde, und fragte ihn zugleich, was mit Gisi Fleischmann geschehen sei und ob für ihre Rettung nicht doch noch etwas getan werden könnte?

»Ich hatte über Eichmanns Kopf hinweg in Berlin erwirkt, daß man mich als zweiten Beauftragten nach Preßburg ernannte. Ich fuhr sofort hin in der Hoffnung, die Maßnahmen verzögern und Gisi retten zu können. Als Brunner davon erfuhr, daß ich in Preßburg eingetroffen war, eilte er nach Szered und ließ Gisi außer der Reihe deportieren. Als ich ihn daraufhin zur Verantwortung zog, antwortete er mir, seine Linie sei die richtige, und Eichmann würde zum Schluß ihm recht geben.

Brunner gehörte in unserem Kommando zu der schlimmsten Sorte. Es kann sogar sein, daß er einen Sonderbefehl zur Vernichtung Gisis mitgab, als er sie nach Auschwitz schickte.«

So weit der Bericht Wisliczenys.

Die 15 000 ungarischen Juden in Österreich

10. Januar. Besuch bei Krumej im Gebäude einer früheren jüdischen Schule in der Kasteletzgasse 35. Der offizielle Titel seines Büros lautet: »Der Höhere Befehlshaber der SS und Polizei in Ungarn — Sondereinsatzkommando — Außenkommando Wien.«

Zwei SS-Hauptsturmführer, Dr. Seidel und Schmitzhofen, und einige Scharführer sind ihm unterstellt.

nicht auf der Straße gehen, außer wenn sie zur Arbeit geführt werden, und auch dann nur in Begleitung eines ›arischen‹ Aufsehers oder eines Jupo.« Jupo, Judenpolizist, nannte man die deportierten Juden, die das Verhalten der anderen zu überwachen hatten. »Sie dürfen mit der ›arischen‹ Bevölkerung nicht verkehren. Es ist ihnen strengstens verboten, in Geschäften Einkäufe zu tätigen, zu rauchen . . .«, und in diesem Tenor weiter.

In jedem Lager befindet sich ein Arzt, selbst ein Deportierter, der Krumeys Berichte über den Gesundheitszustand schickt und Vorschläge für die Sendung von Arzneien macht. Die Lager in Wien und Umgebung werden außerdem ständig von den Kontrollärzten des jüdischen Krankenhauses besucht. Kranke werden dorthin eingeliefert. Das Kommando zahlt für jeden Kranken fünf Reichsmark pro Tag an die Wiener jüdische Gemeinde. Schwieriger ist das Problem der Bestattung der Toten. »Ich war bereit«, so fährt Krumeys fort, »die Toten zwecks Bestattung der jüdischen Gemeinde in Wien zu übergeben. Dr. Löwenherz, der Amtsdirektor der Kultusgemeinde in Wien, verlangte für jede Bestattung aber 150 RM. Ich habe diese Summe für übertrieben gehalten. Jetzt zahle ich 50 RM pro Bestattung, ich weiß aber nicht, was die Gemeinde bei einer Bestattung soviel kosten kann.«

Über die ungarischen Juden in Österreich wird vom Außenkommando genaue Evidenz geführt, auch über jene, die »zur Strafe« nach Auschwitz geschickt worden sind. »Sie hatten Geld bei sich, gingen zum Friseur, sogar ins Kino — —!« erklärt Krumeys.

In der Kartothek arbeiten acht ungarische Jüdinnen, die im jüdischen Krankenhaus wohnen und in Krumeys Büro täglich acht Stunden zu arbeiten haben. Über die genaue Zahl der in Österreich eingesetzten ungarischen Juden macht Krumeys einige Angaben. Rund 17 500 bis 18 000 waren nach Österreich gebracht worden. Fast

tausend von ihnen seien eines natürlichen Todes oder infolge von Krankheiten gestorben. 170 von ihnen wurden nach Bergen-Belsen versetzt. Einige — wie viele? — habe er nach Auschwitz geschickt, »zur Strafe«. Den Rest schätzt Krumeys auf zirka 15 000.

Schließlich erklärt Krumeys, die ungarischen Juden seien mit Bekleidung, hauptsächlich mit Winterkleidern, sehr schlecht versorgt. Er fragt mich, ob ich in dieser Hinsicht im Ausland nicht etwas unternehmen könnte.

Was geschieht im belagerten Budapest?

11. Januar. Becher kehrt von seinem Besuch bei Himmler zurück. Anlässlich der Audienz wurde er zum SS-Staffelführer befördert und ist damit sichtlich sehr zufrieden.

Er erzählt: »Der ›Reichsführer‹ war nicht wenig bestürzt, als er von den inzwischen bei der Gelddeponierung aufgetauchten Schwierigkeiten erfuhr. Die Vereinbarung zwischen McClelland und mir war doch klar. Was würden Sie dazu sagen, wenn ich mich im Namen des ›Reichsführers‹ zu etwas verpflichtet, es aber nicht erfüllt hätte?«

Ich bemerke, in demokratischen Ländern gingen die Dinge eben nicht so einfach vor sich. Auch sonst seien seine Bemühungen vergeblich, weil Eichmann sowieso alles auf den Kopf stelle. Er respektiere nicht einmal einen Befehl seines ›Reichsführers‹. Beim Rückzug im Osten seien auf Eichmanns Befehl Juden zu Zehntausenden ermordet worden.

»Woher wissen Sie das eigentlich?!«

»Ich habe es aus absolut verlässlicher Quelle erfahren. Solange die Exekutivgewalt in Eichmanns Händen bleibt, ist alles vergeblich. Es wäre anders, wenn Sie die Exekutive allein in der Hand hätten . . .«

»Reichsführer« Menschen für Geld verkauft. Das ist eine unerhörte Sache, die sehr unangenehme Folgen haben könnte. Kaltenbrunner sagt mir, er habe fünf bis sechs solcher Berichte erhalten und sehe sich gezwungen, dem »Reichsführer« hievon Meldung zu erstatten. Da müßten Sie ihre ausländischen Freunde einschalten!

Ich sehe andererseits, daß sich neuerlich gewisse Herren im Reichssicherheitshauptamt wie Schellenberg ebenfalls in die Judenfrage einschalten möchten. Es sind dieselben Herren, die mir immer energisch von dieser Aktion abgeraten haben! Und jetzt wollen sie mit mir wetteifern!«

Danach behandelten wir die einzelnen Vorschläge, die ich ihm letzthin gemacht hatte. Der »Reichsführer« wäre bereit, das jüdische Geld für Rote-Kreuz-Pakete zugunsten deutscher Kriegsgefangener in alliierter Hand verwenden zu lassen, wenn man die Aktion auch auf die in russischer Gefangenschaft befindlichen Deutschen ausdehnen könnte, sagte er. Die anderen praktischen Vorschläge, wie den Plan von Billitz, wolle er sich noch überlegen. Eine Austauschaktion sei jetzt nicht aktuell; sie könne es aber werden, wenn es zur Entsetzung Budapests käme.

In der Sache Gisi Fleischmann läßt er an Eichmann ein zweites Telegramm aufgeben: »Der Reichsführer möchte wissen, wo sich Frau Gisi Fleischmann befindet. Falls sie nicht aufzufinden wäre, bittet er um eine Erklärung dafür.«

»Der Text ist nicht ganz glücklich«, wende ich ein.

»Die Beurteilung dessen wollen Sie vielleicht mir überlassen«, antwortet Becher scharf.

»Geben Sie Eichmann bitte nicht gleich die Möglichkeit, eine ausweichende oder negative Antwort zu erteilen. Es wäre vielleicht nützlich hinzuzufügen, daß man sie am 18. Oktober von Szered abgeführt hat. Ich plädiere hier nicht nur für eine pflichtbewußte, aufopfernde Frau; es

wäre zugleich für die ganze Aktion von außerordentlicher Bedeutung, wenn man sie auffinden könnte. Es würde im Ausland den besten Eindruck machen.«

»Ja, wissen Sie, wir erfüllen und erfüllen, und die andere Seite hält ihre Zusagen nicht.«

1945
Ich schlage ihm schließlich vor, weitere Transporte herauszulassen und zwar aus Bergen-Belsen, Österreich und Theresienstadt. Becher erklärt, er sei bereit, einen Transport von 1500 Personen gegen Zahlung von 200 000 Dollar in der Schweiz hinauszulassen.

12. Januar. Besprechung im Hotel Imperial mit Dr. Thudichum, dem Delegierten des Internationalen Roten Kreuzes. Er erklärt sich bereit, eine Aktion einzuleiten, um die ungarischen Juden mit Kleidern, Schuhen und zusätzlichen Lebensmitteln zu versorgen. Die Aktion solle bei Becher und Krumey von mir unterstützt werden. Er habe ein Angebot auf 25 Tonnen Lebensmittel vorliegen, die gegen Schweizer Franken gekauft werden könnten.

Später stellt sich heraus, daß es sich um einen Teil derjenigen Lebensmittel handelt, die wir aus Budapest für die ungarischen Juden nach Wien geschickt hatten. Ursprünglich waren diese Lebensmittel in den Magazinen der Gemeinde in der Seitenstettengasse 4 verstaubt gewesen; ein Teil davon wurde tatsächlich für die ungarischen Juden verwendet, der größere Teil aber ist in den verschiedenen Kanälen der Wiener Gestapo und des Außenkommandos verschwunden.

Wien – die Stadt ohne Juden

13. Januar. Auf den Trümmern des einstigen Wiener Judentums, das über 200 000 Seelen umfaßte, das Theodor

Wien
Herzl und Rabbiner Zwi Perez Chajes, Hugo von Hofmannsthal, Stefan Zweig und Sigmund Freud hervorgebracht und auf allen Gebieten so Großartiges geschaffen hatte, leben nur noch hundertachtzig Juden; 125 000 sind ausgewandert, 50 000 wurden deportiert.

Ende 1942 waren nur noch die »Jupos«, ein Teil der Gemeindeleitung und der Beamten sowie das Personal des jüdischen Krankenhauses zurückgeblieben. Im März 1943 hatte Eichmann die Abtransportierung dieser letzten Reste nach Theresienstadt beschlossen. Dr. Ebner war aber dagegen gewesen. In Wien lebten 5000 bis 6000 Mischlinge oder mit »Ariern« verheiratete Juden. Die jüdischen Ehegatten und Mischlinge waren in vielen Fällen als Juden zu betrachten; sie bekamen die für Juden vorgeschriebenen Lebensmittelmarken und konnten in »arischen« Krankenhäusern, Kinder- und Altersheimen nicht untergebracht werden.

Auf Vorschlag Dr. Ebners beschloß man, einen Teil der Gemeindeverwaltung und des Personals dieser Institutionen in Wien zu behalten. Die »Jupos« schickte man nach Theresienstadt. Dr. Löwenherz und Dr. Tuchmann blieben mit hundertachtzig anderen zurück.

Auf die für Juden bestimmten Lebensmittelmarken bekommt man in einem dafür bestimmten Geschäft herabgesetzte Rationen von Brot, Butter, Käse, Konfitüre, Zucker, schwarzem Mehl und Nährmitteln.

Fleisch, Fische, Geflügel, Obst, Milch, Eier, Zigaretten und Kleider dürfen Juden nicht beziehen. Die als Juden geltenden haben den Stern zu tragen. Ausgenommen davon sind seit einigen Monaten nur Dr. Tuchmann und die Ärzte des Krankenhauses, die die Arbeitslager der deportierten Juden zu besuchen haben.

Dr. Tuchmann darf mit einem Lastauto täglich auf den Markt fahren und Einkäufe tätigen. Dem Notlazarett gegenüber, in der Malzgasse 7, ist das Altersheim und ein

tschechischen und russischen Partisanen gekämpft. Viele Jugendbündler aus den anderen Teilen des Landes schlossen sich ihnen an. Sie bildeten eine eigene Kampfgruppe, die von den Deutschen aber größtenteils aufgerieben worden ist. Heute dürften in der Slowakei noch 3000 bis 3500 Juden leben. Niemand weiß, wie viele in die Berge geflüchtet sind und wie sie dort die Kälte dieses Winters überstehen werden.

Für die Versteckten in Preßburg ist eine akute Gefahr dadurch entstanden, daß die slowakischen Behörden auf deutschen Druck hin die Räumung der Stadt für den Fall eines russischen Vorstoßes angeordnet haben. Die Slowaken, bei denen Juden versteckt sind, haben nun begreiflicherweise Angst, daß diese bei der Räumung entdeckt werden. Die Lage der Versteckten verschärft sich deshalb von Tag zu Tag.«

24. Januar. Kurzes Gespräch mit Kurt Becher. Ich beklage mich über die Lage in Preßburg. Becher erklärt, er sei mit der Wiederinbetriebsetzung der Fabriken und der Räumung kriegswichtiger Betriebe und Waren aus Westungarn dermaßen beschäftigt, daß er nicht in der Lage sei, noch andere Aufgaben zu übernehmen. Er werde sich diesen Punkt aber überlegen.

25. Januar. Die Tagesangriffe der Amerikaner wiederholen sich täglich und werden immer schärfer. Anfang Januar, unter dem Eindruck der Rundstedt-Offensive, dachten einige Wiener noch an die Möglichkeit eines Kompromißfriedens. Der gewaltige russische Vormarsch im Osten bereitete diesen Illusionen aber ein Ende. Eine hysterische Angst befällt sie nun vor den täglichen Luftangriffen.

26. Januar. Ich schlage Becher vor, dem Delegierten des Internationalen Roten Kreuzes in Wien das Recht einzuräumen, die jüdischen Arbeitslager zu besuchen, Karto-

2
1
2
theken anzulegen und Pakete mit Lebensmitteln und Kleidern zu verteilen.

Dazu Becher: »Von Ihrem Unfug mit dem Roten-Kreuz-Delegierten habe ich schon gehört. Ich sagte Krumeys bereits, daß ich nichts dagegen habe, wenn sich der Mann vom IRK in jüdische Sachen einmischt, aber Sie müssen gut aufpassen und die Angelegenheit nicht zu auffallend machen. Sie wissen ja, wie gern mich Kaltenbrunner auf irgendeine Art kompromittieren möchte.«

Während des heutigen Alarms war ich im Krankenhaus. In der Malzgasse 16 ist überhaupt kein Luftschutzkeller. In einem traurigen Convoy werden die Schwerkranken mit Tragbahnen über die Straße hin- und zurückgetragen. Ihre Nervosität, ihre Todesangst greift auf alle anderen Kranken über und gestaltet die täglichen Besuche der Liberators zu einer Tortur. In der feuchten Kellerluft bekommen Säuglinge und kleine Kinder Lungenentzündung. Den Müttern wird anheimgestellt, mit den Säuglingen im Zimmer zu bleiben, aber sie ziehen den Keller vor.

27. Januar. Die Zahl der von den Ostwallbauten geflüchteten und im jüdischen Krankenhaus aufgetauchten ungarischen Juden ist auf fünf gestiegen. Wer trägt die Verantwortung, wenn die Flüchtigen entdeckt werden? Die am »Südostwall« eingesetzten und jetzt von der Wiener SA bewachten ungarischen Juden werden ebenfalls in die Kompetenz Krumeys überwiesen. Er hofft, in kurzer Zeit eine vollständige Namenliste aller zu bekommen und Kartotheken einzurichten, um alle ähnlich wie die 15 000 behandeln zu können.

Die »Aktion Musy«

29. Januar. An der Besprechung bei Becher nehmen diesmal Krell, Ketlitz und der administrative Leiter des Becher-

schen Büros, Oberreich, teil. Becher erzählt nervös, seine Gegenspieler im Reichssicherheitshauptamt hätten durch Spione in der Schweiz und die Gestapo in Bregenz an Himmler melden lassen, daß die Linie der Jewish Agency und des Joint falsch sei und McClelland ausschließlich eine Hinhaltepolitik betreibe.

Demgegenüber, so behaupten die Herren im Reichssicherheitshauptamt, habe der Schweizer Alt-Bundesrat Musy Waren, Geld und »Propaganda« versprochen, falls man weitere Transporte von Juden aus dem Reich in die Schweiz hinausließe.

Nun ist Becher nach Berlin beordert, um Himmler Bericht zu erstatten. Wir sollen mit Krell daher sofort an die Grenze fahren.

Krell hat strikten Befehl, nach Besprechung mit Saly Mayer auf folgende Fragen telegraphisch mit einem klaren Ja oder Nein zu antworten:

1. Hat Saly Mayer den Depot-Schein über die Anfang Dezember angeblich deponierten fünf Millionen?
2. Hat Saly Mayer den Depot-Schein über die Deponierung der weiteren fünfzehn Millionen?
3. Sind diese Summen zur uneingeschränkten Verfügung von Kurt Becher erlegt worden?
4. Ist Saly Mayer bereit, Kurt Becher ein Einreisevisum in die Schweiz zur Fortsetzung der Verhandlungen zu beschaffen?

In derselben Nacht um 12 Uhr fahre ich vom Westbahnhof mit Krell und Ketlitz ab.

31. Januar. Nach wechselvoller Fahrt mit Tiefflugangriffen alliierter Jäger und wiederholtem Umsteigen erreichen wir Bregenz.

In St. Margrethen verspricht Saly Mayer am Nachmittag, die Abschrift eines Briefes zu zeigen. Demgemäß würden zwanzig Millionen Schweizer Franken zur gemeinsamen Verfügung Roswell McClellands und Saly Mayers bei

einer Schweizer Bank zum Zweck der Verhandlungen mit einer unter Kurt Bechers Leitung stehenden deutschen Gruppe erlegt sein.

Krell verlangt befehlsgemäß Änderung des Textes: Das Geld solle zur Verfügung Kurt Bechers erlegt werden.

2. *Februar*. Nachmittags hätten wir uns an der Grenze mit Saly Mayer treffen sollen. Krell wollte Anhaltspunkte, um an Becher nicht negativ berichten zu müssen. Vormittags trifft von der Grenze eine telephonische Mitteilung ein: »Saly Mayer ist durch Familienangelegenheiten in Anspruch genommen.«

5. *Februar*. Krell erzählt furchtbar aufgeregt, daß er aus Berlin angerufen worden sei. Man hätte ihm mitgeteilt: »Die Verhandlungen mit Saly Mayer sind sofort abbrechen, weil Saly Mayer die Sache bewußt und planmäßig sabotiert. In Berlin sind Verhandlungen mit einer anderen Gruppe im Gang, die innerhalb von fünf Tagen »sensationelle Ergebnisse« für beide Parteien zeitigen werden. Kurt Becher kann zu diesen Verhandlungen eventuell auch hinzugezogen werden.«

Becher telephonierte später selbst vom Hauptquartier Himmlers wieder. Er sagt, daß 1000 Juden als weiteres Zeichen guten Willens in die Schweiz geschickt würden. Sie seien bereits unterwegs.

6. *Februar*. 1200 Juden aus Theresienstadt treffen in der Schweiz ein. Bundespräsident von Steiger teilt Saly Mayer mit, daß Alt-Bundesrat Musy den Transport organisiert habe.

7. *Februar*. Offiziöses Communiqué in der Schweizer Presse: »Im Auftrag der Aguda und des Verbandes Orthodoxer Rabbiner in den Vereinigten Staaten hat Alt-Bundesrat Musy bei Himmler durchgesetzt, daß Juden aus

immer wieder ausgewichen. »Persönlich« meinte er, daß noch etwa 600 000 leben könnten. Der besser informierte Wisliczeny sprach davon, daß es nur noch etwa 250 000 wären.

12. Februar. Becher reist von St. Margrethen wieder ab.

24. Februar. Infolge der amerikanischen Bombardierungen ist es seit einer Woche nicht möglich, den Zeitpunkt der Grenzbesprechung zwischen McClelland und Becher telephonisch mit Wien zu vereinbaren. Der Zusammenbruch des Reichs ist nähergerückt, doch er droht zugleich, auch den Rest der Juden unter seinen Trümmern zu begraben.

Der persönliche Kontakt zwischen Becher und McClelland könnte heute mehr bedeuten als zehn Depot-Scheine. Ich fahre mit dem Rendezvous-Vorschlag McClellands nach Wien.

Wisliczeny bremst Eichmann

Wisliczeny, der zwei Tage vorher aus Berlin zurückgekehrt ist, erzählt mir: »Ich bin soeben zum Inspekteur von Theresienstadt ernannt worden. Ich war gerade in Berlin, als Hunsche aus Prag an Eichmann telegraphisch die Frage richtete, was im Fall eines russischen Vorstoßes mit Theresienstadt geschehen solle. Eichmann erklärte selbstverständlich sofort, die Juden müßten restlos ausgerottet werden. Ich sagte ihm, ich sei damit einverstanden; ich wollte nur wissen, ob er glaube, sämtliche Spuren eines solchen Massenmordes verwischen zu können. Ich kenne Eichmann nämlich gut. Er war zur Verantwortung gezogen worden, als die Gaskammern und Krematorien in Majdanek fast unversehrt in die Hände der Russen gefallen waren. Durch die ganze alliierte Welt war damals ein Aufschrei der Entrüstung gegangen.

Eichmann - cheff!

Vor einem neuen Skandal hat Eichmann Angst. Er antwortete deshalb sofort: »Nein, nein! Ich habe genug! Ich habe genug!«

Er akzeptierte meinen Vorschlag, die Juden in Theresienstadt im Fall eines russischen Einbruchs an ihrer Stelle zu belassen. Tschechische Polizisten werden sie bewachen, während unsere Leute den Befehl erhalten, sich in die Berge zurückzuziehen. Um das Lager wird nicht gekämpft werden.

Ich habe mit Eichmann auch über eine Entlastung von Bergen-Belsen verhandelt. Dort sind jetzt mehr als 60 000 Juden aus den verschiedenen Konzentrationslagern, besonders aus Auschwitz angehäuft. In Zukunft werden Transporte nur nach Theresienstadt dirigiert. Wir haben außerdem nach Bergen-Belsen telegraphiert, daß man von dort 3000 ebenfalls nach Theresienstadt überführen soll, vor allem Juden aus Griechenland und solche mit amerikanischer Staatsbürgerschaft. In Wien sind jetzt viele ungarische Juden wegen der Zerstörung der Fabrikanlagen arbeitslos geworden. Ich werde zur Entlastung Krumeys hiervon einen Transport von 1500 nach Theresienstadt umdirigieren. Denn was Theresienstadt anbelangt, ist der Befehl Eichmanns an den Kommandanten schriftlich niedergelegt worden.

Meiner Berechnung nach wurden in der Umgebung von Auschwitz 40 000 und bei Lodz 60 000 Juden von den Russen befreit. Eichmann hat zwar alles mögliche unternommen, um das zu verhindern; es ist ihm aber nicht gelungen.

Was macht Eichmann im Fall der Belagerung Berlins? Auf höheren Befehl hat er vor einigen Tagen das Judenreferat abtreten müssen. Er hat die Angelegenheiten der christlichen Kirchen übernommen, hat dazu jedoch keine Lust und versteht auch nichts davon. Er sagte, er sei entschlossen, in Berlin zu bleiben und zu kämpfen. Jetzt übt er sich mit der Panzerfaust und ähnlichen Scherzen. Sein Stellver-

Wielingeni

treter ist Hunsche, der die Abteilung IV B 4 von Prag aus leiten wird, falls der Norden vom Süden abgeschnitten werden sollte. Ich habe mich immer mit Händen und Füßen gegen die Vergasungen gewehrt. Ich weiß, daß uns das moralisch viel geschadet hat. Aber Ihre Zahlen, Dr. Kastner, sind übertrieben.

Nach den statistischen Angaben Eichmanns sind eineinhalb Millionen Juden vergast und weitere drei mit anderen Methoden vernichtet worden. Ich glaube nicht, daß mehr als fünf Millionen Juden umgekommen sind. Sie werden noch Überraschungen erleben... Es wurden mehr Juden von den Russen befreit, als Sie sich vorstellen...

Professor Burckhardt, der Präsident des Internationalen Roten Kreuzes, hat die Absicht, Theresienstadt zu besuchen. Eichmann will ihm das Lager persönlich zeigen. In Theresienstadt dürften sich jetzt ungefähr 16 000 Juden befinden.

Was Eichmann zu dem Musy-Transport aus Theresienstadt in die Schweiz gesagt hat? Offiziell sagt er nichts. Jetzt ist er ganz kleinlaut. Privat schimpft er auf den »Reichsführer« und ist empört, daß man tote Juden nach einem neuesten Befehl nicht verbrennen darf, sondern begraben muß.

Der Winter fordert zusätzliche Opfer...

In Berlin hat Krumej mittlerweile durchgesetzt, daß das Reichswirtschaftsamt Mäntel, Kleider und Unterwäsche für ungarische Juden, allerdings gegen Zahlung in Schweizer Franken, freigibt. Der Winter hält noch an; hauptsächlich aus der Provinz sind bereits Fälle von Erfrierungstod gemeldet worden.

Dr. Thudichum erklärt, er wäre bereit, Krumej gegenüber als Abnehmer für die Kleider zu figurieren. Ich soll Saly Mayer telegraphisch anfragen, ob die von Krumej verlangte Summe zur Verfügung stünde.

1. März. Becher kehrt aus Berlin zurück. Er hat »alle Hände voll zu tun«, hofft aber, Mitte des Monats zur Grenze fahren und McClelland sprechen zu können.

Damit in der Zwischenzeit wenigstens etwas geschehe, unterbreite ich ihm folgende Vorschläge:

1. Organisierung eines Transports versteckter Juden aus Preßburg in die Schweiz;
2. den Zug, der die in Wien arbeitslos gewordenen Juden nach Theresienstadt bringen soll, ebenfalls in die Schweiz zu dirigieren;
3. in Mauthausen wird eine Reihe prominenter Ungarn und Juden gefangengehalten. Auf die Alliierten würde es einen ausgezeichneten Eindruck machen, diese Menschen in die Schweiz fahren zu lassen.

... doch Becher setzt seine Erpressungen fort

Becher: »Was bieten Sie mir für einen Transport aus Preßburg an?«

Ich sage ihm, in Preßburg könnte man verschiedene Textilien sowie etwas Speiseöl auftreiben. Lastautos und Benzin für den Transport würde ich zur Verfügung stellen.

Saly Mayer telegraphiert. In der Kleiderfrage will er erst mit dem Delegierten des Internationalen Roten Kreuzes sprechen.

Inzwischen geht der Winter vorbei.

3. März. Die ersten Listen der an der Grenze eingesetzten »Arbeitsdienstler« und Budapester Juden treffen allmählich in Krumejs Büro ein. Dieser erklärt sich damit einverstanden, daß einige hundert Schonungsbedürftige für jeweils eine Woche ins Wiener jüdische Krankenhaus eingewiesen werden.

Die Verwirklichung dieses Plans scheitert aber am raschen Vorstoß der Russen.

Ich machte Becher sogleich auf die verhängnisvollen Folgen eines solchen Fehlgriffs aufmerksam.

Der mutige, unerschrockene und von seiner Mission durchdrungene Rote-Kreuz-Delegierte erzählte mir jetzt in Preßburg, wie er zum Gestapo-Chef Witiska zitiert und mit der Verhaftung bedroht worden sei. Man habe ihm vorgehalten, die Befugnisse eines Roten-Kreuz-Delegierten würden sich nicht auf den Schutz von Juden erstrecken, die die Gesetze des slowakischen Staates überträten und sich in eine illegale und für den Staat gefährliche Existenz zurückgezogen hätten. Man beschuldigte ihn auch, die slowakische Widerstandsbewegung unterstützt zu haben.

7. März. In Wien. Zahnärztliche Instrumente und die zur Zahnbehandlung notwendigen Arzneien und Materialien können jetzt für das jüdische Krankenhaus besorgt werden.

Dr. Tuchmann schickt sich an, ein zahnärztliches Ambulatorium für die deportierten ungarischen Juden einzurichten.

8. März. Wisliczeny hat wieder viel zu erzählen. Er berichtet, Bergen-Belsen sei wegen Typhus gesperrt worden. Der geplante Transport könne daher nicht nach Theresienstadt dirigiert werden. Dagegen würden morgen aus Wien 1170 Juden nach Theresienstadt abfahren. Ein zweiter Transport, ebenfalls aus Österreich, sei für den 19. März vorgesehen.

Die ungarische Deportation — in deutscher Version

Wisliczeny sagte mir: »Sie haben mich wiederholt gefragt, warum ich Ihnen in Aussicht gestellt habe, in Budapest keine Ghettoisierung und Deportationen vorzunehmen.

wegnehmen und nach Westungarn oder nach Deutschland schaffen. Mit dieser Meldung fuhren wir gleich nach Budapest: ich, dann Staatsanwalt Medgyessy, der Vertrauensmann von Staatssekretär Baky, Oberstleutnant Ferenczy, als Vertrauensmann von Staatssekretär Endre, und Hauptmann Lullay. In Budapest eingetroffen, fuhr ich gleich zu Eichmann und machte ihn aufmerksam, Baky werde ihn gleich anrufen und vor diese Entscheidung stellen.

Mittags zwischen zwei und drei trafen wir uns in Bakys Büro. Anwesend waren: Gendarmerieoberst Tölgyessy, der Kommandant von Karpato-Rußland, Staatsanwalt Medgyessy, der Oberst aus Marmaros-Sziget, Oberstleutnant Ferenczy, Hauptmann Lullay, dann Eichmann, Hunsche, Novak und ich.

Staatssekretär Baky berichtete Eichmann über die Lage in Marmaros und sagte: ›Ich frage dich, lieber Adolf, ob wir mit der Ghettoisierung aufhören sollen, oder ob du bereit bist, die Juden von uns zu übernehmen.‹

›Mein lieber Laci‹, antwortete Eichmann, ›vorbehaltlich der Zustimmung meiner vorgesetzten Behörden erkläre ich dir schon jetzt, daß wir bereit sind, alle ungarischen Juden zu übernehmen.‹

Das ganze Gespräch hat keine 15 Minuten gedauert.

Lullay und Novak wurden sofort beauftragt, nach Wien zu fahren, um mit der Reichsbahndirektion die Frage des Transports zu regeln. An Waggons mangelte es nicht: Für diesen Zweck standen uns Tausende zur Verfügung, nämlich alle Züge, die Truppen und Nachschub auf den Balkan transportierten und sonst leer ins Reich zurückgekehrt wären. Die Schweinereien bei der Verpflegung, nämlich die Nicht-Verpflegung der Ghettos, hat Ferenczy angeordnet. Unsere Offiziere kämpften überall dafür, daß man den Transporten auch Lebensmittel mitgeben sollte. Freilich wollten sie auch, daß diese Lebensmittel nach Deutschland gebracht würden.

Immerhin glaubten wir nicht, daß alles so rasch vor sich gehen könnte. Aber für Endre war keine Maßnahme streng genug, kein Tempo der Deportation schnell genug. Eichmann und Endre — sie verstanden sich. Ich tat überall, was ich konnte. Als wir zum Beispiel am 19. März nach Budapest kamen und das Hotel Astoria übernahmen, hatte ich Befehl, alle im Hotel vorgefundenen Juden zu verhaften. Ich habe sie aber, wenn auch ohne Gepäck, laufen lassen. Es waren sowieso keine Prominenten unter ihnen. Schließlich war es doch ein Zufall, daß wir gerade in diesem Hotel abgestiegen waren.

Ich war auch dagegen, Geiseln zu machen. Mit uns marschierte aber eine Abteilung der Gestapo in Budapest ein, die Befehl hatte, für den Fall eines ungarischen Widerstands Geiseln auszuheben. Da setzten sich die Leute der Geisel-Dienststelle an die Telefonbücher und suchten drei Tage und drei Nächte lang zumeist jüdisch klingende Namen aus. Als ich sie fragte, was dies denn für einen Sinn hätte, antworteten sie, wenn sie nichts produzierten, würde man in Berlin sagen, sie schliefen.

Sowohl Endre wie Baky wußten genau, was die Deportationen bedeuteten.«

10. März. Gespräch mit Becher. Ich mache ihn darauf aufmerksam, daß die Zeit jetzt rascher vergehe als in den vergangenen Monaten. Die Grenzbesprechung mit McClelland dürfe nicht mehr aufgeschoben werden.

»Ich habe beim »Reichsführer« um eine Audienz nachgesucht. Ich möchte mit ihm einige Fragen klären, bevor ich McClelland sehen werde«, antwortete er.

Ich frage, ob bezüglich der ungarischen Prominenten von Mauthausen bereits eine Entscheidung eingetroffen sei.

Becher: »Von ihnen kann überhaupt keine Rede sein. Das sind doch Feinde des Deutschen Reichs! Oder glauben Sie, daß das Reich bereits am Boden liegt? Bezüglich des slowakischen Transports aus Preßburg können Sie vorläufig eine

Gruppe von fünfzig Menschen zusammenstellen und ihre Ausreise in die Schweiz vorbereiten.«

Als Gegenleistung liegt ein Angebot aus Preßburg vor. Es handelt sich um Canavas, Hemdenstoffe, fertige Hemden, Unterhosen, Meterware, Carreau-Stoffe. Im ganzen ungefähr 100 000 Meter.

Dazu Becher: »In Ordnung. Ich schreibe gleich einen Brief an Obersturmbannführer Grabau nach Preßburg, damit er Ihnen bei der Zusammenstellung des Transports behilflich ist. Übrigens — was sind das für Menschen in Preßburg? Prominente oder Meterware?«

Sieben Jahre nach dem »Anschluß« ...

12. März. Heute, am Tag der Jahreswende des Anschlusses, ist der bisher heftigste Fliegerangriff auf Wien. Die Bomben fallen auf die *Innere Stadt*. Die beiden Krankenhäuser in der Malzgasse sind unberührt. Dagegen hat eine Bombe in den Keller des Gemeindehauses in der Seitenstettengasse 4 eingeschlagen. Der amerikanische Pilot zielte im Tiefflug auf das in der Nähe liegende Hotel Metropol, das berühmte Hauptquartier der Wiener Gestapo, das Symbol der Naziherrschaft und Judenvernichtung.

Die Bombe traf den Keller des Gemeindehauses, tötete mehrere von den in Wien übriggebliebenen Juden, auch viele ungarische Deportierte. Ihre genaue Zahl ist nicht zu ermitteln. Sie wurden verschüttet. Auch deutsche Soldaten befinden sich unter den Opfern. Man hatte den Keller für absolut bombensicher gehalten, und die Soldaten dachten wohl, auf das Haus der jüdischen Gemeinde würde nicht gezielt werden ...

13. März. Mit Erlaubnis Krumeys werden 2000 Paar neue Schuhe unter die Deportierten verteilt, ebenso achtzehn Kilo Tabak aus Preßburg.

Neben den Versteckten sollen Mitarbeiter des Preßburger Komitees, die in Szered interniert sind, ebenfalls mitfahren.

Ein Problem für sich ist es, wie man Rabbi Weissmandel in den Transport einreihen könnte. Was geschieht, wenn Brunner den Rabbi zwischen den fünfzig erblickt und seine Abfahrt verhindert, den Rabbi, von dem er glaubt, daß er längst in Auschwitz vergast worden sei?

Revesz berichtet mir dann von der neuesten Erpressung Brunners, der in Szered erklärt hatte, er sei bereit, den nächsten Transport nach Theresienstadt statt nach Mauthausen oder Oranienburg zu schicken, falls ihm dafür eine Kopfquote von 30 000 slowakischen Kronen gezahlt würde.

Brunner hatte zwar ausdrücklichen Befehl, den Transport nach Theresienstadt zu dirigieren, doch riet ich Revesz, eine gewisse Summe für Brunner zu mobilisieren, um eventuelle Erschießungen wegen »Fluchtversuch« zu vermeiden. Meinerseits konnte ich ihm die mir von Dr. Posner in der Schweiz im Dezember übergebene Summe zur Verfügung stellen.

21. März. 2500 Juden steigen heute auf dem Bahnhof von Straßhof in den für Theresienstadt bestimmten Zug ein. Von einer Abfahrt kann aber noch nicht die Rede sein. Die Strecke ist durch die Bombardierungen der letzten Tage gesperrt.

Das Unglück in Straßhof

26. März. Heute erfolgte ein Luftangriff der Amerikaner auf den Straßhofer Bahnhof. Der Zug der ungarischen Juden bekam einen Volltreffer. Als man Alarm gab, ließ man die Juden nicht aus den Waggons steigen. Es gab 64 Tote und über 100 Verletzte. Das Lastauto des jüdischen Krankenhauses bringt die Verletzten herein. Die Toten werden

Schließlich berichtet Becher von seiner Aussprache mit Himmler bezüglich der allgemeinen Lage des Restes der noch im Reich verbliebenen Juden. Himmler habe ihm zugesichert, daß niemand mehr vernichtet werden würde. Ferner wolle der »Reichsführer-SS« dafür sorgen, daß seine früheren Befehle zur Respektierung des Menschenlebens bei Räumung der Konzentrationslager eingehalten und die Lager unverändert den alliierten Truppen übergeben würden.

Zwischen Hitler und Himmler

Becher fügt hinzu, auch Graf Bernadotte vom Schwedischen Roten Kreuz habe inzwischen bei Himmler im Interesse der Juden vorgeschlagen. Seine Intervention habe sich für unsere Sache günstig ausgewirkt. Hingegen verursache die Musy-Aktion große Unannehmlichkeiten.

Anlässlich der Ankunft der 1200 Juden aus Theresienstadt in der Schweiz sei der »Reichsführer« in der Schweizer Presse scharf angegriffen und des Menschenhandels beschuldigt worden.

Kaltenbrunner habe darüber nicht nur Himmler, sondern auch Hitler Meldung erstattet. Daraufhin habe Hitler die sofortige Einstellung jeglicher Verhandlungen und Transporte befohlen.

Zwischen ihm und Himmler sei es hierbei zu einer schweren Auseinandersetzung gekommen. »Ich kann Ihnen jetzt nicht alles erzählen, aber Sie haben keine Ahnung, was es bedeutet, wenn ich dennoch heute in der Lage bin, Ihnen diese Zusage zu machen!« erklärt mir Becher.

29. März. Himmler sitzt vorn neben dem Chauffeur im offenen Mercedes. Er kam nach Wien, um Fragen im Zusammenhang mit der Verteidigung und Räumung der »Festung Wien« zu besprechen. Ich habe Krumej bis zum

Gebäude der SS-Kommandantur begleitet, in dem die Besprechung stattfindet. Sie geht um 17 Uhr zu Ende. Während der Besprechung hat der Chef der Wiener Gestapo an Himmler die Frage gestellt: »Was soll mit den Juden in Wien und Niederdonau geschehen?«

»Sie dürfen unter keinen Umständen angetastet werden.«

Um acht Uhr abends Begegnung mit Wisliczeny. Er bestätigt Himmlers Erklärung bezüglich der Juden in Österreich und verspricht durchzusetzen, daß man diesen Befehl rechtzeitig an die Kommandanten der Lager in der Provinz, in denen Juden sind, weiterleiten werde.

Um 22.30 Uhr besuche ich noch Dr. Tuchmann, um ihm die erfreuliche Nachricht zu überbringen. Die in Wien verbliebenen Juden werden von ihrem schlimmsten Albdruck befreit. Im letzten Augenblick wird also jemand weder verschleppt noch niedergemacht werden.

31. März. Ich bin wieder in Preßburg. Georges Dunant teilt mit, daß Brunners Agenten in den letzten Tagen fast sämtliche Geldverteiler erwischt und nach Szered verschleppt hätten. Ohne sie könne man den Transport aber nicht zusammenstellen, weil man die Adressen der einzelnen nicht kennt.

Krumey fährt sogleich mit dem Auto nach Szered, um die Geldverteiler nach Preßburg zurückzuholen. Auch die Prominenten will er mitbringen.

Um 14 Uhr trifft Krumey wieder in Preßburg ein. Er erzählt, die Russen hätten Szered bereits beschossen. Ein Zug mit allen noch in Szered verbliebenen Juden sei eine Stunde vor seiner Ankunft in Richtung Theresienstadt abgefahren.

Krumey und Revesz fahren zum Bahnhof, um den Zug aus Szered zu erreichen. Es gelingt ihnen aber nicht mehr.

Stormoviks überfliegen ununterbrochen die Stadt. In der Stadt herrscht Chaos. Die Besitzer der Lastautos, die uns

rien, ungarische Soldaten marschieren an uns vorbei. Gendarmen und Pfeilkreuzler, mit grünen Hemden und Stiefeln, schleppen sich in bedrückter Stimmung weiter. Am Eingang des Dorfes werden sie — die »Verbündeten« — alle entwaffnet.

6. April. In einem mittelalterlichen Schloß bei Spitz an der Donau empfängt mich Becher. Krumej ist ebenfalls anwesend.

»Nun sollen Sie wissen«, sagt Becher, »daß Ihr »Großer Augenblick« da ist. Ich komme jetzt von Himmler. Ich habe ihm im Sinn unserer vorherigen Beratungen einen umfassenden Vorschlag zur Verbesserung der Behandlung sowohl der jüdischen wie auch sämtlicher politischer Gefangenen im allgemeinen unterbreitet. Himmler hat meine Vorschläge angenommen und mich zum Reichssonderkommissar für die Angelegenheiten aller jüdischen und politischen Gefangenen ernannt. Ich möchte nun mit Ihnen und Krumej sämtliche größeren Konzentrationslager besuchen und an Ort und Stelle die nötigen Maßnahmen treffen. Nach der ersten Tour wollen wir zur Schweizer Grenze fahren, um nähere Einzelheiten mit McClelland zu besprechen.«

Becher zeigt mir das von Himmler unterzeichnete Dokument. Es lautet folgendermaßen:

»An SS-Standartenführer Kurt Becher. Angesichts der schwierigen sanitären und Unterbringungslage ernenne ich Sie zum Reichssonderkommissar für sämtliche Konzentrationslager.«

Himmler habe einer Reorganisation des Konzentrationslagerwesens im »humanen Geist« zugestimmt. Aber auf jegliche finanzielle Gegenleistung seitens der Juden oder der Alliierten sei er zu verzichten bereit.

Das, was wir bisher gezahlt hätten, würde entweder durch das Wirtschaftsministerium rückerstattet oder durch Ver-

besserung der Versorgung der Konzentrationslagerinsassen verrechnet werden. Becher schloß mit den Worten: »Der Reichsführer wird Ihnen all das persönlich bestätigen.«

Berlins letzte Tage

8. April. Um 22 Uhr, inmitten eines Fliegeralarms, kommen wir in Berlin an. Wieder gibt es einen der üblichen Moskito-Angriffe mit »Weihnachtsbäumen« und 500-Kilo-Bomben.

10. April. Wir sind in Bechers Berliner Wohnung. Er berichtet mir, daß er noch einmal bei Himmler vorgesprochen und angeregt habe, die Konzentrationslager kampflös und ohne vorherige Räumung an die Alliierten abzutreten. Er selbst will jetzt mit seiner Inspektionsreise anfangen; wir sollen im Westen mit Bergen-Belsen beginnen.

Zuerst fahren wir zu Eichmanns Dienststelle. Er wird über Himmlers Befehle orientiert, damit er uns nicht wieder »dazwischenfunket.«

In der Kurfürstenstraße Nr. 116 steht das vierstöckige, dunkelgrau bemalte, düstere Gebäude der Abteilung IV B, das Hauptquartier der Judenvernichtung, völlig unversehrt. Hier amtieren Heinrich Müller und Adolf Eichmann mit ihrem Stab.

Becher und Krumei treten ein. Ich bleibe in Bechers Mercedes sitzen.

Nach zwei Stunden kommen sie aus dem gutbewachten Tor des Hauses wieder heraus.

Eichmann verläßt ebenfalls das Haus. Er weiß, daß ich im Mercedes sitze, und schaut weg.

Auf der Autobahn müssen wir nach Brandenburg abbiegen. Amerikanische Panzer wurden fünf Kilometer vor Brandenburg gemeldet. Im Augenblick der Vorbeifahrt

wird Brandenburg eben von englischen Kampffliegern angegriffen. Ein »Mustang« stürzt sich auf einen einfahrenden Zug. Die Lokomotive wird durchlöchert, der Dampf strömt mit tosendem Zischen aus.

Bei Celle, im Norden, sind wir wieder in Frontnähe. Die Engländer sind nur noch 20 km entfernt.

Um 17.30 Uhr treffen wir im Lager Bergen-Belsen ein.

Kramer gibt einen Bericht ab

Vor dem Tor wird soeben eine Gruppe ungarischer Juden auf ein Lastauto geladen. Die Leute sind gelb vor Hunger. Der Lagerkommandant, SS-Hauptsturmführer Jakob Kramer, meldet sich bei Becher. Beide ziehen sich zu einer Besprechung zurück, zu der ich nach einer Stunde hinzugezogen werde. Auf Bechers Aufforderung hin gibt Kramer, ein Geselle mit dickem Bulldoggengesicht und rauh-heiserer Stimme, kalt und gleichgültig, folgenden Bericht über die Situation im Lager:

»In Bergen-Belsen sind rund 67 000 Insassen, davon etwa 53 000 Juden mit Stern. Ihre überwiegende Mehrheit kam zwischen Januar und März aus verschiedenen Lagern des Ostens nach Bergen-Belsen. Sie waren in schlechter Verfassung und brachten Typhus mit. Außerdem war es in den letzten Wochen nicht möglich, neue Lebensmittel in das Lager zu bringen, weil die Alliierten sämtliche Verbindungswege zerstört haben. Heute sind über tausend Typhusranke im Lager. Seit zwei Wochen konnte kein Brot mehr verteilt werden; es sind aber noch für etwa acht Tage Rüben, Kartoffeln, etwas Fett und Fleisch vorhanden. Infolge der Zuspitzung der Ernährungslage beträgt die Zahl der Toten in den letzten Tagen 500 bis 600 pro Tag. So ist die Lage der Juden mit Stern. Außerdem gibt es noch 7000 »bevorzugte« Juden, darunter auch solche aus dem Budapester Columbus-Lager, ferner holländische, griechi-

sche und albanische sowie polnische und französische Juden, die im Besitz amerikanischer Pässe sind. Auf Grund eines früheren Befehls habe ich veranlaßt, daß diese »Bevorzugten« nach Theresienstadt abtransportiert werden. Der erste Zug hat Bergen-Belsen schon am 3. April verlassen; der letzte wird soeben am Bahnhof verladen.

Die Engländer dürften ungefähr fünfzehn Kilometer vor Bergen-Belsen stehen. Das Lagerpersonal hat Befehl, sich am Kampf um das Lagergebiet zu beteiligen.«

Anfang Februar wären 45 000 Jüdinnen und 36 000 Juden als normale KZler und ungefähr 8000 »Bevorzugte« in Bergen-Belsen gewesen, also etwa 89 000 Menschen. Obgleich in der Zwischenzeit weitere Transporte hinzugekommen wären, seien jetzt nur noch 53 000 Juden am Leben. Aber er, Kramer, »könne nichts dafür . . .«, sagte er.

Damit zieht sich Kramer zurück.

Becher sagt, er habe sich nicht vorstellen können, eine so katastrophale Lage sogar im »Musterlager« Bergen-Belsen vorzufinden.

Ich schlage als einzige Lösung vor, unverzüglich das Lager den Alliierten kampflos zu übergeben.

Becher ist einverstanden. Er will sofort handeln.

Um 19.30 Uhr verlassen wir das Lager, ohne es besichtigt zu haben.

Am Bahnhof von Belsen steht noch der Zug, der die letzten 3000 »Bevorzugten« nach Theresienstadt bringen soll. Der physische Zustand der Einwaggonierten ist jämmerlich. Eine Gruppe albanischer Juden ißt rohe Futterrüben.

Ein junger Holländer beklagt sich, daß man viele Typhuskranken mitfahren lasse. Der Transport sei für den Weg weder mit Nahrung noch mit Arzneien versorgt.

Die Leute sind gleichzeitig der Krankheit, dem Hunger, den alliierten Bombenangriffen und den Gewalttaten der SS ausgesetzt.

Ich bitte Becher, die Menschen in diesem Chaos nicht fahren

zu lassen. Becher erklärt, er könne den Zug nicht zurückhalten, nachdem »die Menschen bereits verladen sind und der Fahrtbefehl erteilt worden ist«. Er ist aber gewillt zu veranlassen, daß man die Typhuskranken in das Lager zurückführe. Den Transportleiter, einen SS-Scharführer, macht er »persönlich dafür verantwortlich«, daß die Insassen unterwegs nicht »liquidiert« würden.

Die Kapitulation von Bergen-Belsen

11. April. In Hamburg hat Becher vormittags bei der höheren Behörde des SD, »Oberabschnitt« heißt sie, vorgesprochen und Himmler angerufen. Er hat die Vollmacht eingeholt, das ganze Gebiet von Bergen-Belsen unverzüglich der englischen Armee kampflos zu übergeben. Dadurch wird nicht nur die Ernährungsfrage gelöst, sondern auch die Lagerinsassen werden von den Auswirkungen eines Kampfes verschont.

Um 14 Uhr fahren wir nach Bergen-Belsen, um den Befehl ausführen zu lassen.

Kramer zeigt uns diesmal einen Teil des Lagers. Die Insassen in ihren Häftlingsmänteln sitzen zu Tausenden auf dem Boden um die Baracken herum. Sie sind nur noch lebende Skelette. Die Leichen und das Krematorium werden uns nicht gezeigt, wohl aber das Lebensmittelmagazin, das mit Roten-Kreuz-Paketen noch vollgestopft ist.

Im Gebäude der Militärkommandantur von Bergen-Belsen – zum Komplex Bergen-Belsen gehört auch ein riesiger militärischer Übungsplatz mit Kasernen – bespricht Becher mit dem Kommandanten Oberst Harris und vier anderen höheren Offizieren die Lage. Die Wehrmacht ist gegen die sofortige Kapitulation. Harris meint, dazu sei die Lage noch nicht »reif«. Die Engländer wären jetzt ruhig. Bergen-Belsen könne man im Fall eines Angriffs tagelang verteidigen. Aber Becher besteht auf der Kapitulation.

klaren Anspielung im Unterton, »daß deutsche Mütter und kleine Kinder bei solchen Bombenangriffen zu Zehntausenden auch ihr Leben hergegeben hatten.«

Ich erwidere, daß der Krieg nicht durch Angriffe der Royal Air Force begonnen wurde.

In Ludwigslust nimmt mich Becher zu einem Spaziergang mit. Er spricht jetzt in aller Offenheit über die militärische Lage:

»Wenn wir diesen verdammten Krieg doch verlieren müßten«, beginnt Becher seine Ausführungen, »dann hoffe ich, daß die Alliierten soviel Einsicht haben werden, meine Bemühungen und Leistungen zu würdigen. Sie müssen wissen, daß das nur möglich war, weil ich beim Reichsführer für meine Arbeit die nötige Unterstützung gefunden habe. Hätte sich Herr Saly Mayer anders benommen, hätte er zumindest mit Versprechungen nicht gespart, so hätte man, wie ich glaube, mehr erzielen können. Sie wissen gar nicht, wie heikel selbst die Position des Reichsführers in der letzten Zeit infolge der Maßnahmen geworden ist, die er im Interesse der Juden und politischer Gefangener, wie zum Beispiel Leon Blum, getroffen hat. Ich hoffe, es kommt bald die Zeit, wo ich offener darüber sprechen kann.«

Soweit es die militärische Lage gestattet, will er in meiner Begleitung weitere Lager besuchen und ähnlich wie in Bergen-Belsen vorgehen. »Unter allen Umständen« sollen noch Oranienburg, Ravensbrück, Buchenwald, Dachau, Mauthausen und Theresienstadt besucht werden.

Um 2.45 Uhr verlassen wir Ludwigslust. Englische Tief-flieger begleiten von oben die zurückflutende, geschlagene deutsche Armee. Zerschossene Wagen stehen auf den Straßen, brennende Waggonen auf den Bahnhöfen. Der deutsche Zusammenbruch nimmt greifbare Formen an.

Um 5.15 Uhr Ankunft in Berlin. Um 9 Uhr abends höre ich am Radio den Tagesbefehl Stalins: Wien ist besetzt worden.

14. April. Die Flakgeschütze Berlins exerzieren von früh bis abends. Die Belagerung der Stadt ist nur mehr eine Frage von Tagen. Der berühmte Dr. Ley schreibt im »Angriff – 8 Uhr Blatt«, er möchte zwar nicht den Propheten spielen, aber der Tod Roosevelts bedeute einen Wendepunkt in diesem Krieg.

Becher beschuldigt Kaltenbrunner

15. April. Um 22.10 Uhr abends, als die Sirenen den Besuch der Moskitos verkünden, kommt Bechers Chauffeur zu mir und fährt mich durch die gänzlich verdunkelte Stadt, die langsam von den farbigen »Weihnachtsbäumen« der englischen Flieger beleuchtet wird, zu dessen Wohnung.

Im Lärm der explodierenden Bomben und der Flugabwehrgeschütze berichtet mir Becher über seine Besprechungen mit Himmler:

»Der Reichsführer ist von Hitler zum Kommandanten der Ostfront ernannt worden. Er schläft kaum zwei Stunden täglich und ist mit Arbeit so überhäuft, daß er Sie nicht mehr empfangen konnte.

Zu meinem großen Bedauern muß ich sagen, daß man trotz der gegebenen Anweisungen Menschen aus Lagern weitergeschleppt hat. Ich vermute, daß Kaltenbrunner dabei seine Hand im Spiel hat.

Ich war zugegen, als der Kommandant von Buchenwald dem Reichsführer Bericht erstattete. Einige Tage vor der Übergabe des Lagers hat er 19 000 Insassen nach Flossenbürg und 3000 nach Dachau bringen lassen, darunter ungefähr 5500 Juden. Laut seinem Bericht wurden 27 000 Insassen im Lager zurückgelassen, davon fast 20 000 Juden. Der Kommandant erklärte vor Himmler, daß das Lager am Vorabend der Übergabe von den Amerikanern mit Phosphorgranaten beschossen und mit Panzern ange-

16. April. Abfahrt mit Krumej um 6 Uhr früh nach Theresienstadt. Wir bleiben vor dem Gebäude der Abteilung IV B 4 stehen, um einen Bekannten aus Budapest aufzunehmen. Es ist SS-Hauptsturmführer Otto Hunsche, Eichmanns treuester Mitarbeiter, der nun nach Prag fährt. Er soll dort den Befehl über diejenigen Konzentrationslager übernehmen, die sich im südlichen Teil des den Nazis noch verbliebenen Einflußbereichs befinden, sofern ein Zusammentreffen von Russen und Amerikanern das Reich in zwei Teile spalten sollte.

Wieder ist es eine Fahrt mit Schwierigkeiten. Wir kommen knapp durch. 24 Stunden später schließt sich die russisch-amerikanische Zange hinter uns. Oft bleiben wir stehen. Krumej und Hunsche schießen aus ihren Maschinenpistolen erbittert auf die englischen Tiefflieger, die sich auf die Fahrzeuge stürzen.

Nachmittags um 3 Uhr kommen wir in Theresienstadt an.

Theresienstadt

Das Gebäude der SS-Kommandantur liegt hinter einer roten Backsteinmauer, die die von Kaiserin Maria Theresia errichtete Festung umgibt. Ein mitten über die Straße gespanntes Seil bezeichnet den Beginn des Ghettos. Davor geht ein tschechischer Gendarm auf und ab; auf der Straße dahinter spazieren die den gelben Stern tragenden Insassen von Theresienstadt.

Krumej hat Hunger. Das Mittagessen wird in der breiten, luftigen Halle der Kommandantur serviert. Ihre Einrichtung ist früheres jüdisches Eigentum und jüdische Arbeit. Hunsche setzt sich ans Klavier. Es gehörte Dr. Paul Epstein, dem man als besondere Gnade gestattet hatte, es aus Berlin mitzubringen. Hunsche spielt ungarische Volkslieder, die er zur Zeit der Judendeportationen in Budapest gelernt hat.

55+
Kastner

Vor dem Gebäude der Kommandantur wartet nach dem Essen Rabbiner Murmelstein auf uns, der »Judenälteste« von Theresienstadt. Er wird uns das Ghetto zeigen. Krumey, Hunsche und der Kommandant gehen mit.

Die »Revue« beginnt mit dem Friseuratelier. Es folgt das Kaffeehaus, das noch leer ist. »Die Kapelle spielt erst ab 5 Uhr nachmittags«, erklärt unser Cicerone. Im Gebäude des Judenrates, vor dessen Tür ein jüdischer Polizist stramm grüßt, zeigt uns Murmelstein den Gerichtssaal, in dem das »autonome jüdische Gericht Verstöße gegen das Gesetz aburteilt«. Überall herrscht eine geradezu bedrückende Ordnung und Sauberkeit. Der Vorsitzende des Gerichtshofs, ein ehemaliger Justizrat aus Wien, grüßt erschrocken, als die »Kommission« erscheint.

In seinem Arbeitszimmer schildert Murmelstein mit teilnahmsloser Stimme Entstehung und Entwicklung von Theresienstadt. Er behauptet, daß augenblicklich 20 050 Juden im Ghetto seien. 350 dänische Juden wären am Vortag durch eine Intervention des Schwedischen Roten Kreuzes befreit und mit schwedischen Autobussen abtransportiert worden.

»Könnte ich Dr. Paul Eppstein sprechen?« unterbreche ich ihn.

»Nein, Sie können ihn nicht mehr sprechen.«

»Ist Dr. Franz Kahn da?«

Murmelstein wird nervös.

»Wer von den Unterzeichnern Ihres nach Budapest geschriebenen Briefs ist denn noch da?« frage ich schließlich.

»Dr. Leo Baeck!«

»Lassen Sie ihn herkommen.«

»Das kann ich nicht.«

»Der Herr Kommandant wird nichts dagegen einzuwenden haben.«

»Ja, wissen Sie«, nimmt der Kommandant das Wort, »in diese Frage möchte ich mich nicht einmischen.«

Wir machen einen Rundgang. Der Reihe nach werden mir

Küche, Lebensmittelmagazin, Bäckerei, Badeanstalten, Revier, Kinder- und Altersheime gezeigt. Alles ist sauber; das Brot, die Kuchen sind ausgezeichnet. Im Lebensmittelmagazin befinden sich Tausende Pakete des Internationalen und des Schwedischen Roten Kreuzes, meist an Personen adressiert, die unterdessen zu existieren aufgehört haben. Murmelstein versichert, daß diese Pakete von den Deutschen nicht beschlagnahmt, sondern zur Verfügung der Gemeinschaft gestellt würden.

Das Erscheinen der »Kommission« verursacht großes Aufsehen. Hunderte von Juden sammeln sich in respektvoller Entfernung um uns herum. In der Menge erkenne ich zu meiner großen Freude die vertrauten Gesichter von Dr. Oskar Neumann und Dr. Winterstein aus Preßburg.

Dr. Leo Baeck erwartet uns an einer Ecke. Zwischen den Begrüßungsworten sage ich ihm, daß alle in kurzer Zeit befreit würden und keinen Grund hätten, vor den letzten Stunden Angst zu haben. Ich bitte ihn, dies auch den anderen Lagerinsassen mitzuteilen.

Vom Hauptbahnhof führt ein 3 km langes Bahngleise bis mitten ins Ghetto hinein. Der Kommandant bemerkt, es sei jüdische Arbeit.

Diese »eigene« Eisenbahnlinie war für die deutsche Verwaltung eine große Erleichterung. Die von Theresienstadt von Zeit zu Zeit nach Auschwitz Deportierten konnten dadurch direkt im Ghetto verladen werden.

Bei der Station der Feuerwehr veranstaltet Murmelstein einen Alarm. Die jüdischen Feuerwehrmänner sind in 45 Sekunden abfahrtbereit. Wunderbar, wie die Juden Theresienstadts vor der Feuersgefahr geschützt sind...

Die Bibliothek mit ihren 50 000 Bänden ist imposant. Der Kommandant sagt, es würde aber »auffallend wenig« gelesen. Die Leute zögen es vor, auf den Straßen »herumzulangern«.

Unterwegs schließt sich uns SS-Sturmbannführer Günther

an. Als Stellvertreter Eichmanns arbeitete er in Berlin. Er ist genauso fanatisch und unerbittlich wie sein Chef und Freund. Herr Günther ist höflich, denn wir schreiben immerhin den 16. April 1945. Dennoch reicht er mir nicht die Hand, genauso wie es sein Chef nie getan hat.

Eine Theatervorstellung wird veranstaltet. Auf der expressionistischen Bühne singen Knaben und Mädchen in tschechischer Nationaltracht Motive aus der »Verkauften Braut« von Smetana. Ein wunderbarer Bariton und eine etwas müde Altstimme ergänzen die Darbietungen. Es sind aus dem Protektorat nach Theresienstadt deportierte Kinder, zwei Künstler von tschechischen Theatern und der Regisseur des Prager Nationaltheaters, die mitgewirkt haben. Der Saal ist voll; es wird viel applaudiert.

Wir gelangen zum letzten Programmpunkt unseres Besuchs.

In einem großen, sehr modern eingerichteten Kinosaal wird für Günther, Krumej, Hunsche und mich der Film vorgeführt, der im Juni 1944 in Anwesenheit eines Delegierten des Internationalen Roten Kreuzes gedreht worden ist. Die Darsteller dieses Films sind in ihrer großen Mehrheit nicht mehr am Leben. In diesem Film, der dazu bestimmt war — im neutralen Ausland vorgeführt —, den Beweis zu erbringen, wie Juden vom Dritten Reich behandelt werden, sehe ich alle mir gezeigten Sehenswürdigkeiten wieder. Aufnahmen zeigen, wie Kinder spielen und Sport treiben, wie sorglos die Juden dem Promenadenkonzert zuhören, wie das Postamt funktioniert, wie die Roten-Kreuz-Pakete und Liebesgaben den Adressaten ausgehändigt, wissenschaftliche Vorträge organisiert werden usw.

Hauptdarsteller und »Statisten« sind im Oktober 1944 nach Auschwitz gebracht und dort vergast worden.

Die Menschen, die sich heute auf den Straßen des Ghettos bewegen, sind durchwegs neu Hinzugekommene.

Das Abendessen wird in der Halle serviert. Günther, der auch anwesend ist, bemüht sich, seine Verdienste um die

es zu einer Grenzbesprechung mit dem ebenfalls erwarteten Becher kommen kann.

Am gleichen Tag kommt der Autotransport aus Preßburg in der Schweiz an. Es sind indessen 68 geworden, nachdem die Gruppe mit Bechers Erlaubnis durch weitere 41 in Österreich arbeitende ungarische Juden und deren Angehörige ergänzt wurde.

Himmlers »Enttäuschung«

20. April. Wiederholte Besprechungen mit McClelland, Saly Mayer und Nathan Schwalb in Genf. Ein letztes Gespräch mit Becher wird von ihnen als überflüssig erachtet.

Am 23. April bot Himmler gegen den Willen Hitlers die Kapitulation des Dritten Reichs den Anglo-Amerikanern an. Auf der Suche nach Kontaktpunkten hatte er Graf Bernadotte in den letzten Wochen weitere Zugeständnisse gemacht und Judentransporte auch nach Schweden zugelassen.

Durch Vermittlung seines Leibarztes, Dr. Felix Kersten, hatte Himmler schon vorher, am 19. April, den schwedischen Juden Norbert Masur als bevollmächtigten Vertreter des Jüdischen Weltkongresses empfangen und ihm seine »Leistungen« aufgezählt, die in Wirklichkeit die durch Becher erwirkten Konzessionen waren. Schon damals zeigte sich Himmler von der Reaktion der Welt »enttäuscht«, aber was er sagte, war nicht nur als persönliche Rechtfertigung gedacht. Himmler behauptete unter anderem:

»In Ungarn habe ich 450 000(!) Juden zurückgelassen — und was war der Dank? Die Juden in Budapest haben auf unsere Truppen geschossen. Ich habe Bergen-Belsen und Buchenwald unverteidigt übergeben, aber auch dafür keinen Dank geerntet. Auch Theresienstadt ließ ich unver-

teidigt. Was die Unterlassung weiterer Zwangsevakuierungen und die Übergabe der Lager an die Alliierten betrifft, werde ich mich bemühen, mein Bestes zu tun. Als ich im vorigen Jahr 2700 Juden in die Schweiz hinausließ, schrieb man, daß ich mir ein Alibi verschaffen wolle. Ich brauche kein Alibi; ich habe immer nur das getan, was mir für mein Volk als richtig erschien. Ich bin dabei kein reicher Mann geworden.«

NACHKLÄNGE

Becher stellt jüdisches Eigentum zurück

Nach unserem Abschied in Berlin hatte Kurt Becher nur noch das Lager Mauthausen besucht und dem Kommandanten den Befehl überbracht, unter allen Umständen das Lager kampfflos den alliierten Truppen zu übergeben. Zum Schluß befreite er noch Dr. Mosche Schweiger und nahm ihn mit sich mit.

Der Teilnahme am Anschlag gegen Hitler im Jahr 1939 verdächtigt, war Schweiger unmittelbar nach dem Einzug der Deutschen in Ungarn von der Gestapo verhaftet worden.

Becher wollte seine Fahrt zur Schweizer Grenze in Gesellschaft von Dr. Schweiger antreten. Der Weg war von alliierten Streitkräften aber bereits abgeriegelt. In der Nähe von Bad Ischl händigte Becher vor seiner Verhaftung durch die Amerikaner einen beträchtlichen Teil der Wertsachen, die wir in Budapest gesammelt und die die eigentliche wirtschaftliche Grundlage unserer Aktion gebildet hatten, an Dr. Schweiger aus. Schon bei der Entgegennahme dieser Werte hatte uns Becher zugesichert, er werde sie nicht abliefern, falls ihn seine Vorgesetzten dazu nicht zwingen würden.

Dr. Schweiger übergab diese Wertsachen dem Intelligence Corps der amerikanischen Armee zur Aufbewahrung. Das von Becher zurückgestellte jüdische Eigentum war mehrere 100 000 Dollar wert.

Die Bergen-Belsen-Gruppe

Unmittelbar nach der deutschen Kapitulation wollten die amerikanischen Behörden die Bergen-Belsen-Gruppe in Erfüllung einer gegenüber der Schweiz übernommenen Verpflichtung in ein UNRRA-Lager nach Philippeville in Afrika überführen. Nach verschiedenen Protesten der Gruppe wurde der Plan mit der Zustimmung der Schweizer Regierung fallengelassen.

700 aus der Gruppe erhielten später Zertifikate zur Einwanderung nach Palästina. Ende August 1945 traten sie unter Leitung von Dr. Josef Fischer in geschlossener Gruppe ihre Reise nach Palästina an. Eine in Budapest unter sonderbaren Umständen geträumte und geplante Alija gelangte somit, wenn auch verspätet, zur Verwirklichung. Ihre Reise kann im wahrsten Sinn des Wortes als Alija, als Aufstieg, bezeichnet werden.

Im September 1945 schilderte ich vor der amerikanischen Untersuchungskommission unter Leitung von Richter Robert Jackson in London in einer detaillierten Zeugenaussage Technik und Methoden der Judenvernichtungsaktionen, wie ich sie kennengelernt hatte. Meine Zeugenaussage wurde am 12. Dezember 1945 im Nürnberger Prozeß vom amerikanischen Staatsanwalt Thomas J. Dodd vorgelesen und zu Protokoll gegeben.

Die Verantwortlichen für die Judenvernichtung

Von den Führern der Nazis, die die Vernichtung von sechs Millionen vom Berliner Zentrum aus geleitet haben, kam allein Kaltenbrunner auf die Nürnberger Anklagebank. Hitler, der 1941 den Befehl erteilte, ist verschollen. Himmler, der, an der Spitze des Reichssicherheitshauptamtes stehend, für den Vollzug verantwortlich war, hat Selbstmord

verübt. In der Hierarchie der Verantwortlichen folgte ihnen Heydrich und, nach dessen Ermordung, Kaltenbrunner als Chef des Reichssicherheitshauptamtes, der in dieser Eigenschaft über die verschiedenen Formationen der politischen SS den Befehl ausübte. Diese Formationen – Gestapo, SD (Sicherheitsdienst), Sipo (Sicherheitspolizei) und Feldgendarmerie der SS – stellten das Personal zur Judenvernichtung.

Die wichtigste Rolle kam der Sipo zu. Im Rahmen der Sicherheitspolizei wurden die besonders ausgebildeten »Sondereinsatzkommandos« (Judenkommandos) organisiert. Hierarchisch waren sie der Abteilung IV B 4 des Reichssicherheitshauptamtes unterstellt, die von Adolf Eichmann geleitet wurde. Es war also diese famose Abteilung IV B 4, welche die unmittelbare Konzentrierung der Juden in Ghettos in Europa sowie die Deportationen und Vergasungen zentral geleitet hat. Unmittelbarer Chef Adolf Eichmanns war der hierarchisch zwischen ihm und Kaltenbrunner eingeschaltete SS-Gruppenführer und Chef der Gestapo, Heinrich Müller, der Eichmanns Befehle gegenzeichnete.

Stellvertreter Eichmanns in der Abteilung IV B 4 war SS-Sturmbannführer Günther, den ich noch am 16. April in Theresienstadt gesehen habe. Seine weiteren engsten Mitarbeiter waren Otto Hunsche, Franz Novak, Theodor Dannecker, Dieter Wisliczeny, Alois Brunner, Rolf Günther und Wrtok.

Zum Tod verurteilt

Von den ungarischen Politikern, die an der Judentragödie aktiven Anteil genommen hatten, wurden die ehemaligen Ministerpräsidenten Bardossy, Imredy und Sztojaj, die Staatssekretäre Laszlo Endre, Laszlo Baky und Andor Jaross sowie Franz Szalassy und die Mitglieder seiner Pfeilkreuzler-Regierung zum Tod verurteilt und meisten-

teils gehängt. Franz Rajniss wurde erschossen. Der Chef der ungarischen Gestapo Peter Heim und der Gendarmerie-Oberstleutnant Laszlo Ferenczy wurden gehängt. Die Henker von Novisad (Ujvidek), die Generäle Grassy und Feketehalmy-Czeidner wurden mit dem damaligen ungarischen Generalstabschef Szombathely nach Jugoslawien ausgeliefert und in Belgrad zum Tod verurteilt. Das Urteil wurde in Novisad vollstreckt.

Die Rolle des Joint

Während der Arbeit in Budapest und nachher in der Schweiz haben wir über die Aktion Stillschweigen gewahrt. Erst die Leiter des American Jewish Joint Distribution Committee haben im September 1944 in New York im Rahmen einer Pressekonferenz über die Rettungsarbeit des Joint Rechenschaft abgelegt. Dabei wurden auch die praktischen Ergebnisse unserer Aktion aufgezählt. In einer Erklärung haben wir einige der in der Pressekonferenz aufgestellten Thesen richtigzustellen versucht, insbesondere was die Rolle Saly Mayers anbelangt. Dies geschah nicht etwa aus persönlichen Erwägungen, sondern weil wir glauben, daß die Entstellung der Wahrheit ein Luxus wäre, den sich die jüdische Gemeinschaft bei einem solchen Maß des Unglücks nicht leisten dürfte. Unbestritten blieb dabei selbstredend, daß die Mitwirkung des Joint ab 1943 unsere Arbeit in Budapest erst in beträchtlichem Maß ermöglicht hat. Ohne seine finanzielle Unterstützung wäre manches von dem, was geschah, gar nicht denkbar gewesen.

Für die höheren SS-Führer, die Leiter des Judenkommandos in Budapest, insbesondere für Eichmann war der Joint ein Begriff, der überhaupt erst die psychologische Grundlage zur Führung von Verhandlungen schuf. Für sie war der Joint die Verkörperung ihrer Vorstellungen von Dingen wie der »jüdischen Weltmacht«, der »jüdischen Welt-

verschwörung« und des »jüdischen Reichtums«. Der Glaube an die Allmacht des »Weltjudentums« über Kapitalisten und Kommunisten, Alliierte und Neutrale, Geld und Politik war eine der treibenden Kräfte der Geschäftslust der Nazis; dieses »Weltjudentum« würde, so glaubten sie, über die ganze übrige Welt ungefähr dieselbe Macht ausüben wie die Nazi-Partei in ihrem Herrschaftsbereich. Eichmann erblickte in Budapest in uns eine Art von Geheimagenten dieser »Weltmacht«, Abteilung »zionistische Stoßtruppen«; er glaubte, einer heimtückischen Tarnung gegenüberzustehen, als wir ihm am Anfang erklärten, nicht zum Joint zu gehören.

Die Deutschen trauten uns also manches zu. Bis zum Schluß erfaßten sie die Absurdität ihrer Forderungen von Warenlieferungen und ihrer Hoffnungen auf politische Hilfe nicht ganz. Unsere Operationen mit den Deutschen mußten vor den Ungarn, die Finanzierung des Tjuf und die Unterstützung der Versteckten auch vor den Deutschen geheimgehalten werden.

Eine genaue statistische Erfassung der Opfer der Judenverfolgungen in Ungarn ist noch nicht möglich gewesen. Genaue Aufnahmen werden durch einige Umstände erschwert. Nord-Siebenbürgen ist nach dem Krieg wieder rumänisch geworden, die Batschka jugoslawisch, das Oberland kam zur Tschechoslowakei, und Karpato-Rußland wurde Bestandteil der Sowjetunion. Wie viele den Deportationen entgingen oder Auschwitz überlebten, kann vorläufig nicht genau ermittelt werden, denn in sämtlichen Nachfolgestaaten fand inzwischen eine Wanderungsbewegung unter der jüdischen Bevölkerung statt.

Im heutigen Ungarn selbst erschweren die zahlreichen Austritte während der Verfolgung die Feststellung der Zahl der Juden. Die ungarischen statistischen Erhebungen führten von Anfang an keine Evidenz über die Getauften und Mischlinge.

tungsmaschinerie Eichmanns überlebt. Eichmann wußte, daß er unter Zeitdruck stand, daß die alliierten Truppen immer weiter vorrückten und er deshalb schnell handeln mußte. Er wußte auch, daß ihm »technische« Schwierigkeiten nicht im Weg stehen würden. Für seine Zwecke würde es immer noch genügend Eisenbahnzüge, genügend Zyklon B-Gas und genügend Munition geben. Sein Gegenspieler war nur Rudolf Kastner, weil er es als einziger verstanden hatte, SS-Offiziere bis hinauf zur Spitze der SS-Hierarchie dazu zu bewegen, ihm, dem »Endlöser«, in den Arm zu fallen, ehe er sein Programm beendet hatte.

Wie kam Kastner überhaupt zu Eichmann?

Zu den Spitzenfunktionären des jüdischen Rettungskomitees in Budapest gehörend, war es eine seiner Aufgaben sowohl vor wie auch nach der Besetzung Ungarns durch die Deutschen im März 1944, mit der ungarischen Gegen-spionage zu verhandeln. Der Kontakt zu Eichmann war von Joel Brand geschaffen worden, der als erster Funktionär des Rettungskomitees mit ihm in Berührung kam. Vorher hatte zwar auch schon Kontakt mit der Gestapo und dem Judenkommando bestanden, doch verstand Eichmann selbst es lange Zeit, sich im Hintergrund zu halten und die Verhandlungen mit dem jüdischen Rettungskomitee durch seine Stellvertreter Hunsche, Krumej und Wisliczeny führen zu lassen. Aus der Kulisse trat Eichmann erst dann hervor, als er Brand nach Istanbul schickte. Von diesem Augenblick an, fiel Kastner die Aufgabe zu, Eichmann als »Verhandlungspartner« gegenüberzutreten.

Wer war eigentlich dieser Rudolf Kastner? Wer war dieser Mann, der so viel Mut aufbrachte und so viel Geschick besaß, sich Eichmann entgegenzustellen, der nicht zögerte, den Kampf gegen eine Maschinerie der Vernichtung aufzunehmen, die von sämtlichen Machtmitteln des riesigen und nahezu das ganze Gebiet Europas beherrschenden

Dritten Reichs und dem unerbittlichen Willen seiner Herrscher getragen war?

Einer religiösen Familie entstammend, wurde Rudolf Kastner am 14. April 1906 in Klausenburg geboren, studierte nach Absolvierung des Gymnasiums an der Universität seiner Heimatstadt Rechtswissenschaften, während er gleichzeitig als Journalist tätig war. Kaum zweiundzwanzig Jahre alt, entsandte ihn seine Redaktion als Berichtserstatter ins Parlament von Bukarest. Durch seine Rednergabe, seine Gewandtheit bei Diskussionen und seinen Humor war er bald so erfreulich aufgefallen, daß sich die jüdisch-parlamentarische Gruppe entschloß, ihn zu ihrem Sekretär zu bestellen. Diese Stellung sollte zum Sprungbrett für seine spätere jüdisch-politische Karriere werden, brachte sie ihn doch mit einer Reihe führender Politiker Rumäniens in persönliche Verbindung, die er dank seiner Persönlichkeit und Popularität für jüdische Fragen interessieren konnte; diese Verbindung bot ihm zugleich die Möglichkeit, helfend für Juden einzugreifen, wenn sich die Notwendigkeit dazu ergab.

Die jüdische Gemeinschaft, die in ihm einen aktiven, intelligenten und geschickten Nachwuchspolitiker gefunden hatte, erkannte sehr schnell sein Talent. Man wählte ihn zum Vizepräsidenten der Zionistischen Landesorganisation in Rumänien, in der er den Flügel der zionistischen Arbeiterbewegung vertrat, die heute als MAPAJ führende Regierungspartei in Israel ist.

Sein Judentum war für Kastner eine Selbstverständlichkeit, an der es nichts zu deuten gab, über die man nicht sprechen mußte. Sein politisches Zuhause war der Zionismus in Verbindung mit demokratischem Sozialismus. Nach seiner Meinung war der sozialistische Zionismus der geeignete Weg sowohl für den Aufbau der altneuen Heimat im damaligen jüdischen Palästina und heutigen Israel wie auch für eine neue Lebensform der Juden in der Diaspora.

Einsatzgruppen zurückblieben, das waren die Steinbrüche von Mauthausen und Gusen, das waren die Todesmühlen von Chelmno und Sobibor, von Dachau und Buchenwald, Natzweiler und Breendonck. Bei der Ausführung dieses Willens konnten sich Eichmann und sein Judenkommando stets auf ihre Vorgesetzten im Reichssicherheitshauptamt und in der Gestapo stützen, auf Heydrich, Kaltenbrunner und Heinrich Müller, ebenso wie sie der Billigung und Zustimmung ihres »Führers« Adolf Hitler gewiß waren.

Diesem Adolf Eichmann war nichts willkommener als die Schwierigkeiten, denen Rudolf Kastner und dessen Rettungskomitee begegneten, als sie versuchten, mit Hilfe der im Ausland lebenden Juden teilweise die Forderungen Bechers, Wisliczenys und Himmlers zu erfüllen. Denn jetzt konnte Eichmann gegenüber den »Gemäßigten« in der SS mit der ebenso verleumderischen wie unsinnigen Behauptung auftrumpfen, die Juden im Ausland würden dem Schicksal ihrer Glaubensgenossen gleichgültig gegenüberstehen, einfach deshalb, weil sie den Forderungen der SS nicht nachkamen.

Unter diesem Aspekt muß man Eichmanns »Angebot« betrachten, eine Million Juden gegen zehntausend Lastwagen zu verkaufen. Er wußte sehr genau, daß ein solches »Geschäft« nicht möglich war. Er wußte, daß die Lastwagenproduktion des Auslandes ausschließlich in den Händen oder unter der Kontrolle der Alliierten lag, die gegen das Hitler-Reich einen Kampf auf Leben und Tod führten, und daß sie nicht bereit sein würden, dem Feind, durch Lieferungen von Kriegsmaterial noch Vorschub zu leisten. Wären die Lastwagen wirklich geliefert worden, dann hätte die deutsche Propaganda gewiß keinen Augenblick gezögert, um die Welt höhnisch davon in Kenntnis zu setzen, daß die Alliierten durch die Stärkung des feindlichen Kriegspotentials eher bereit waren, eigene Soldaten zu opfern als Juden. Ein solches »Geschäft« wäre nur Wasser auf die Mühlen von Goebbels gewesen und Beweis für die

Allerdings sollte sich Kastner nicht lange mit akademischen Gedanken, ideologischen Diskussionen und an der Gelasenheit des friedlichen Alltags erfreuen können. Drohende Gewitterwolken begannen den politischen Himmel zu überziehen. Mit dem Vordringen des Nationalsozialismus in Deutschland hatte der Antisemitismus in aller Welt seine Position verstärkt, besonders in Ost- und Südost-Europa. Kastner erkannte, welche Gefahr den Juden vom Dritten Reich her drohte. Frühzeitig begriff er, daß die Drohung keine lokale war, sondern über allen Juden der Welt lag. Jetzt ging es um die jüdische Existenz als solche. Aus Besorgnis um das Schicksal des Volkes wurde er zum Warner vor der kommenden Katastrophe.

Seit 1938 hatte das europäische Judentum einen Verlust nach dem anderen erlitten. Auf Deutschland war Österreich gefolgt, bald darauf das Sudetenland, nicht lange danach die restliche Tschechoslowakei. Immer mehr Juden waren zu Flüchtlingen und zu Insassen der Konzentrationslager geworden.

Als Ribbentrop 1940 durch den Wiener Schiedsspruch Siebenbürgen von Rumänien abtrennte und Ungarn zusprach, wurde Kastner von der Zionistischen Arbeiterbewegung in ihr Zentralbüro nach Budapest berufen, wo er als Ko-Präsident der dortigen Zionistischen Landesorganisation eine führende Stellung im jüdischen Leben Ungarns einnahm.

Sehr bald mußte Kastner hier eine weitere Aufgabe übernehmen: Es galt, den jüdischen Flüchtlingen Hilfe zu leisten, die in Scharen aus Polen und der Slowakei nach Ungarn zu strömen begannen, um hier das einzige zu retten, was ihnen geblieben war, das nackte Leben. Damals entstand das Rettungskomitee, über dessen Tätigkeit der vorliegende Bericht mit all seinen erschütternden Einzelheiten beredete Auskunft gibt.

Für fünf Monate mußte Kastner seine Tätigkeit in diesem Komitee unterbrechen. Denn die Ungarn hatten ihn zum »Arbeitsdienst« eingezogen. Dort hatte er Gelegenheit ge-

habt, am eigenen Leib zu verspüren, wie man die Juden behandelte: Zu einem Zeitpunkt, als Ungarn noch nicht von den Nazis besetzt, sondern erst ihr »Verbündeter« war; zu einem Zeitpunkt, als noch nicht der Pfeilkreuzler Szalasy regierte, sondern noch der konservative Kallay am Ruder war, schon damals gehorsam freilich dem deutschen Befehl, demzufolge Juden Bürger zweiter Klasse sein mußten.

Wieder nach Budapest zurückgekehrt, hätte Kastner die Chance gehabt, nach Palästina auszuwandern. Seine Frau Elisabeth, die Tochter Dr. Josef Fischers, eines führenden jüdischen und zionistischen Politikers in Rumänien, die er 1938 geheiratet hatte, flehte ihn an, Ungarn zu verlassen. Aber er empfand, daß sein Platz jetzt in Budapest war, daß seine Aufgabe darin bestand, Rettungsarbeit zu leisten und Hilfe zu bringen, wo immer solche Hilfe möglich war. Auch dann noch, als die Hilfeleistung für den Helfenden schon selbst lebensgefährlich geworden war. Kastner betrachtete sich als Kapitän, der das sinkende Schiff als letzter verläßt.

Die persönliche Tragik des Mannes Rudolf Kastner sollte jedoch erst nach dem Ende des Krieges, nach der Befreiung Ungarns und der Heimkehr der Überlebenden beginnen: Die aus den Konzentrationslagern Heimgekehrten beneideten die Daheimgebliebenen, also diejenigen, die durch Kastners Bemühungen der Deportation entgangen waren. Aus Neid wurde Haß. Haß gegen die Geretteten und ihre Retter, besonders gegen die Zionisten, von denen die Rettungsarbeit ausgegangen war.

Den Kommunisten Ungarns war diese Entwicklung hochwillkommen, gab sie ihnen doch die erwünschte Gelegenheit, die ganze zionistische Bewegung und ihre führenden Männer pauschal der Kollaboration zu verdächtigen. Ihre Gesinnungsgenossen in Palästina griffen den Ball, der ihnen hier zugespielt wurde, bereitwillig auf; er war viel-

leicht als Waffe bei kommenden Wahlkämpfen zu verwenden. Aber sie vergaßen die Vorsicht nicht: Ziel ihrer Wahlarbeit wurde vorerst noch nicht der politische Gegner, sondern die Person Kastners, der Ende 1947 gemeinsam mit seiner Familie eingewandert und bald nach der Proklamation des Staates Israel zum Sprecher des Wirtschaftsministeriums ernannt worden war. Ihrer Taktik getreu, griffen auch die Kommunisten in Israel nicht direkt an, sondern gaben ihrerseits den Ball weiter. Wie fast überall in der Welt, so auch hier, an die Rechtsradikalen. Aber diese waren vorerst uninteressiert. Denn selbst schärfsten politischen Gegnern wäre es nicht eingefallen, Kastner, der das Ehrenamt eines Präsidenten des Weltverbandes der aus Ungarn stammenden Juden bekleidete, der zugleich einer der Repräsentanten der MAPAJ war und den man als Leiter der Rundfunksendungen Israels in ungarischer und rumänischer Sprache regelmäßig im Radio hören konnte, als Kollaborateur oder Verräter zu bezichtigen. Dies blieb einem Einzelgänger, Malkiel Grünwald, vorbehalten, der auch vorher schon Angriffe gegen eine Reihe bekannter Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens gerichtet hatte. Grünwald behauptete nun, Kastner hätte dafür gesorgt, daß sich Hunderttausende ungarischer Juden, ohne einen Aufstand zu versuchen, von der SS folgsam nach Auschwitz deportieren und dort vergasen ließen, damit Kastner als Gegenleistung dafür einige seiner Verwandten und Freunde freibekäme. Grünwald behauptete ferner, Kastner habe sich mit Eichmann den Erlös des Vermögens geteilt, das den ungarischen Juden bei ihrer Deportation geraubt worden war; schließlich habe Kastner nach dem Ende des Krieges Nazi-Verbrechern geholfen.

Angesichts so massiver Beschuldigungen gegen einen höheren Regierungsbeamten erhob die Staatsanwaltschaft von Amts wegen gegen Malkiel Grünwald Anklage wegen Beleidigung. Ursprünglich rechnete sie dabei nur mit einer kurzen Prozeßdauer. Kastner selbst verzichtete darauf,

daß der Angeklagte Grünwald den Wahrheitsbeweis für seine beleidigenden Behauptungen anzutreten brauchte, sondern erklärte sich bereit, seinerseits zu beweisen, daß er von Grünwald verleumdet worden war.

Diese Taktik sollte ihm jedoch zum Verhängnis werden, denn Grünwalds Verteidiger, dem innenpolitisch rechtsradikal eingestellten Rechtsanwalt Samuel Tamir, ging es nicht um Kastner. Er jagte ein größeres Wild. Er wollte beweisen, daß die Politik von Ben Gurions MAPAJ während des Krieges falsch gewesen sei. Nach seiner Meinung wäre es richtig gewesen, in Ungarn mit den gleichen Methoden zu kämpfen, mit denen die jüdischen Untergrund-Organisationen in Palästina gegen die Engländer vorgegangen waren. Pflicht der Zionisten in Budapest hätte es sein müssen, Sabotage-Aktionen, politische Attentate und Aufstände zu organisieren, ähnlich dem des Warschauer Ghettos. Statt dessen habe Kastner mit den Nazis kollaboriert – genauso wie die Jewish Agency in Palästina mit den Engländern.

Tamir beschuldigte Kastner ferner, den ungarischen Juden das Schicksal verheimlicht zu haben, das sie im Fall ihrer Deportation erwartete; und die Jewish Agency beschuldigte er, ihrerseits die Tatsache der Vernichtung des europäischen Judentums vor der öffentlichen Meinung der Welt ebenso verschwiegen zu haben. Dieses Schweigen von Ben Gurions MAPAJ habe, so argumentierte er, zum Untergang Hunderttausender Juden beigetragen, deren Leben vielleicht zu retten gewesen wäre.

Tamir hatte politische Aspirationen. Seine Absicht war es, die israelischen Rechtsparteien unter einen Hut zu bringen und sich zu ihrem Führer aufzuschwingen. Er wollte den Prozeß so gestalten, daß die jüdische Arbeiterbewegung, die während der Mandatszeit eine führende Rolle in der Jewish Agency gespielt hatte, diskreditiert würde und das moralische Recht verlieren sollte, in Zukunft die Geschicke des jüdischen Staates zu lenken.

Auf eine solche Prozesstaktik war weder die Staatsanwaltschaft vorbereitet noch Kastner selbst. Dies kam Rechtsanwalt Tamir zugute.

Der Prozeß gegen Grünwald hatte Anfang Februar 1954 begonnen. Beweisaufnahmen und Plädoyers beanspruchten nicht weniger als siebzig Verhandlungstage; in ihnen wurden zweiundfünfzig Zeugen gehört.

Um halb elf Uhr abends des 3. Oktober zog sich der Richter zurück, um sein Urteil abzufassen. Um sich durch die rund 3000 Protokollseiten und die 310 Dokumente durcharbeiten, die von Anklage und Verteidigung vorgelegt worden waren, brauchte er mehr als acht Monate. Am 26. Juni 1955 verkündete er das Urteil. Es übertraf Verteidiger Tamirs kühnste Hoffnungen: Der Angeklagte Grünwald wurde von drei Anklagepunkten freigesprochen und nur zum symbolischen Schadenersatz von einem israelischen Pfund verurteilt, weil nicht bewiesen werden konnte, daß sich Kastner finanziell bereichert hatte. Dagegen wurden dem Angeklagten aber gleichzeitig zweihundert Pfund Entschädigung zugesprochen.

Damit war Kastner moralisch verurteilt, weil der Richter seinen Urteilsspruch in dem Satz gipfeln ließ: »Der Zeuge Kastner hat seine Seele dem Satan verkauft, als er mit dem Feind eine Vereinbarung getroffen hat, eine relativ kleine Gruppe zu retten... Dadurch hat er indirekt zur Ausrottung von 600 000 ungarischen Juden beigetragen.« Den politischen Gedankengängen von Rechtsanwalt Tamir war der Richter zwar hinsichtlich Kastners gefolgt, nicht aber in bezug auf die MAPAJ.

Im ganzen Land verursachte das fünf Wochen vor den Wahlen zur Knesset, dem israelischen Parlament, ausgesprochene Urteil größte Erregung. Die rechtsradikale Cherut-Partei nützte es für ihre Wahlpropaganda gegen die MAPAJ aus, indem sie Plakate drucken ließ, die Kastners Gesicht in der Fratze des Teufels zeigten und die Auf-

schrift trugen: »Wer MAPAJ wählt, wählt Kastner!« Über die Frage, ob die Staatsanwaltschaft gegen das Urteil Berufung einlegen sollte, kam es sogar zu einer Regierungskrise.

Kastners Alltag wurde dadurch zu einer Hölle. Besitzer und Personal von Lebensmittelgeschäften, Zigarrenläden und Benzinstationen weigerten sich, ihn zu bedienen. Seine Bekannten begannen, ihn zu meiden. Es kam zu einem gesellschaftlichen Boykott. Über all dem blieb Kastner standhaft und verlor den Mut nicht. Als ob nichts geschehen wäre, ging er seiner Arbeit Tag für Tag nach.

Lange vorher hatte der israelische Generalstaatsanwalt bereits Berufung gegen das Urteil des Jerusalemer Bezirksgerichts eingelegt. Kastner selbst hatte Grünwald privat wegen Beleidigung verklagt. Als Kläger hoffte er, die Möglichkeit zu haben, die Zeugen laden und die Dokumente vorlegen zu können, die ihn rehabilitieren würden. Alles das war wegen Rechtsanwalt Tamirs Taktik während des ersten Prozesses von der Staatsanwaltschaft versäumt worden.

Im Januar 1957 kam es zur Berufungsverhandlung vor dem Obersten Gerichtshof. Ankläger war der damalige Generalstaatsanwalt des Landes und heutige Oberrichter Chaim Cohen. Er brauchte sechs Tage für sein Plädoyer, das in dem Satz gipfelte, noch niemals in der Geschichte Israels oder der Welt habe ein Gericht derartiges Unrecht begangen wie das Jerusalemer Bezirksgericht gegenüber Kastner bei der Begründung des Grünwald-Urteils.

Nach dieser Berufungsverhandlung lebte Kastner äußerlich wieder auf. Jetzt war seine endgültige Rehabilitierung gesichert.

Doch er selbst sollte diese Rehabilitierung nicht mehr erleben.

Als er am 3. März 1957 kurz nach Mitternacht nach Hause ging, wurde er vor seiner Wohnung in Tel Aviv niedergeschossen. Der Täter, Seew Eckstein, hatte ihm auf der

Straße aufgelauert. Man stellte Eckstein vor Gericht, zusammen mit zwei weiteren Beteiligten. Sowohl Eckstein wie auch seine beiden Mittäter, Dov Schemer und Josef Menkes, wurden zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt. Kastners Verleumder, Malkiel Grünwald, erhielt im Berufungsverfahren eine Gefängnisstrafe von einem Jahr unter Zubilligung von Bewährungsfrist. Das Rudolf Kastner so verdammende erstinstanzliche Urteil wurde vom Obersten Gerichtshof des Landes vollinhaltlich aufgehoben.

Rudolf Kastner selbst war neun Tage nach dem Attentat gestorben. Bei seinem Begräbnis gab ihm, trauernd und erschüttert, eine kaum übersehbare Menschenmenge das letzte Geleit. Er, der als einzelner gewiß mehr jüdische Leben gerettet hat als alle seine Freunde und Feinde zusammen — ihm war es nicht mehr vergönnt, den ihn moralisch rehabilitierenden Beschluß des obersten israelischen Gerichts zu erfahren.

Auch die Verhaftung Adolf Eichmanns, des Ungeheuers, mit dem er gerungen und gegen das er gekämpft hatte, in dessen Prozeß er einer der Hauptzeugen gewesen wäre — auch diesen Triumph erleben zu können, blieb ihm vom Schicksal versagt. Kastner hatte zwar allen HölLEN der Nazis zu entinnen vermocht, blieb aber nicht davor bewahrt, in Israel, für das er sein Leben lang gekämpft hatte, einem Attentat unverantwortlicher Abenteurer zu erliegen. Hätte er die von ihm in Budapest geleitete Rettungsaktion nicht überlebt, wäre er vom jüdischen Volk gewiß als Märtyrer und Nationalheld gefeiert worden.

ERNEST LANDAU

Arendt
DD 247 .E5 K3

Der Kastner-Bericht über Eich



35131000119729

242

274

279

281

295

303 - Frau, oder Arbeiterinnen

02-22 STD ECO



8 032919 996824

www.colibrisystem.com